ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

19. Jahrgang. **Heft 4. 1909.**



Mit sechs Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & Co.

1909.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Dr. Max Fiebelkorn, Berlin NW. 21, Dreysestr. 4, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Armenische Heiligenlegenden.

Von **Bagrat Chalatianz.**

Einen besonderen Abschnitt der armenischen Volksliteratur bilden die Lieder, in welchen die Taten der einzelnen Heiligen gepriesen werden. Der bei den Armeniern noch ziemlich festgewurzelte Heiligenkultus äussert sich in alljährlichen Pilgerfahrten, welche mit Opfern, religiösen Zeremonien und verschiedenen Spielen begleitet werden. So strömt im Sommer eine grosse Volksmenge zum Grabe des Surb Karapet in Musch (Türkisch-Armenien), um diesem 'Sultan von Musch' ihre Wünsche vorzutragen; die Knaben lassen ihr Haar nicht scheren, sondern tragen bis zum 14. oder 15. Jahre lange Locken, wo sie das Grab des Heiligen besuchen und diesen um Verleihung irgend eines Talents anflehen. Denn Surb Karapet gilt als Patron aller Künstler, der Seiltänzer, Volkssänger, Musiker, Ringkämpfer usw.; und diese, besonders die Musiker, beginnen hier einen Wettkampf, nach welchem der Besiegte sein Instrument an den Sieger abtreten muss. Als Erfüller der Wünsche wird auch Surb Gevorq (Georgius) vom Volke verehrt; er hilft den Kranken, besonders den kinderlosen jungen Frauen, welche sich zur Herbstzeit in Begleitung ihrer Angehörigen auf zweirädrigen Karren zu dem Heiligtum auf dem Berge Aragatz (Gouvernement Erivan) begeben. Eine besondere Popularität geniesst Surb Sargis (Sergius), der stets auf einem windschnellen weissen Rosse sitzend, eine Lanze in der Rechten haltend, dargestellt wird. Man ruft ihn während eines beschwerlichen Weges, eines Schnee- oder Windsturmes, einer Irrfahrt um seinen Beistand an. Wahrscheinlich ersetzte er in der Volksvorstellung den Sturm- und Windgott Theisba der Vorarmenier (Urartäer), der als einer der drei Hauptgötter des Landes neben Xaldi und Ardini (Sonne) galt. Ihm zu Ehren feiert das Volk fünftägige Fasten, welche gewöhnlich in den Februar fallen. Nach den Berichten der armenischen Historiker flüchtete Sergius vor der Verfolgung des Kaisers Julian nach Armenien zuerst zu dem armenischen Könige Tiran II. und dann zu dem persischen Könige Sapor; bei diesem

fand er jedoch mit seinem Sohne Martiros am 30. Januar den Märtyrertod. Das folgende Gebet, welches gesungen wird, charakterisiert die überirdische Macht des Heiligen:

> Nachts ging ich aus;
> Ich sah einen mächtigen Heiligen;
> Ich sprach zu ihm, weinte und warf mich zu seinen Füssen.
> Ich fragte ihn: Heiliger Vater, wie ist dein Name?
> „Mein Name ist heiliger Sargis,
> Mein Sohn heisst Martiros,
> Mein Ross läuft über die Wolken,
> Standhaft über das Meer!“ [1]).

Eine von mir in Etschmiatsin 1899 niedergeschriebene Sage erzählt, dass ein griechischer (urum) König einst den armenischen König aufforderte, ihm 40 000 Krieger zu Hilfe zu schicken. Dieser sandte aber ihm nur vierzig Recken mit dem tapferen Sargis an der Spitze. Als der griechische König die kleine Schar vor sich sah und seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab, schlug der tapfere Sargis ihm vor, um die Kraft seiner Leute zu erweisen, einen Kampf zwischen ihnen und dem königlichen Heer zu veranstalten. In diesem Kampfe erschlugen die armenischen Recken alle ihre zahlreichen Gegner. Da hielt der König mit seinem Volke Rat, und sie beschlossen, jedem armenischen Recken für die Nacht ein Mädchen beizugesellen; nachdem die Mädchen einen Heldensprossen empfangen, sollten sie ihre Genossen im Schlafe töten. Dem tapferen Sargis ward die Königstochter beigelegt; als sie aber den schlafenden Helden töten sollte, bejammerte sie ihn, und ihre Tränen fielen auf das Gesicht des Helden. Dieser erwachte, und als er die Ursache ihres Kummers hörte, schlug er ihr vor, mit ihm nach Armenien zu entfliehen. Er bestieg sein Ross, setzte das Mädchen hinter sich auf den Sattel und wollte davonreiten; da sah er, dass der Palast rings mit einer hohen Mauer umgeben war. Er sprach: „Sei Tür!“ Und die Mauer spaltete sich, der Held entkam, nahm seinen Weg übers Meer und gelangte nach Skutari. Das feindliche Heer verfolgte ihn hart; aber der tapfere Sargis blies Hafergrütze, die er in der Tasche hatte, auf den Feind; und es entstand ein furchtbarer Sturm, der das ganze Heer umbrachte. Sargis gelangte mit seiner Braut glücklich zu seinem Könige nach Armenien.

Surb Sargis tritt auch in vielen Märchen als Murad-Geber, d. i. Erfüller der Heiratswünsche, auf. Eine bei den Türken, wie auch bei den Armeniern verbreitete Sage erzählt: Ašeg̑ (Volksmusiker) G̑arib zog in die Fremde; nach mehrjähriger Wanderung erfuhr er, dass seine Braut

---

1) Die Bitte erkennt man aus den Schlussworten des Sergius:

> „Geh, sage: Die Gefangenen
> Soll er um seiner Sonne [seines Lebens] willen freilassen!“

(Ethnographische Zeitschrift 9, 16—17. Tiflis 1902.)

einen anderen zu heiraten gezwungen worden sei. Er eilte nach Tiflis zurück, um die Hochzeit zu verhindern; allein es blieb nur noch ein Tag bis dahin, und er war noch in Erzerum. Er brach in bittere Tränen aus; in diesem Augenblicke erschien ihm auf dem Wege ein Reiter auf einem weissen Rosse, der ihn mitleidig hinter sich aufsitzen und die Augen zumachen hiess. Als er sie gleich darauf wieder öffnete, fand er sich in Tiflis. Der Reiter Surb Sargis verschwand sofort mit seinem wunderbaren Ross. Ašeĝ Ĝarib aber trat mit seinem Čongur (siebensaitiges gitarrenartiges Instrument) unter die Hochzeitsgäste, gab sich durch sein schönes Spiel und seinen Gesang zu erkennen und erhielt die Hand seiner Braut[1].

Als Nationalheiliger der Armenier gilt jedoch Gregorius, der 'Erleuchter des Landes'. Nach der Überlieferung brachte er zu Ende des 3. Jahrhunderts die christliche Lehre nach Armenien, hatte jedoch unter dem armenischen Könige Tiridates ausserordentliche Martern zu bestehen. Er gründete dann mit dessen Hilfe im Jahre 301 das Kloster Etschmiatsin (jetzt der Wohnsitz des Katholikos aller Armenier), welches seitdem ein Wallfahrtsort geworden ist.

In zahllosen Gebeten und Liedern feiert das Volk die Wundertaten und den Märtyrertod dieser Heiligen. Es ist begreiflich, dass die Erzählung von dem wunderbaren Tod des Königsohnes Alexanos (Elexanos, Lexanos), der auf Krone und weltliche Freuden verzichtet, auf die Phantasie des dem Christentume mit Eifer zugewandten Volkes stark einwirken musste. Obgleich dem armenischen Boden fremd, fand Alexanos dank den rührenden Einzelheiten seines Lebens hier begeisterte Verehrer und wurde mit Hymnen auf seine heldenmütige Ausdauer im Leiden begrüsst. Die beiden hier vollständig übersetzten Lieder können als Muster der Heiligenlieder überhaupt angesehen werden, in denen sich die eigentümliche Denkweise des armenischen Volkes kundgibt. Die Alexioslegende[2]) ist zweifellos auf schriftlichem Wege aus der griechischen Literatur zu den Armeniern gedrungen, wenn auch die Möglichkeit einer mündlichen Überlieferung sich mit Rücksicht auf die geographische Lage Armeniens nicht ableugnen lässt.

---

1) Aus meiner noch nicht veröffentlichten Sammlung armenischer Märchen. Die Erzählung ist auch zu den Russen übergegangen und findet sich ähnlich in der Bylina 'Die Ausfahrt des Dobrynia Nikitič' wieder, obgleich hier der hilfreiche Heilige durch das eigene Ross des Helden ersetzt wird.

2) [Acta Sanctorum Julii 4, 238. Blau, Zur Alexiuslegende: Germania 33, 181. Konrad von Würzburg, Alexius hsg. von Henczynski 1898. Amiaud, La légende syriaque de Saint Alexis 1889.]

1. Elexanos[1]).

Ich habe eine Burg voll Gold, eine andere voll Silber. Heil dem Schöpfer!

Der Engel Gabriel stieg herab und sprach: „König Ephrem, Königin Anania, öffnet eure Burgen und teilt (Geld) den Armen aus! Dann wird Gott euch einen Sohn schenken, den ihr Elexan nennen sollt.“ Der König Ephrem tat nicht demgemäss, die Königin Anania aber tat es getreu; sie liess die Burgen öffnen, die ganze Stadt versammeln und (Geld) den Armen austeilen. Neun Monate und neun Tage trug sie (das Kind) im Leibe, danach kniete sie auf den Boden nieder und gebar den Sohn Elexan. Der Engel Gabriel sprach: „O Königin Anania, du sollst den heiligen Johannes den Goldmund (Chrysostomos) zum Täufer nehmen. Ich bin des Schöpfers Knecht“[2]). Es vergingen sieben Tage, und sie nahm den heiligen Johannes den Goldmund zum Täufer und nannte den Sohn Elexan. Als dieser sieben Jahr alt wurde, brachte man ihn zur Schule zum heiligen Johannes dem Goldmund, der wurde (sein) Lehrer. Man verkündete dem König Ephrem: „Jenen, den Gott dir geschenkt (ich bin des Schöpfers Knecht!), lehren wir das Weltliche, er nimmt aber Psalmen; wir zeigen ihm Psalmen, er nimmt aber das Testament; wir zeigen ihm das Testament, er hat aber schon vier Kapitel davon durchgenommen.“

Man verkündete der Königin Anania: „Dein Elexan ist reif geworden.“ Die Königin Anania versammelte die ganze Stadt und verlobte (den Sohn) mit der Jungfrau Margrit. Ein böser Feind setzte sich dawider und sprach: „Elexan, du einziger Sohn, du hast mit der bösen Sache nichts zu tun; gehorche deiner Mutter nicht!“ Man verkündete dem heiligen Johannes dem Goldmund: „Du heiliger Johannes Goldmund, er gehorcht seiner Mutter nicht, sondern gehorcht dem (vor Hass) blinden Feinde, in dessen Hand der Hausherd[3]) fallen wird.“ Jener sprach: „O Elexan, du einziger Sohn, gehorche nicht dem blinden Feinde!“ Dieser sprach: „Ich habe mit der bösen Sache nichts zu tun, ich bleibe nicht bei meinen Eltern.“ Die Königin Anania kniete nieder und sprach zum heiligen Johannes dem Goldmund: „Bin Knecht deines Schöpfers. Du bist ja der grüne Chrisam und auch vor Gott gepriesen. Mögest du dem Elexan einen Rat geben, damit der Hausherd nicht in fremde Hände falle!“ Jener sprach: „Elexan, du einziger Sohn, gehorche deiner Mutter!“ — Man feierte die Hochzeit sieben Tage, sieben Nächte lang; dann schloss man die sieben Tore zu und führte die Jungfrau Margrit in ein Zimmer. Als Mitternacht herankam, sprach Elexan: „Jungfrau Margrit, stecke meinen Ring an deinen kleinen Finger! Ich will ein Gebet verrichten; wir werden ja bald die böse Sache verrichten.“ Der Hahn krähte, und die Jungfrau Margrit war eingeschlafen; sie tat die Augen auf, der einzige Sohn war verschwunden. Es ertönten die Frühglocken; die Königin Anania stand auf, füllte eine Schüssel mit Naschwerk und sprach bei sich: „Ich will hingehen und das junge Paar sehen.“ Sie kam zu der Schwelle und sah dort nichts; sie ging in das Tor hinein und sah auch dort nichts; sie trat in das Zimmer hinein, die Jungfrau Margrit lag im Jammer. Sie sprach: „Möge dein Haus zugrunde

---

1) Alle drei Lieder sind von S. Haikuni in Türkisch-Armenien aufgezeichnet und in der Eminschen Ethnographischen Sammlung 6, 3–17 (Moskau 1906) veröffentlicht.

2) Üblicher Andachtsausdruck.

3) Der Hausherd, den das Volk als Heiligtum verehrt, bedeutet des Hauses Dauer und Glück. Bei der Hochzeit kniet das junge Paar vor dem Herde nieder und betet in Anwesenheit des Priesters und der Gäste.

gehen[1])! Gefällt dir meine ummauerte Burg nicht? Oder mein Palast nicht, oder mein einziger Sohn nicht, dass du wehklagst im Zimmer?" Jene sprach: „O Königin Schwiegermutter, komm herunter! Er sprach: Jungfrau Margrit, stecke meinen Ring an deinen kleinen Finger, bis ich mein Gebet verrichte; wir werden ja bald jene böse Sache verrichten. Ich schlief auf dem weichen Kissen ein; (da sah ich), dein einziger Sohn war verschwunden." Der Mutter Brüste weinten auf ihrem Busen, sie kniete auf dem Boden nieder und sprach: „Was soll ich tun! Mein einziger Sohn ist verschwunden." Zweiunddreissig Jahre blieb die Jungfrau Margrit im Zimmer eingeschlossen; die Königin Anania aber öffnete die ummauerte Burg und liess den Armen (Geld) austeilen, damit sie ihren einzigen Sohn finde.

Elexan machte sich auf den Weg und begegnete einem Schiffbauer. Er sprach: „O Schiffbauer, nach sieben Tagen bringe mir einen roten Krug Wasser und ein Gerstenbrot, eine Hälfte dir, die andere aber meinem Meister!" (er sagte nicht: für mich). Aus den sieben Tagen wurden zweiunddreissig Jahre. Frühmorgens kniete der Schiffbauer nieder und sprach: „Was soll ich dem Schöpfer antworten? Ich vergass den Armen inmitten des Meeres." Er nahm einen Krug mit kaltem Wasser und ein Gerstenbrot, ging zur Meeresinsel und traf dort den Elexan; er sprach: „Armer, ich vergass deiner inmitten des Meeres; was soll ich dem Schöpfer antworten?" Jener sprach: „Schadet nichts. Ich war hungrig, da ass ich Erde; ich war durstig, da leckte ich Tau und betete teils für dich, teils für meinen Meister. O Schiffbauer (dieser war sein Meister), gib mir sieben Tage Frist! Ich will hingehen und die ummauerte Burg und den Palast meines Vaters sehen; dann strecke ich beruhigt meinen Körper aus und gebe meine Seele auf." Er wanderte sieben Tage lang; zweiunddreissig Jahre hatte er sich nicht gewaschen, das Haar war ihm vorn bis auf die Füsse herab gewachsen, hinten reichte es bis an die Fersen. Er kam und sah die Königin Anania weinend sitzen und die Armen um sie herum beten. Er sprach: „Königin Anania, ich will mit deinen Dienern beten, vielleicht findest du deinen einzigen Sohn." Sie erwiderte: „Seit zweiunddreissig Jahren bete ich; gebt ihm einen Platz, lasst ihn auch beten!"

Er ging hin. So oft er niederkniete und sich bekreuzte, floss ein Lichtstrom aus seinem Munde. Die Diener kamen und beschwerten sich bei der Königin Anania, indem sie sprachen: „Königin Anania! Was für einen Feuermund hast du unter uns gesetzt? So oft er den Mund auf und zu tut, verflucht er deinen einzigen Sohn." Nach der Mahlzeit wuschen die Diener die schmutzige Schüssel, füllten sie mit Abfällen, brachten sie ihm und sprachen: „Die Königin Anania hat es dir geschickt." Als er den Kopf erhob, schütteten sie die Abfälle darauf, die flossen in sein schönes Haar. Er ging und beklagte sich bei der Königin Anania: „Königin Anania, weise deine Diener zurecht! Sie waschen die schöne Schüssel und schütten (die Abfälle) auf mein schönes Haar." Die Königin Anania erhob ihr Haupt, schüttelte es und sprach: „O ihr Bösen, warum wascht ihr die schöne Schüssel und schüttet (die Abfälle) auf sein Haar?" Er ging wieder auf die Strasse und betete dort, man brachte wieder Abfälle und schüttete sie auf seinen Kopf. Er ging nicht mehr, sich zu beschweren. Nach sieben Tagen, als man wieder Abfälle auf seinen Kopf schüttete, sah man, dass der Arme mitten auf der Strasse gestorben war.

Man verkündete der Königin Anania: „Der Arme ist auf der Strasse gestorben; ein lichter Schein steht über ihm." Der König Ephrem, die Königin Anania und die ganze Stadt versammelte sich um ihn; man sah, dass seine rechte Hand

---

1) Ein sehr verbreitetes Fluchwort.

geschlossen war, aber alle Mühe war vergebens, sie zu öffnen. Der König Ephrem sprach: „Bringt eine Zange und öffnet damit die Hand!“ Die Königin Anania aber sprach: „O weh, berührt seine Hand nicht mit der Zange! Er gleicht meinem Elexan.“ Man holte den heiligen Johannes den Goldmund herbei, er sprach: „Königin Anania, ich verstehe die Sache nicht; lass es Salomo dem Weisen ansagen!“ Man holte Salomo den Weisen, der sprach: „Soll jemand seine Hand öffnen, so kann das nur eine Jungfrau tun.“ Man suchte hin und her und brachte die Jungfrau Margrit, die zweiunddreissig Jahre im Zimmer gesessen hatte, herzu. Man belud ein Saumtier mit Gold, ein anderes mit Weihrauch, gab ihr eine brennende Kerze in die Hand und führte sie durch die Reihen der Diener, damit man den einzigen Sohn finde. Die Jungfrau Margrit teilte das Gold aus, ging zu ihm (Elexan) hin und kniete nieder; da öffnete sich die Hand, und ein Papier fiel daraus auf ihren Busen. Salomo der Weise nahm es und las: „Meine Mutter, die Selige, heisst Anania. Mein Vater, der Unselige, heisst Ephrem, mein Schwiegervater Sacharias, meine Schwiegermutter Xoromsima, mein Täufer der heilige Johannes Goldmund, meine Braut aber Jungfrau Margrit. Ihr glaubt nicht, dass ich euer einziger Sohn Elexan bin.“ Die Jungfrau Margrit sprach: „Möge ich Knecht an deinem Grabe sein! Wenn sieben Tage vergangen sind, wird man mich an deine Seite legen.“ Die Königin Anania sprach: „Bereitet seidene Kleider für meinen Elexan!“ Salomo der Weise aber erwiderte: „Wir wollen ihn in seinen Haaren (eingewickelt) begraben; nur dies ist Gott wohlgefällig.“ Die Königin Anania gehorchte nicht, sondern gebot, seidene Gewänder anzufertigen; allein es verdorrten die Hände des Schneiders, blind wurden seine Augen. Da wickelte man Elexan in (sein) Haar und machte daraus sein Leichentuch. Es kam ein Engel Gottes und sprach: „Ich will dich mit deinen Füssen und deinem Haupt (d. h. ganz) ins Paradies bringen.“ — Sieben Tage betete die Jungfrau Margrit am Grabe Elexans, des einzigen Sohnes; nach sieben Tagen starb sie, und man begrub sie neben ihm.

2. Alexan.

Der König Ephrem besass viel Reichtum, allein er hatte keine Nachkommen. Einst sprach er: „Königin Anna, lass uns Tag und Nacht beten, damit Gott uns einen Nachkommen schenkt!“ Sieben Tage und sieben Nächte beteten sie, und Gott gab ihnen einen Sohn. Er wurde zum Hoflehrer in die Schule gegeben; er floh aber aus der Schule fort zu öden Stätten und baute sich dort Kirchen von Lehm und Schiffe von Holz. Der Hoflehrer kam zu dem König und sprach: „Dein Alexan ist sehr toll und unvernünftig; er flieht aus meiner Schule fort nach öden Stätten und baut sich dort Kirchen von Lehm und Schiffe von Holz.“ Der König sprach: „Lehrer, wer hat ein Heilmittel für meinen Alexan?“ Jener sprach: „Ein Weber hat ein Heilmittel für deinen Alexan.“ Der König Ephrem sprach: „Öffnet die Tür der Schatzkammer!“ Er füllte einen Sack mit Gold und ging vor die Tür des Webers. Dieser sprach: „O König Ephrem, was ist meine Schuld, dass du vor meine Tür gekommen bist?“ König Ephrem sprach: „Hast du ein Heilmittel für meinen Alexan?“ Der Weber sprach: „Wenn ich es auch nicht hätte, so würde ich anderswo das Heilmittel für deinen Alexan schaffen.“ Man brachte eine Braut für Alexan und feierte die Hochzeit sieben Tage und sieben Nächte lang; dann wurden sie beide in sieben Zimmer hineingeführt. Alexan ging einmal herum und sprach: „Herr, befreie mich von dieser Sünde!“ Nes Margrit riss den Schleier vom Gesicht und sprach: „Alexan, dein Vater brachte mich für dich, und dich brachte er für mich. Lass uns essen, trinken und uns an dem Mahle erfreuen!“ Alexan nahm den Ring von seinem Finger, reichte

ihn der Nes Margrit und sprach: „Nach sieben Jahren bin ich dein, und du bist mein.“ Er fasste die geschlossene Tür, öffnete sie und ging weg. Auf dem Wege sah er ein Licht schimmern; er ging dem Lichtschimmer nach und traf da einen Bettler sitzend. Er sprach: „O du Armer, gib mir deine Kleider und nimm dir die meinen!“ Jener erwiderte: „O Alexan, wenn dein Vater dies erfährt, so macht er mir den Garaus.“ Alexan sprach: „Du Tor, bring die Kleider in ein anderes Land und verkaufe sie dort zu meinem Wohl!“

Frühmorgens stand die Königin Anna auf und vernahm ein Weinen. Die Stimme kam von den sieben Zimmern her. Sie ging hin und fand Nes Margrit weinend, so dass ihr Schleier wie im Wasser schwamm. Sie sprach: „Warum weinst du, du Wahnsinnige und Dumme? Fehlt es mir etwa an Habe oder Reichtum?“ Jene sprach: „Ich brauche weder deine Habe noch deinen Reichtum. Wo ist seit Mitternacht dein Sohn Alexan?“ Die Königin Anna erhob die Hand und löste ihr graues Haar[1]); sie ging hin (zum Gatten) und sprach: „O König Ephrem, wie kannst du schlafen? Steh auf! Wo ist seit Mitternacht dein Sohn Alexan?“ Der König Ephrem stand auf und riss sich den weissen Bart aus. Dann liess er die Palasttür zuschliessen. Das Volk versammelte sich davor und sprach: „O König Ephrem, wer würde es wagen aus Furcht vor dir, deinen Sohn zu verstecken? Komm heraus! Dein Sohn wird gefunden werden.“ Man öffnete die Tür der Schatzkammer und füllte einen Sack mit Gold. Der König ging weg und sah auf dem Wege einen Armen sitzen; er sprach: „O Armer, von hier kommt der Geruch meines Sohnes Alexan. Hast du meinen Alexan gesehen?“ Jener Arme war aber Alexan selbst; er sprach: „Alexan ging hier vorbei und sprach: Mein Vater soll sieben Armenhäuser bauen; nach sieben Jahren ist Alexan dein, und du bist sein.“ Der König Ephrem liess das Gold bei dem Armen, baute Armenhäuser und teilte den Armen Brot und Kleider aus.

In der Abenddämmerung kam Alexan zu einem Tischler und sprach: „Baue mir ein Schiff!“ Jener sprach: „Es ist dunkel.“ Da häufte er das Gold vor ihm auf und sprach: „Baue bei dem Licht dieses Schatzes!“ Alexan trat dann in das Schiff und segelte fort übers Meer. Da kam ein Satan zu ihm und sprach lügnerisch: „O Alexan, wo bleibst du? Das schwarze Wasser fegte das Haus deines Vaters hinweg.“ Alexan kehrte um und schritt an der Tür des Vaterhauses vorbei; da sah er die grosse Königin Anna mit dem Kopf auf den Knien der Nes Margrit ruhend. Nes Margrit sprach: „O du grosse Königin Anna, von dort kommt der Geruch meines Alexans.“ Jene aber sprach: „Möge deine Mutter sterben[2])! Wo ist Alexan? Erst nach sieben Jahren gehörst du dem Alexan.“ (Sie wusste es aber nicht, dass die sieben Jahre schon vollendet waren.)

Alexan schritt weiter und setzte sich in das Armenhaus. Man brachte Brot, aber er ass es nicht; man brachte Kleider, aber er zog sie nicht an, sondern sprach: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!“ Die Armen kamen zu dem König und sprachen: „O König Ephrem, es kam ein Armer, er will aber weder essen, noch trinken, sondern lästert Gott.“ Jener sprach: „Geht, reisst die Tür aus und steckt sie in sein Ohr hinein!“ Man steckte die Tür in sein Ohr hinein. Allein Alexan sprach wieder: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!“ Man meldete dem König, er lästere noch ärger. Der

---

1) Das Auflösen und Raufen der Haare gilt bei den Frauen als Zeichen tiefen Schmerzes.

2) Ein Vorwurf ohne boshaften Charakter, ähnlich wie: ‘Möge dein Haus zerstört werden!’

König sprach: „Steckt die Tür in sein Auge!" Jener sprach aber wieder: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!" Man meldete dem König: 'O König Ephrem, er lästert noch viel ärger!' Jener sprach: „Geht, öffnet den Block, legt ihn in den Block!" Bis Mitternacht war er am Leben, nach Mitternacht starb er. Die rechte Hand ragte empor, und darin steckte ein Brief. Man meldete dem König: „O König Ephrem, der Arme ist gestorben, in seiner Hand ist ein Brief; doch trotz aller Mühe vermag sie niemand zu öffnen." Der König Ephrem machte sich auf, und auch das ganze Volk strömte dahin, aber niemand vermochte die Hand zu öffnen. Der König Ephrem sprach: „Ich habe Nes Margrit; sie ist vielleicht gerecht." Man liess Nes Margrit kommen; da öffnete sich die Hand, und der Brief fiel heraus. Man las das Schreiben, und der König erfuhr jetzt, dass dies sein Alexan sei. Als man das Schreiben gelesen hatte, starb Nes Margrit. Man begrub beide im Armenhause, und ein lichter Schein stand über ihnen.

3. Kaguan Aslan[1]).

Kaguan Aslan war einundzwanzig Jahre alt; er hatte einhundertsechsundsechzig Arme. Er trank Granatwein, schmauste und wusste nicht, dass es einen Tod auf der Welt gibt. Eines Tages kam ein Armer zu ihm und sprach: „Kaguan Aslan, einer deiner Armen starb mitten auf der Strasse." Kaguan Aslan liess das Essen und den Granatwein stehen und sprach: „Wer hat die elende Seele meines Armen genommen?" Er bestieg sein Ross Bozbek und ritt ins Feld. Er sprach: „Wer hat die elende Seele meines Armen genommen?"

Gott ward zornig und sandte den Engel Gabriel. Dieser sprach: „Kaguan Aslan, wohin willst du gehen?" Er erwiderte: „Ich begebe mich irgendwohin. Ich weiss nicht, wer die elende Seele meines Armen genommen hat." Der Engel sprach: „Ich habe die elende Seele deines Armen genommen." Kaguan Aslan fragte: „Warum hast du die elende Seele meines Armen genommen? Tritt herzu! Ich und du wollen darum kämpfen." Sie wurden handgemein und kämpften bis zum Abend. Den Engel Gabriel dauerte es, ihn totzuschlagen, Kaguan Aslan aber schlug von Herzen auf ihn los. Am Abend wurde der Engel Gabriel sehr zornig; er rollte die Augen und packte ihn bei den Füssen, dass es ihn bis zum Scheitel schmerzte; es schmerzte sein Kopf, sein Herz und seine Knie wurden schwach. Seine Leute fassten ihn unter den Armen und legten ihn auf sein Lager.

Der Engel Gabriel bestieg sein Ross, zog die Kleider an, nahm seine Waffe und trat zu Häupten Kaguan Aslans, indem er sprach: „Ich will dir deine süsse Seele nehmen." Die Seele drängte sich bis zu den Knien. Kaguan Aslan aber wusste nicht, dass es einen Tod auf der Welt gebe, und sprach: „Lasst meine Mutter kommen! Vielleicht wird sie ihre Seele statt meiner süssen hingeben." Als die Mutter hinkam, sprach er: „Mutter, der Engel Gabriel verlangt meine süsse Seele. Gib, bitte, die deine statt meiner süssen Seele hin!" Sie sprach: „Wie soll ich helfen, Sohn! Dreihundertsechsundsechzig Jahre bin ich alt, wie eine junge Braut bin ich unter den Menschen, der Schleier bedeckt noch mein

---

1) Der Erzähler ist ein Armenier gewordener Kurde namens Mkrtič Kulan. [Das Entsetzen des Königs, der zum ersten Male die Wirksamkeit des Todes erkennt, erinnert an die Buddhalegende, die dem Abendlande durch die Geschichte des hl. Josaphat vermittelt ward; in der Gestalt der treuen Braut Margrit aber, die für den Verlobten ihr Leben freudig hingibt, während sein Vater und seine Mutter vor einem solchen Opfer zurückbeben, erkennen wir eine Nachkommin der griechischen Alkestis.]

Gesicht. Ich will meine süsse Seele nicht statt deiner hingeben.“ Die Mutter ging weg, und die Seele Kaguan Aslans drängte sich bis zum Unterleibe; da sprach er: „Lasst meinen Vater herkommen! Vielleicht wird er seine Seele statt meiner süssen hingeben.“ Der Vater kam und sprach: „Sohn, was willst du?“ Er sprach: „Der Engel Gabriel verlangt meine süsse Seele. Bitte, gib statt meiner süssen Seele die deine!“ Er sprach: „Sohn, dreihundertsechsundsechzig Jahre bin ich alt und trage noch die Krone auf meinem Haupt. Ich will meine süsse Seele nicht statt deiner hingeben. Länger will ich auf der Welt leben.“ Der Vater ging weg, und die Seele Kaguan Aslans drängte sich bis zu seinem Busen. Schon hatte er die Hoffnung verloren, da er keinen Freund auf der Welt besass; aber er hatte eine Braut namens Margrit. Er sprach: „Lasst Margrit herkommen! Vielleicht wird sie ihre Seele statt meiner süssen hingeben, und ich bleibe leben auf der Welt.“ Man liess seine Braut Margrit kommen; sie sah den Kaguan Aslan in bitterm Harm, und es jammerte sie seiner; sie rief Gott an und sprach: „Kaguan Aslan, beim Himmel, Erde und Gott, ich will meine Seele statt deiner süssen hingeben.“ Margrits Seele drängte sich hinaus, und Kaguan Aslan wurde wieder lebendig. Der Engel Gabriel sprach: „Margrit, gibt es etwa keine andern schönen jungen Männer auf der Welt? Nimm (heirate) dir einen und gib deine Seele nicht hin für die Kaguan Aslans!“ Sie sprach: „Nein, Kaguan Aslans Schmerz ist der meine. Bei Mond, Sonne und Gott, ich will meine Seele für Kaguan Aslans Seele hingeben, damit man mich nicht morgen anrede: Jammervolle Witwe Margrit.“

Da ward es Gott leid, und er gab den beiden Verlobten Margrit und Kaguan Aslan ein Leben von dreihundertsechsundsechzig Jahren. Statt ihrer nahm er die Seelen seines Vaters und seiner Mutter, und Kaguan Aslan und Margrit lebten wieder unter den Menschen. Gott möge ihnen gnädig sein[1])!

München.

Mexikanische Küche.

Von **Caecilie Seler.**

Mir will scheinen, als ob das Studium der Küche bisher von den Ethnographen immer noch etwas vernachlässigt und verachtet würde. Aber warum sollte es weniger wertvoll sein zu wissen, was der Mensch isst, als womit er sich bekleidet? Wenn wir bedenken, wie stark das Beharrungsvermögen der breiten Massen in allen Dingen des täglichen Lebens ist, so wird uns deutlich, dass Nahrung und Küchengeräte manch wertvollen Fingerzeig geben können für die Entwicklung vieler Dinge im Leben der Völker. Und nun gar in Ländern mit gering entwickeltem Verkehr und unter klimatischen Verhältnissen, die dazu beitragen, ein Volk noch

---

1) Üblicher Ausruf bei der Erwähnung der Toten.

weniger beweglich, fremden Einflüssen noch abholder zu machen. Solche Verhältnisse aber liegen zum Teil heut noch in Mexiko vor. Die ganze Lebensweise in den Indianerdörfern, die nicht allzunahe der Eisenbahn gelegen sind, versetzt uns um Jahrhunderte zurück, und Ethnographie und Archäologie können hier gemeinsame Wege gehen. Die kurze Darstellung, die ich in den folgenden Seiten zu geben versuche über das, was man in Mexiko isst und trinkt, macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist nur ein Versuch, das Besondere und Charakteristische der landesüblichen Küche zusammenzufassen.

Beim Europäer in der Fremde macht sich oft eine durchaus ungerechtfertigte Abneigung gegen die landesübliche Küche geltend, die doch auf die Dauer besser vertragen wird, als die von der Heimat her gewohnte; einmal, weil sie dem Klima besser angepasst ist, dann aber auch, weil die zu ihrer Bereitung nötigen Rohstoffe die im Lande erzeugten und daher stets in weit vorzüglicherer Beschaffenheit vorhanden sind, als die eingeführten. Freilich werden Veränderungen notwendig sein, um die einheimische Kost dem mitgebrachten Geschmack näher zu bringen. Ich denke an die scharf gewürzten Gerichte und Saucen, an die sich Zunge und Magen des Nordeuropäers schwer gewöhnen. Die Küche des mexikanischen und mittelamerikanischen Indianers ist im wesentlichen heute dieselbe wie zur Zeit der Entdeckung und Eroberung jener Länder durch die Spanier, und ein Teil der damals landesüblichen Gerichte hat sich auch bei den Spaniern eingebürgert. Viele der dort heimischen Nahrungsmittel und Gewürze haben seit langem in Europa Heimatrecht erlangt. Umgekehrt gedeihen viele, erst von den Europäern eingeführte Landesprodukte drüben in Fülle und Vorzüglichkeit, so dass der Tisch heutzutage hüben und drüben ein viel reicher besetzter sein kann, als vor 400 Jahren. Die Nahrung der indianischen Bevölkerung ist vorwiegend vegetabilisch. Die alten Zeiten kannten kein Schlachtvieh, und auch heute ist frisches Fleisch auf dem Lande meist nicht zu beschaffen, und altgeschlachtetes kann bei den klimatischen Verhältnissen gar nicht in Betracht kommen. Die Küche der Mischbevölkerung und der heimisch gewordenen Spanier ist auf spanischer Grundlage aufgebaut, indem sie reichlich den veränderten Verhältnissen Rechnung trägt. Die europäischen und besonders die deutschen Kaufleute in den grossen Städten pflegen einen europäischen Tisch zu führen, und es erscheint höchstens gelegentlich als Besonderheit ein einheimisches Gericht als willkommene Abwechslung auf der wohlbesetzten Tafel. Doch ist solch europäische Wirtschaft ein recht kostspieliges Vergnügen. Wer sich aber auf abseits gelegenen Pflanzungen oder in kleinen Orten mit indianischer Dienerschaft oder solcher von Criollos, Ladinos und Mischlingen einrichten muss, tut unbedingt gut daran, seinen Magen und seine Zunge an Landeskost zu gewöhnen.

Da sich über spanische Küche jeder mit Leichtigkeit aus einem spanischen

Kochbuche unterrichten kann, so will ich hauptsächlich die einheimischen Nahrungsmittel und Gerichte beschreiben. Zwar gibt es ein recht dickleibiges mexikanisches Kochbuch 'Nuevo Cocinero Mexicano en Forma de Diccionario'; doch geht darin natürlich altheimisches und neu eingebürgertes durcheinander.

Einheimische Nahrungsmittel sind:

Der Mais. Das Wort Mais ist ein Antillen-Wort. Auf mexikanisch heisst die Maisstaude toctli, der junge Kolben xilotl, der schon etwas reife elotl, der reife Kolben cintli, der entkörnte Mais tlaolli. Er ist das Hauptnahrungsmittel für Mensch und Tier. Er war und ist die Nahrung *κατ᾽ἐξοχήν*, den alten Mexikanern gleichbedeutend mit Fülle, Reichtum. So nehmen denn auch die Maisgottheiten in ihrem wimmelnden Olymp eine hervorragende Stelle ein und sind zugleich Götter der Freude, der Fülle, der Blumen, der Spiele. Auch heute noch wird in manchen Gegenden Aussaat und Ernte von religiösen Zeremonien begleitet[1]). — Die Bohnen, mexik. etl, spanisch frijol, von den Mexikanern ihrer grossen Beliebtheit wegen meist zärtlich im Diminutiv „frijolito“ genannt. — Als Gemüse werden verwendet verschiedene Kürbisarten, die fleischige Frucht einer Schlingpflanze, chayote; die süsse Kartoffel, camote; die Tomate, xitomate; das Herz einer Palmenart; die jungen, zarten Triebe des Feigenkaktus. Doch kann diese Aufzählung keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen. — Der Truthahn, Guajolote, verwelscht aus dem mexikanischen Worte Huexolotl, etwa zu übersetzen 'der grosse Dämon'. Von alters her der Festbraten, fast die einzige nennenswerte einheimische Fleischnahrung. Wild gibt es nicht allzuviel, aber das zwischen unserm Hirsch und Reh stehende Venado, mexik. mazatl, hat ausserordentlich wohlschmeckendes Fleisch. In Dünen lebt ein grosses Kaninchen, das unserm Hasen an Geschmack wenig nachsteht. Wilde Enten sind zahlreich auf den grossen Seen. Meer und Flüsse sind reich an Fischen, doch nicht überall wird regelrechter Fang getrieben, und in dem warmen Klima kann dieses empfindliche Nahrungsmittel nicht allzu weit verschickt werden. In der Hauptstadt freilich langen jeden Morgen in Eis verpackte Sendungen der schmackhaften Golffische aus Veracruz an, darunter besonders der sehr geschätzte Huauchinango. Doch ist dies erst eine Errungenschaft der letzten Jahre. Die Eingeborenen essen auch grosse Eidechsen, Gürteltiere, grosse Schnecken, Maguey-Würmer (Würmer, die im Stamme der Agave mexicana leben) und mancherlei anderes Getier. In vorspanischer Zeit wurden Hunde gemästet und gegessen. — Eine nicht geringe Zahl wohlschmeckender und nahrhafter Früchte bringt das Land hervor. Ich will nur einige der bekannteren anführen: die verschiedenen Zapote-Arten, Aguacatl, Papaya, Anona, Guayave, Granadita, Tuna

1) Sapper, Speise und Trank der Kekchí-Indianer (Globus 80, Nr. 16).

und viele andere. Ferner sind die Vanille und der Kakao dort heimisch und der rote Pfeffer, Chile (Capsicum annuum), altm. chilli.

Eingeführt, aber heimisch geworden sind: Reis, Zuckerrohr (die alten Mexikaner süssten mit Honig), Kaffee, europäische Gemüse, die aber nur in hohen Lagen gedeihen; mancherlei tropische Früchte, wie Mango, Banane, Kokospalme[1]) u. a. Europäische Früchte liefern nur selten erfreuliche Ergebnisse. Aber ein wahrhaft kongeniales Klima hat die Orange mit all ihren Spielarten gefunden, die wild und kultiviert überall in vorzüglichster Beschaffenheit zu finden ist.

Zubereitungsarten. Die Maismasse (nixtamal) und ihre Verwendung. Der Mais wird nicht gemahlen, sondern zerquetscht und auf folgende Weise zubereitet: Die abgestreiften Körner werden mit kaltem Wasser und gebranntem Kalk in einen Topf getan und zum Feuer gesetzt. Man lässt ihn kochen, bis die Hülsen erweicht sind. Dann lässt man ihn vollständig auskühlen und wäscht ihn nachher sehr sorgfältig in kaltem Wasser, womöglich in fliessendem, aus. Ist er gewaschen, so beginnt die zeitraubende Arbeit des Mahlens oder vielmehr Quetschens. Er wird zu diesem Zweck auf den Mahlstein, den metate, altmexik. metlatl, gelegt und von der davor kauernden Frau mit einem länglichen Stein, metlapil, zerquetscht. Ist eine homogene Masse entstanden, in der sich kein einzelnes Korn mehr bemerken lässt, so ist der Mais für die verschiedensten Verwendungsarten vorbereitet, unter denen die allererste Stelle einnimmt:

Die Tortilla[2]), mexik. tlaxcalli. Die Bereitung dieses Brotes der mexikanischen Bevölkerung erfordert in grösseren Familien die volle Arbeitskraft einer Frau, und die Erlernung dieser Kunst gehört mit zu den ersten häuslichen Arbeiten, die das Mädchen üben muss. Von der fertig gemahlenen Masse nimmt die Frau einen Teil fort, formt mit ihren Händen einen flachen, runden Kuchen daraus, der dann auf dem flachen Tontiegel, dem comal, geröstet wird, erst auf der einen, nach einigen Minuten auf der andern Seite. Dann ist die Tortilla, das tägliche Brot des Mexikaners, fertig. Auf dem Lande gibt es kein andres Brot, nur in den Städten findet man ein süsses, kuchenähnliches Brot, das als 'pan dulce' oder 'pan de huevos' verkauft wird, und das meist locker und wohlschmeckend, aber im Verhältnis zu den Tortillas natürlich teuer ist. Da seit einigen Jahren Weizenmehl aus den Vereinigten Staaten importiert wird, gibt es in den grossen Städten auch Brot, sog. 'pan frances'. Die Tortilla kann, wenn sie von feiner, gut durchgequetschter Masse, gut gebacken ist und ganz

1) Doch ist es nicht ganz sicher, ob diese nicht auch hier schon seit alten Zeiten heimisch ist.

2) Tortilla ist eigentlich Eierkuchen, doch versteht man im spanischen Amerika ausschliesslich die Maisfladen darunter. Eierkuchen muss ausdrücklich als 'tortilla de huevos' bezeichnet werden.

frisch in einer sauberen Serviette geboten wird, vollkommen befriedigen, ist aber fast ungeniessbar, sobald sie kalt geworden ist, weil sie dann zäh wird wie Schuhleder. Da man aber leider nicht immer frische Tortillas bekommt, wenn man keine eigene Tortillera zur Verfügung hat, so hilft man sich, indem man die kalt gewordenen am offenen Feuer röstet; dann sind es Tostados, die auch noch ganz schmackhaft und sogar leichter verdaulich sind, als frische, oder gar kalte Tortillas. Je moderner die Verhältnisse sich gestalten, um so kostspieliger wird es, sich eine Tortillera zu halten. War es bisher schon immer Sitte gewesen, Tortillas auf den Markt zu bringen, die dann im Hause gewärmt wurden, so haben sich leider neuerdings in grossen und kleinen Orten, sogar auf grossen



Fig. 1. Tortillera, den Mais auf dem Mahlstein quetschend.

Hacienden, Maschinen eingenistet, die die Arbeit der fleissigen Maisquetscherin übernehmen und den abgelieferten Mais nach kurzer Zeit als nixtamal wieder herausgeben. Die Arbeitsersparnis ist eine ungemein grosse. Aber der Wohlgeschmack der Tortilla ist unwiederbringlich dahin. — Abarten der Tortilla. Man füllt auf die frische Tortilla ein wenig Chilesauce oder Reste von schwarzen Bohnen oder Käse, rollt die Tortilla zusammen und bäckt die Rolle. So entstehen die sehr schmackhaften Enchiladas, Envueltos, Quesadillas. Unter Totopoztle versteht man in verschiedenen Gegenden verschiedene Dinge, immer aber ist es Hartgebackenes. Erstens auf dem Hochland: man teilt die sehr fein gemahlene Masse mit dem metlapil auf einem sauberen metate in Längsstreifen, lässt sie auskühlen und bäckt sie. Zweitens in der Gegend von Tehuantepec: ein riesiger, neben dem Hause in die Erde eingegrabener

Tontopf wird wie ein richtiger Backofen geheizt, indem man ein Feuer darin anmacht; dann werden die Kohlen herausgenommen, die flachen Maisfladen um die Innenwand des Topfes gelegt, dieser mit einer Schüssel zugedeckt und Erde darüber geschüttet. Nach etlichen Stunden ist das knusprige, wohlschmeckende Gebäck fertig, das den Vorzug hat, längere Zeit haltbar zu sein und daher gern auf die Reise mitgenommen wird. Die so bereiteten Totopoztles heissen auch: Tortilla Juchiteca, nach der nahe bei Tehuantepec gelegenen Stadt Juchitan.

Atole, eine Art dicker Mehlsuppe, das gewöhnliche Frühstück in den Indianerdörfern. Atole spielt ungefähr die Rolle wie bei uns Hafergrützsuppe, als wohlfeiles und nahrhaftes Gericht der Armen, wie auch als leicht verdauliche Krankenkost. Die Maismasse wird durch ein feines Sieb gedrückt, in einem Topf zum Feuer gesetzt, wo man sie unter fleissigem Umrühren kochen lässt, bis sie die gewünschte Dicke erhalten hat. Dem zum Umrühren benutzten Holzlöffel oder Quirl darf kein Fett anhaften, auch darf er nicht neu sein. Im ersteren Falle gerinnt die Atole, im zweiten bekommt sie einen unangenehmen Geschmack. (Die durchgeseihte Masse wird auch von den zahmen Vögeln sehr gern gefressen und dient als Vogelfutter.) Um die Atole schmackhafter zu machen, setzt man verschiedene Würzen zu, als da sind: Milch, Eidotter mit Zucker, Mandeln, Anis, Schokolade (atole champurrado).

Tamales (tamalli), gefüllte Klösse, eine Festspeise. Die Masse wird mit wenig lauwarmem Wasser angefeuchtet, dann etwas Zucker oder Salz (je nachdem die Füllung süss oder salzig ist), Fett und Gewürz hinzugefügt und gut verrührt. Dann nimmt man gut gewaschene, getrocknete, dünne Mais- oder Bananenblätter, füllt Maismasse hinein und faltet oder wickelt das Blatt zusammen. Dann nimmt man einen grossen Topf, füllt wenig Wasser hinein, in das noch etwas Gras geworfen wird, damit es nicht zum Überkochen kommt, macht darin einen Aufbau (tlapechtli, tapeztle, d. i. Bank) von Ziegelsteinen, legt die Tamales darauf, deckt gut zu, bindet noch ein Tuch darüber und lässt sie im Dampf kochen. Wenn die Masse aus den Blättern herauszuquillen beginnt, sind die Klösse gar. Dies sind gewöhnliche Klösse, die aber selten gegessen werden, meist sind sie gefüllt. Die einfachsten Füllungen bestehen aus schwarzen Bohnen und Capulines (einer einheimischen kleinen, schwarzen Kirsche). Feinere Füllungen bestehen aus Fleisch, Schweinsknöcheln, Truthahn, Reis mit Rosinen. In der Küstengegend wird auch Fisch dazu verwendet. Tamales sind ein mühsam zu bereitendes Gericht und kommen daher nur bei besonderen Gelegenheiten auf den Tisch, an Feiertagen, Familienfesten, oder um einen Gast zu ehren. Schon die Vorbereitungen werden zum Feste, wobei sich der ganze Haushalt beteiligt, Mann, Kinder, Gevattern, Verwandte und Diener, alles, was Hände hat, muss helfen. Eine besondere Abart bilden die Riesentamales, die auf Jahrmärkten feilgeboten und stückweis verkauft werden.

Pozol ist ein bei den Indianern beliebtes, erfrischendes, aus der übrig gebliebenen Maismasse bereitetes Getränk. Der nixtamal säuert natürlich sehr bald, er wird dann mit warmem Wasser angerührt. Die Indianer führen solche Maismasse gern auf Reisen mit sich und können dann jederzeit, sobald sie Feuer und Wasser zur Hand haben, diesen Trank bereiten. Er schmeckt nicht besonders gut, löscht aber den Durst sehr gründlich. Hier möchte ich noch erwähnen, dass der Indianer unterwegs fast niemals kaltes Wasser trinkt.

Dies dürften die hauptsächlichsten Verwendungsarten des Maises sein. Natürlich gibt es von all diesen Gerichten mannigfache Variationen, in den Grundzügen gleichen sie sich überall, soweit ich das Land kennen gelernt habe, von Nordmexiko bis nach Honduras. Auch habe ich mir sagen lassen, dass sie bis nach Südamerika hinein, zum Teil sogar unter den mexikanischen Namen bekannt sind.

Frijol (Bohnen). Es gibt verschiedene Arten und sehr verschiedene Zubereitungsarten, aber wie bei den Maisgerichten immer die gequetschte Masse die Grundlage bildet, so bei den Bohnen die gut weich gekochte Frucht. Die schmackhaftesten sind die kleinen, schwarzen Bohnen. Man kann wohl sagen, dass Bohnen bei keiner einheimischen Mahlzeit fehlen. In meinem mexikanischen Kochbuch finde ich 16 Rezepte für Bohnen. Aber sie lassen sich alle auf die Grundformen gekochte und gebackene zurückführen. Nur der Zusatz verschiedener Würzen macht den Unterschied. Die Krone sind nach meinem Geschmack die gebackenen Bohnen mit Mole, d. i. Chilesauce. Die weich gekochten Bohnen werden zerquetscht, mehrere Male aufgekocht und in einer flachen Schüssel mehrere Stunden auf gelindes Feuer gestellt. Die dazu gehörige Sauce führt uns sofort zum

Chile. Er bedeutet die Vollendung, die Weihe. In dem leuchtenden Dreigestirn: Mais, Frijol, Chile ist er der hellste Stern. In seiner Verwendung liegt die ästhetische, die ideale Seite der Kochkunst. Die Ideale der Völker sind freilich verschieden. Die langen, zwanzigtägigen Fasten der alten Mexikaner verlangten völlige Enthaltung vom Chilegenuss und von der Minne. Diese Gleichstellung ist gewiss ein Beweis für die hohe Wertschätzung, die ihm zuteil wurde. Er ist eine kräftige Anregung für die Verdauung, die ja in heissen Ländern langsamer und träger verläuft. Der Gaumen der Mexikaner hat sich so sehr an seine scharfe Beize gewöhnt, dass die nach einheimischer Art zubereiteten Gerichte den Europäer wie höllisches Feuer brennen. — Der Chile, der in den allerverschiedensten Arten vorkommt — gross und klein, rot und grün, chilillo, chiltipin (chiltecpin-Flohchile), chile verde — dient aber nicht nur als Gewürz, sondern wird auch in verschiedenen Zubereitungen als Gemüse gegessen.

Chile Relleno (gefüllte Pfefferschoten), ein ähnliches Gericht wie unser gefüllter Kohl, gefüllte Zwiebeln oder Gurken. Die Pfefferschoten

werden entkörnt und von den Rippen befreit, mit den verschiedenartigsten Füllungen versehen (ähnlich wie die Tamales), in Mehl und Ei gewälzt und gebacken. — Man isst die Schoten auch ungefüllt, nur gekocht oder mit Käse zubereitet. Hier ist der Phantasie freiester Spielraum gelassen.

Mole (chilmole, chimole, clemole). Eine Sauce, die eine grosse Rolle im mexikanischen Küchenzettel spielt. Man isst sie zu Bohnen, Tortillas, Fleischgerichten, vorzüglich aber zum Truthahn, den der Mexikaner in keiner andern Zubereitung kennt. Mole de Guajolote darf auf keiner Festtafel fehlen und gehört zu den grössten kulinarischen Genüssen. Es gibt eine unendliche Anzahl von Molerezepten. Jede Landschaft, jede Stadt, ja man kann fast sagen jede Familie hat ihre besondere Art, Mole zu machen, und jede Art führt ihren besonderen Namen, je nach der Farbe, nach dem Ort, nach einem zugefügten Gewürz. So gibt es z. B. grüne und schwarze Mole; Mole von Oaxaca und von Puebla usw. Hier folge nur das Rezept für die landläufigste Art der Zubereitung, gewissermassen die Grundform: Man röstet grosse Chileschoten, die man ausgekörnt und von den Rippen befreit hat, in Fett, kocht Tomaten und mahlt beides zusammen im dazu bestimmten Gefäss sehr fein, besonders darf der Chile nicht stückig bleiben. Nachdem man etwas Fett, feingestossenes Gewürz, Salz und Truthahnbrühe (wenn man die Mole nämlich zum Guajolote gibt) hinzugefügt hat, lässt man es kochen, bis es ganz dick ist. — Natürlich spielen heutzutage auch allerlei nicht einheimische Gewürze eine grosse Rolle bei den Molerezepten; man fügt Zimmet, Rosinen, Mandeln, Nelken, Pfeffer, Lauch u. dgl. m. hinzu. Aber man würzt auch mit Kakao, Baumwollsamen, Calabassekernen und verschiedenen ölhaltigen Samen.

Eine Abart der Mole ist der Pipian, von dem es wiederum unzählige Arten gibt.

Chile con carne ist eigentlich nichts weiter, als Fleisch mit Chilesauce. Es zeigt, wie hoch der Chile geschätzt wird, und wie ausgiebig seine Verwendung ist, dass man nicht sagt: Fleisch mit Chilebrühe, sondern: Chile mit Fleisch.

Olla oder Puchero oder Cocido ist ein spanisches Gericht und hat sich überall mit der spanischen Kultur und der Einführung des Rindes eingebürgert. Seine Hauptbestandteile sind gekochtes Rindfleisch mit Kichererbsen (garbanzos) und Reis. Dazu kommen die mannigfachsten Gemüsearten, und sie bedingen die Besonderheiten dieser Schüssel in den verschiedenen Ländern. Man kann sich über die Zubereitung aus jedem spanischen Kochbuch mit Leichtigkeit unterrichten. Olla ist das spanische Wort für einen bauchigen Kochtopf mit weiter Öffnung, in dem das Gericht gekocht wird.

Tasajo verdankt natürlich auch den Spaniern seine Einführung, wie schon aus dem Namen ersichtlich: in Stücke geschnittenes Fleisch. Es spielt aber jetzt auf dem Lande und in den Dörfern des viehreichen Landes keine kleine Rolle. Ist nämlich ein Rind geschlachtet, so muss man daran denken, das nicht sofort verbrauchte Fleisch auf möglichst einfache Art wenigstens für kurze Zeit haltbar zu machen. Da wird denn das Fleisch in schmale Streifen geschnitten, gesalzen und an der Luft getrocknet, indem man es auf Leinen aufhängt. Gut zubereitet ist es ganz schmackhaft, doch kann man sich des Genusses selten freuen, da nur wenige europäische Zähne imstande sind, dies zähe Gericht zu bewältigen.

Früchte und süsse Speisen. Das Land ist sehr reich an essbaren Fürchten, soviel mir bekannt, zählt man an achtzig. Dies sind natürlich nicht alles einheimische, aber doch vollkommen akklimatisierte, so dass man deren viele verwildert antrifft. Ein grosser Teil davon wird nicht nur als Obst gegessen, sondern dient zu verschiedenen Gerichten. So z. B. die Aguacate (Butterfrucht), die man füllt wie den Chile oder mit Vorliebe zur Suppe isst. Ihr Fettgehalt ist sehr gross, so dass sie, zu Tortillas genossen, ein Butterbrot ersetzen kann. Es gibt verschiedene Arten. Sehr vielseitig ist der Gebrauch der Banane (dort Plátano genannt). Man kocht sie mit Rindfleisch zusammen, oder schneidet sie in Scheiben und bäckt sie in Fett, oder kocht sie und isst sie mit Milch, oder kocht mit Panela — dem ungereinigten braunen Zucker — eine ausgezeichnete, süsse Speise davon usw. Überhaupt spielen die Dulces (süsse Gerichte) eine grosse Rolle. Von dem Zapote prieto stellt man durch Verrühren der breiigen, dunklen Masse mit Xerez und Zucker eine sehr gute süsse Speise her. Guayave, Pfirsiche und andre Früchte liefern das Material zu Fruchtpasten, in deren Herstellung die Frauen einiger Orte es zu grosser Vollkommenheit gebracht haben. Die Chirimoya oder Anona ist eine Frucht, deren zartes, weisses, parfümiertes Fleisch auch ohne jede Zubereitung wie eine feine Creme schmeckt. Auch Kürbisse spielen eine grosse Rolle bei der Herstellung süsser Speisen. Man benutzt dazu fast nur den braunen, ungereinigten Zucker, sogenannte Panela, der noch all die aromatischen Bestandteile enthält, die ihm durch die Raffinerie entzogen werden, und der daher viel wohlschmeckender ist, aber auch leichter verdirbt. Die Kunst, süsses Brot zu backen, Früchte einzukochen und Konserven zu bereiten, haben die mexikanischen Frauen von den spanischen Nonnen gelernt. Ebenso vielleicht die Gepflogenheit, Bananen im Rauch aufzuhängen und dadurch haltbarer zu machen. Ich habe dieses Verfahren auch bei Orangen anwenden sehen.

Der Kakao (cacahuatl heisst auf mexik. die Kakaobohne, woraus sowohl das Wort Kakao, als auch durch Verwelschung Chocolate entstanden ist) dient vielfach als Gewürz, z. B. für Atole, Mole prieto, verschiedene Getränke, aber seine vorzüglichste Verwendung findet er heute

wie schon vor der spanischen Zeit zur Bereitung der Schokolade, die auch auf der Tafel der mexikanischen Könige nicht fehlte; denn teils brachten die tributpflichtigen Stämme des Küstenlandes sie aufs Hochland, teils tauschten die weitreisenden Kaufleute den kostbaren Handelsartikel gegen andre Waren ein, und so fand dies geschätzte Genussmittel seinen Weg auf den Tisch der Reichen und Mächtigen. In Mexiko gibt es keine Schokoladefabriken, keine Maschine raubt dem Kakao seine feinste Würze. Die Herstellung der Schokolade aus dem Kakao geschieht auf die primitivste Art und Weise. Da aber der verwendete Rohstoff der feinste und aromatischste der Welt ist und die Bereitung ihm nichts von diesen Eigenschaften entzieht, so ist keine Schokolade imstande, einen Vergleich mit der mexikanischen auszuhalten. Voraussetzung sind gut behandelte Kakaobohnen und eine geschickte Chocolatera. Man kauft die Kakaobohnen fermentiert und gut getrocknet auf dem Markte, röstet sie aber selbst, und zwar ebenso wie den Kaffee bis zu dem Augenblick, wo sie anfangen ihr Öl abzugeben, aber nicht länger, weil man ihnen sonst einen Teil ihres Wohlgeschmacks entzieht, aber auch nicht weniger, weil sie sonst roh schmecken. Dann werden sie auf einem Mahlstein, unter dem ein gelindes Feuer brennt, zerrieben, unter stetem Reiben und Quetschen mit Zucker und Gewürz je nach Geschmack vermischt, doch muss der Masse wenigstens bis zu einem Drittel Zucker beigemengt werden, da sie sonst keinen Halt bekommt. Ist alles gut gemischt und zusammengeknetet, dass es eine homogene Masse bildet, so wird es mit einem Hölzchen oder mit der Hand zu runden oder länglichen Stücken abgeteilt, die je für eine Tasse genügen. Diese lässt man an der Luft erkalten. Fertig gekaufte Schokolade ist wenig empfehlenswert, weil sie häufig der Billigkeit wegen verfälscht, d. h. mit Kakaoschalen versetzt ist oder sonst welche ungehörigen Stoffe enthält. Merkwürdigerweise wird von den heutigen Mexikanern Zimmet und Mandel als Würze bevorzugt, an Stelle der heimischen Vanille. Auch hat sich der Gebrauch eingebürgert, die Schokolade in Milch zu kochen, wo solche vorhanden ist. Nachdem sie aufgekocht hat, wird sie so stark gequirlt, dass auf der Tasse hoher Schaum steht. Um das zu erreichen, bedient man sich der zierlich geschnitzten Quirle, deren bewegliche Scheiben wohl geeignet sind, viel Luft in die Flüssigkeit hineinzureissen. Drei solche Quirle sind auf S. 381 abgebildet.

Der Pulque ist das einheimische, berauschende Getränk des mexikanischen Hochlandes. Der Name ist sonderbarerweise ein araukanisches Wort, altmexik. heisst er octli. Die Pflanze, die den Pulque liefert, ist die Maguey (Agave americana), die zu diesem Zwecke auf weiten Strecken des Hochlandes gebaut wird. Bei den Alten war das Pulquetrinken eine Art religiöser Handlung, und Trunkenheit wurde mit dem Tode bestraft; nur Leute, die über 70 Jahre alt waren und Kinder und Enkel hatten, durften sich betrinken. Eine Göttin war die Erfinderin des Pulque. Der

Pulque wird gewonnen, indem man den Blütenschaft der Pflanze, sobald er zu treiben beginnt, ausschneidet. Die entstandene Höhlung wird mit einem Stein verschlossen und der in ihr sich sammelnde Saft (agua miel, Honigwasser, Met) täglich von einem Mann, dem tlachiquero, durch einen Saugheber in einen Schlauch gesammelt, dann in Bottiche gefüllt, wo man ihn gären lässt. Die Gärung dauert etwa drei Wochen. Das gegorene Getränk ist aber nur sehr kurze Zeit haltbar, kann also nicht in die wärmeren Gegenden verschickt werden, was bedauerlich ist, da es sehr zuträglich und — wenn auch berauschend — dem Branntwein, der leider nur allzu häufig genossen wird, sehr vorzuziehen ist. Viele Europäer können sich



Fig. 2. Pulquero, den Saft aus der Maguey-Pflanze ziehend.

durchaus nicht an den Genuss des Pulque gewöhnen. — Der Pulque wird, besonders bei festlichen Gelegenheiten, mit mancherlei Ingredienzien gewürzt und dadurch auch sein hässliches Aussehen verändert. Man setzt ihm verschiedene Früchte zu, z. B. Guayave, Ananas, Kaktusfeige (tuna), Chirimoya, Guayava, Orange, Zitrone, Kakao, aber auch Reis, Atole u. a. m.

Der frische, ungegorene Saft schmeckt kühl und erfrischend, wie Zuckerwasser. Auch schon vor vollendeter Gärung wird der Pulque getrunken, heisst dann Tlachique, ähnelt dem Most und hat auch ähnliche Wirkungen wie dieser. Das ausgegorene Getränk sieht aus wie schlechte Milch, riecht nach Bierneigen und ähnelt im Geschmack dem Berliner Weissbier. Daher vielleicht meine Sympathie. Der Pulque, den man in der Stadt bekommt, ist stets gewässert, und mit was für Wasser! Daher sollte man ihn lieber nicht trinken.

Die Küchengeräte.

Hauptstück und Schmuck der Küche ist der Mahlstein, metlatl, heut metate. Ein uraltes Hausgerät. Es ist ein flacher, leicht konkaver, meist länglich viereckiger Stein, der auf drei Füssen steht, von denen der eine ein wenig länger ist, als die beiden andern, so dass die Oberfläche eine leicht geneigte Ebene bildet. Die zum Stein gehörige Walze — metlapil (Sohn des metlatl) — ist länger, als der Metate breit, um den Händen Raum zum Umfassen der Enden zu gewähren. Sie ist zudem meistens an zwei Seiten etwas abgeflacht. Bei der Arbeit kniet die Frau vor der hohen Seite des Steines und bewegt die Walze von oben nach unten und umgekehrt. Vulkanischer Stein wird zur Verfertigung der Mahlsteine bevorzugt, und sie gehen als Handelsware weit über Land. Der in meinem Besitze befindliche, normale Stein misst 45 *cm* in der Länge und 35 *cm* in der Breite. Er hat auf einer Seite 27 *cm*, auf der andern 23 *cm* Höhe. Die dazu gehörige Handwalze ist sehr schlank und elegant, zeigt vier Flächen, läuft an den Enden ziemlich spitz zu und ist 60 *cm* lang. Ausser diesem fast unentbehrlichen Gerät findet man in wohleingerichteten Küchen noch eine Anzahl kleinerer und dünnerer Mahlsteine zur Bereitung der Schokolade, zum Rösten der Pfefferschoten usw.

Ein weiteres, nie fehlendes Stück ist der flache Tontiegel, comalli, auf dem die Tortillas gebacken werden. — Molcajete (aus molli und caxitl) heisst eine mit ziemlich tiefen, sich kreuzenden Furchen am Boden versehene Tonschale, die zum Zerreiben der gerösteten Pfefferschoten und Bereitung der Chilmole dient und also auch unentbehrlich ist. Heut sind diese Schalen sehr einfach und ohne Verzierung. Unter den Altertümern, zumal des Hochlandes, nehmen die hübsch bemalten, meist dreifüssigen molcajetes einen ziemlich grossen Platz ein. Als Werkzeug zum Zerreiben oder Zerstossen der Chileschoten dient der tejolote (texolotl, der Steinzwilling). Der Name kommt von der Form des Steins, der an beiden Enden je eine Verdickung hat, zwischen denen gerade Raum für die Hand ist.

Das Blechsieb und der Kochtopf haben kein Heimatrecht in der mexikanischen Küche. Ihre Stelle wird von Tongeschirr und Fruchtschalen eingenommen. Die Siebe aus den Schalen der Früchte des Kalabassenbaumes (Crescentia cujete) sind oft mit hübschen eingeschnittenen und braun gebeizten Mustern am Rande versehen. Diese Frucht wird auch verwendet, um Trinkschalen (jicara von altmexik. xicalli) daraus herzustellen.

Grossen Wert legt die Frau auf einen hübsch geschnitzten Schokoladenquirl. Die Formen dieses kleinen Gerätes sind sehr verschiedenartig, oft ausserordentlich reich und mit ein bis drei beweglichen Scheiben zur Erzeugung des Schaumes versehen. Mir scheint aber, dass wir es hier mit einem erst durch die Spanier eingeführten Gegenstand zu tun haben.

Da am offenen Feuer gekocht wird, so darf natürlich der Feuerfächer in einem oder mehreren Exemplaren nicht fehlen. Als solcher dienen heute, wie in alten Zeiten Palmblätter. In Indianerhütten finden wir auch heut noch überall die offene Feuerstelle von der heiligen Dreizahl der Herdsteine gebildet.

Zur Aufbewahrung der Vorräte dienen die hübsch lackartig bemalten und geschnitzten Schalen von Kürbissen und Früchten des Kalabasse-



Fig. 3. Körbe, Schalen, Siebe, Schokoladenquirle.

baumes in allen Formen und Grössen. Und die groben oder feinen, aus Palmstroh geflochtenen weichen Körbe, tompiate oder tenate, die in allen Grössen zum Verkauf auf den Markt kommen und häufig hübsche, bunte Muster zeigen. Was wir sonst noch in den Küchen der reichen Städter finden, ist europäische oder amerikanische Einfuhr.

Steglitz.

Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele.

Von **Johannes Bolte.**

Die fleissige und in allen Hauptpunkten zutreffende Erläuterung, die jüngst A. Rausch (Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothringens 24, 53—145) den von Fischart im 25. Kapitel des Gargantua aufgezählten Jugendspielen hat angedeihen lassen, lenkt unsern Blick auf einige Erwähnungen von Kinder- und Gesellschaftsspielen aus älterer Zeit, welche die bei Rochholz

(Alemannisches Kinderlied 1857), Zingerle (Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter[2] 1873), A. Schultz (Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger[2] 1889 1, 152f. 530f.) und Böhme (Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897) gesammelten Stellen vervollständigen können. Ich gebe sie ohne umfängliche Erklärungen in chronologischer Folge wieder und wiederhole zur Bequemlichkeit der Leser auch ein paar Stücke, die zwar neuerdings abgedruckt, aber nicht leicht zugänglich sind[1]). Wieviel es auf diesem Gebiete bei uns trotz der erwähnten trefflichen Arbeiten noch zu tun gibt, lehrt ein Blick auf das achtbändige Werk von A. de Cock und J. Teirlinck 'Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland' (1902—1908).

1. Polizeiverbote.

Unter den Verordnungen der städtischen Obrigkeiten, die sich mit den auf den Strassen und Plätzen geübten Kinderspielen beschäftigen, ist wohl die älteste die Nürnberger aus dem 14. Jahrhundert (Baader, Nürnberger Polizeiordnungen 1861 S. 65), welche das Wälzeln in und vor der Stadt verbietet; auch soll 'niemant mit hallern noch mit pfennigen in cheynen kreis schizzen.' — In Nördlingen musste 1426 ein Platzmeister mit zwölf Platzknechten auf die Spiele achtgeben. Beim Gänsmahl durften die Ratsherren zur Kurzweil spielen: Bassen im Thurn, Karnüflen mit Hölzlein, wo der Platzmeister das Scholtergeld erhielt. Zu den jugendlichen Vergnügungen, besonders in der Staben, gehörte das Paarlaufen, Kegeln, Radtreiben, Ruck oder Schneid etc. Die Schneller oder Steinige, das Topfspiel Häfen zu schlagen wurde erlaubt (Joh. Müller, Merkwürdigkeiten der Stadt Nördlingen 1824 S. 47f.). — Der Nürnberger Rat gestattete 1503 das Kugeln und Schussern auf der Hallerwiese, doch an den Feiertagen erst nach dem Gottesdienst (Boesch, Kinderleben 1900 S. 72). Der Ulmer Rat verbot 1517 Fuchs, Vogelspil und Kluckern bis auf St. Ulrichstag (4. Juli), erlaubte den Knaben aber das Klebern (Schmid, Schwäb. Wtb. 1831 S. 315). In Zürich ward 1530 das Kluckern mit steinernen Kügelchen, 1627 ausser dem Spielen mit Karten, Würflen, wetten, gerad oder ungerad machen auch das Kluckeren, Stöcklen, Huetschiessen und derlei Spiel untersagt (Schweizer. Idiotikon 3, 643); in Bern ward 1560 das Kluckern auf dem offenen Platz des sog. Kirchhofes verboten (Rochholz 1857 S. 421). Und in St. Gallen erhielt 1589 der Mesner zu St. Laurenz den Befehl, alle Buben, so unter den Fischbänken tupfen, bölen oder kluckeren, wenn sie sich nicht warnen lassen, mit einer Geissel abzutreiben (Schweizer. Idiotikon 3, 643).

2. Ingold (1432).

Meister Ingold, Das goldene Spiel hsg. von E. Schröder 1882 S. 74, 27: 'In dem spil des schiessens ist begriffen kuglen, walglen der bůben, bolen, ballen, keglen und alles das spil, damit man des zils war nempt.' Dazu die Bemerkungen S. 94f. — Die Disposition dieser geistlichen Auslegungen gibt Ingold S. 3, 18: 'Und also ist ze wisen, das ich sagen wil von siben spilen, da alle spil in begriffen

1) Den von Wahlenberg im Korrespondenzblatt d. V. f. nd. Sprachforschung 1, 22 (1877) erwähnten Kölner Papiercodex des 15. bis 16. Jahrhunderts mit Benennungen von Spielen, darunter 'nailden spelen' und 'nun locheren', vermochte ich leider bisher nicht ausfindig zu machen. Herr Stadtbibliothekar Dr. O. Zaretzky in Köln vermutet, dass Wahlenberg ihn selbst besessen hat.

sind: das erst ist schaffzawelspil, das ander pretspil mit den scheiblachen umb die ürten, das drit kartenspil, das fiert ist würfelspil auf dem pret, das fünft ist walgen mit den kuglen oder durch den ring küglen, schiessen und desgeleich, was mit dem klotz zůgat, das sechst ist lauffen und sterk erzaygen und tantzen, das sibent ist saytenspil.'

3. Egerer Fronleichnamspiel (um 1480).

Im Egerer Fronleichnamspiel (ed. Milchsack 1881 v. 4509—4537. 4694 bis 4707; vorher Germania 3, 276. Über die Aufführungen seit 1443 s. Gradl, Mitt. f. Gesch. d. Dtsch. in Böhmen 33, 229) spielen die Juden mit dem verurteilten Jesus der Butzbirnen[1]) und Kopauff ins Licht:

Annas. Nempt in und rückten über die pein,
Macht mit im ein frölich spil, 4510
Ein igtlicher, was er im herzen wil!
Natan. Treuen, das sol geschehen,
Man sol guette kürzweil sehen.
Nun ratet alle zu mit sinnen,
Was spils wel wir mit im beginnen? 4515
Abraham. Ir herren, wir uns zusammen thiern
Und spiln mit im der puczpirn;
Wan das spil ist gemeine

1) Auch Hans Sachs (Comedia von Pallas und Venus 1530. Folioausgabe 1, 3, 218b) erwähnt dies Spiel: „So will dein angsicht klopffen ich | Und dir dein rotten kamp erschütteln | Und deinen pirnpaum zurütteln. | Se, hab dir die putzpirn ein weyl!" Bei Waldis (Esopus 4, 81, 92), Frey (Gartengesellschaft c. 105) und Eyering (1, 253) ist bützbiern kewn, butzbieren fressen = Prügel bekommen. — Damit gehört zusammen das Spiel 'Bierenbaum schütteln' bei Fischart (ed. Alsleben 1891 S. 267b, von Rausch, Jahrb. 24, 95 mit 'au poirier' bei Rabelais verglichen) und Frischlin (Nomenclator trilinguis 1586 Bl. 278b: *χυτρίνδα* deß rüpfflins oder bürenschüttelins), das auch in obszönem Sinn gebraucht wird (Bolte zu Val. Schumanns Nachtbüchlein 1893 p. 279, 24). Die Verse 4525f. des Fronleichnamspiels zeigen, dass das Butzbirnspiel mit dem französischen Spiele 'La poire' übereinstimmte, wie es Jacques Stella (Les ieux et plaisirs de l'enfance, Paris 1657, nr. 30 = H. R. d'Allemagne, Sports et jeux d'adresse 1903 p. 29) abbildet. Hier schlagen drei Knaben mit ihren Hüten nach einem gefesselt knienden Gespielen, der den Birnbaum vorstellt, während sein Wächter ihn am Stricke festhält und die Angreifer abzuwehren trachtet. Darunter steht: 'Je plains fort ce soufre-douleur, | Mais il espere en son malheur | Tirer raison de cette offense; | Pourveu que des coups qu'il ressent | Celuy qui veille à sa deffense | En puisse doner vn pour cent.' Im französischen Flandern sind die Spiele 'Le rat' und 'Sauret grillé' zu vergleichen (Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 1889 1, 239. 300). In der Schweiz heisst dasselbe Spiel 1523 in einer reformatorischen Streitschrift (N. Manuel hsg. von Baechtold 1878 S. 38. Schweizer. Idiotikon 2, 405) das Gyrenrupffen, „da einer in mitte sitzen můss, einer im hüeten, die andern all herzů loufend, den sitzenden zů roufen", was bei Rochholz S. 410 und Böhme S. 571 fälschlich mit dem Kampfe zwischen Habicht und Henne zusammengeworfen wird. Eine neuere Bezeichnung ist Bär an der Kette (Touche-l'ours, Badger the bear) oder Teufel an der Kette (Rochholz S. 445. Schweiz. Idiot. 4, 1449. Böhme S. 597. Gomme 1, 12); der Wächter heisst Bärentreiber oder Teufelsgehilfe. — Verschieden ist dagegen das von A. Winterholler (Messis evangelica 1. Augsb. 1717 = Österr. Vjschr. f. kath. Theol. 12, 403) erwähnte Spiel: „Die Seiltänzer stellen sich bisweilen auf den Kopf wie die kleinen Buben, wann sie ein Birnbäumlein machen." Gleichen Sinn hat das fz. 'faire le poirier' und das vlämische 'pereboom staan' (Kinderspelen uit Vlaamsch België 2, 169. 1905); Fischart S. 263b: 'der gabeligen eychen.'

Den kinden groß und kleine.
Nun rattet, lieben geselln mein, 4520
Wer sol nun der pirpaum sein?
Gewal. Ir gsellen, das wil ich euch hie sagen,
Jhesus mag die piern wol tragen;
Wan er ist gar ein frölich man,
Darumb sol man in mitten ein sizen lan, 4525
So wil ich selbert huetten sein
Und im helffen mern die pein.
Sezt in nider hartte!
Wir wellen zum piern wartten.
(Et tunc locant eum ad medium et ludunt cum eo.)
Laibel. Trauen, die piern seindt suesse. 4530
Ysaac. Ja, da niden bei den fuesse.
Amos. Die piern thunt uns wol laben.
Moyses. Gesel, ich muß ir auch einne haben.
Moab. Nun rucket die piern oben mit schalle!
Si seindt teig, si werendt ab valle. 4535
Pharon. Lieber gesell, das sol sein.
Nun greiffet zu all in der gmein!
(Et sic omnes concurrunt et unanimiter trudunt eum et crinisant.)
. . . .
Seyblein. Herr, gib uns in ein weil her
Und las uns spiln nach unser beger! 4695
Cayphas. Nempt in hin den ungelencken
Und spilt mit im, was ir kindt erdencken!
Helflein. Rattet, ir herrn, mit ganzen sinnen,
Was spil wel wir mit im beginnen?
Schlem. Ich rat mit ganzen treuen, 4700
Das alt spil wel wir wider verneuen.
Magock. Ich weis kein pesser kurzweil nicht,
Wir spilen mit im kopauff ins licht[1]).
Sadoch. Do wil ich gar pald ein tuch zu finden,
Domit ich im wil verpinden 4705
Seine augen klar und zarte.
Nun raufft in wol bei seinem barte!
(Ex sic accedit et velat sibi oculos.)

4. Hermann von dem Busche (1508).

Der Humanist Hermann von dem Busche beschreibt in seinem Lobgedichte auf die Stadt Köln (Flora 1554 Bl. A5b; vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln 3, 909) die Leibesübungen der Kölner Jugend:

Non tamen indulget ludo cuicunque iuventus
Otia nec perdit, sed sese exercet in illis,
In quibus ingenui lucent vestigia moris,
Per quae proficiant vires et robora crescant
Vnguibus a teneris usu durata lacertis.
Ergo aut veloci contendunt agmina cursu
Aut agili saltu cervos aequante fugaces

---

1) D. h. Kippe den Kopf zurück, um unter dem Tuch weg einen Lichtschein zu erhaschen (Grimm, DWb. 5, 1789)! Es ist also ein Spiel wie Blindekuh oder Blindemaus (unten S. 388: de Bry) gemeint.

Aut altos amnes et flumina rauca natatu
Exuperant . . .
Hic fervet luditque pila formosa iuventus,
Hic ineunt nitidam iuvenilia corda palaestram,
Hic iaculo, hic disco certant celerique sagitta,
Exercentur equis alii subiguntque feroces . . .
Inde alios videas longis certamina contis
Per ludum serere et strictas vibrare secures
Monstratumque locum referente tonitrua glande
Percutere eventu nusquam cessante nec arte . . .
Hae iuvenum curae sacris festisque diebus
Post res divinas urbis de more peractas.

5. **Erasmus** (1523).

D. Erasmus erwähnt in seinem Dialog 'de lusu' (Colloquia familiaria, Traiecti 1676 p. 43) pila, ludus globorum missilium und ludus sphaerae per annulum ferreum, indem er die niederländischen Ausdrücke balslaan, klootschieten und beugelen (klospoorte bei Junius) wiedergibt. Vgl. C. Wurstisen, Baßler Chronick 1580 S. 663: 'Viel kurtzweilen mit dem Ballen, zwahr nicht auff Italiänische gattung, sonder stecken an einem Ort ein eisinen Ring auff vnnd sehen, welcher sein Ballen dardurch werffen köndte' (nach Aeneas Sylvius Brief an den Kardinal Julianus S. Angeli); auch Pontanus 1589, De Cock-Teirlinck 3, 187 und Böhme S. 614 f.

6. **Luther** (1524. 1527).

M. Luther, An die Ratherren aller Städte deutsches Lands 1524 (Werke, Weimarer Ausgabe 15, 47, 1): Meyn meynung ist, das man die knaben des tag eyn stund odder zwo lasse zu solcher schule gehen . . . Bringen sie doch sonst wol zehen mal so viel zeyt zu mit keulichen schiessen, ball spielen, lauffen und rammelln.

Auslegung des Propheten Sacharja 1527 (Werke 23, 599, 32 zu Sach. 8, 5): Mercke auch, wie das kinderwerck als spielen und tantzen der jungen welt auff den gassen nicht böse ding ist, sondern Gotte wolgefellet, daß ers alhie rhümet auch fur seine gabe, und doch uns deucht ein verloren und unnütze ding sein. Die stifft und klöster solten yhre güter und heilickeit die helfft drumb geben, daß yhr wesen und werck halb so viel zeugnis ynn der schrifft hetten. Wie werden sie bestehen, wenn Christus sagen wird, das der kinder singen und tantzen auff den gassen yhm lieber sey denn alle yhr geheule und gemurre ynn yhren kirchen, und das der meydlin krentze und puppen, der kneblin rosstecken und rote schuhe yhm viel bas gefallen denn alle yhre kappen, platten, korhembd, kaseln und schmuck! — Werke 6, 56, 14 und 19, 207, 4: der blinden kue spilen.

7. **Agricola** (1529).

J. Agricola, Sprichwörter 1529 nr. 702: Inn etlichen spilen, als mit den steynen zum pflocke schiessen, wenn schon ein steyn zerschossen oder zerworffen ist, so gilt doch das gröste stuck vom steyne, es sei nahendt oder weit vom pflocke gelegen, zu gewinn vnd verlust.

8. **Macropedius** (1535).

G. Macropedius, Rebelles 1535 Akt 2, Sc. 1 (S. 19 ed. Bolte 1897) schildert, wie zwei Knaben 'Primus secundus' spielen. Sie legen einige Pfennige zwischen die Blätter eines Schulbuches und blättern dies von vorn an durch, indem sie

dazu 1, 2, 3 zählen; da Clopicus aber die Nummern 2 und 3 für sich beansprucht und dem Genossen nur 1 lässt, geraten sie sich in die Haare. — Rabelais und ihm folgend Fischart S. 261b nennen das Spiel 'Primus secundus'; Fischart S. 266b hat ausserdem die Bezeichnung 'Pfenning im Buch pletern' (Rausch, Jahrbuch 24, 64), der niederländische Rabelais-Übersetzer Claudio Gallitalo 1682 'Van ik eerst, ik andert', A. de Cock en Teirlinck (Kinderspel in Zuid-Nederland 1, 51. 4, 91) 'Beeldje steken'. Bei Messerschmidt 1615 scheint 'Primus secundus' auf ein Kartenspiel hinzuweisen.

9. Hans Sachs (1536—1553).

H. Sachs, Fastnachtspiel die Rockenstube (1536. Folio 3, 3, 7a = Fastnachtspiele 1, 124 nr. 10):

Da werden knecht und die roßbuben
Mit uns mancherley spiel anfahen,
Des stocks[1]) spielen und öl außschlahen[2]) . . . .
Ich wil dir schüttn die agen ab.

Das Krapfenholen (1540. Folio 1, 5, 472c = Fastnachtspiele 2, 35 nr. 15):

Ist gleich wie unser rockenstueben;
Da eß wir huzl und höllern rueben,
Die maid in die sackpfeiffen singen,
Da unser knecht ölpern und ringen.
Eins tails die karten in die nües,
Ein tails des rüepfleins[3]) auf dem kües,
Der plintmeus[4]), stocks und öl auschlagen,
Ains tails den maidn abschuetent agen[5]).

Das Kälberbrüten (1551. Folio 3, 3, 45a = Fastn. 3, 97 nr. 34):

Mein weyb thut ahn das auff euch ziln,
Sie möcht mit euch des rüpffleins spiln.

---

1) Vgl. Fischart ed. Alsleben S. 263a 'Des kurtzen steckens' (Rabelais: au court baston). Dohna nr. 9 'Das stock spielen'. Hoffmann v. F., Horae belgicae 6, 2 v. 36: 'Selc worstelt ende selc trect den stoc'. Nach der Abbildung bei J. Stella (Les ieux et plaisirs de l'enfance 1657 nr. 36 'Le court baston' = H. R. d'Allemagne, Sports et jeux d'adresse 1903 p. 343) ähnelte das Spiel der oben 17, 244 erwähnten Strebekatze: zwei auf dem Erdboden einander Gegenübersitzende fassen einen quergehaltenen Stock und suchen ihn zu sich zu ziehen. Dagegen entspricht das 'Trecken tegen een' bei De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 1, 243 wohl unsrem Seilzieben.

2) Vgl. Fischart S. 276b 'Oel außschlagen' (bei Rausch ausgelassen).

3) Fischart S. 261a 'Röpflins' und S. 44 'Er trehet si gleich wie ain topff, | Das umbkraiselten do. | Ta rufften sie all: Schelmio. | Spil röpfflins tu auff teinem kopff!' Frischlin (oben S. 383) setzt 'rüpfflin' = birnschütteln; eine verkehrte Deutung bei J. C. v. Schmid, Schwäb. Wtb. 1831 S. 440.

4) Vgl. unten S. 388 (de Bry).

5) Über das 'Angelschüttle' und die dabei gebräuchlichen Verse vgl. Birlinger, Aus Schwaben 2, 358 (1874), Wendeler, Archiv f. Litgesch. 7, 341 und Reiser, Sagen des Allgäus 2, 331 (1902). Fastnachtspiele ed. Keller 1, 270, 9: Ich schatz, wir gen zum rockenspinnen | und schuten den meiden die agen ab. Ebd. 1, 276, 11. 345, 17. 381, 33. H. Sachs 1, 3, 232a: Da wöllen wir den schönen docken | Die agen abschüttn von den rocken. Fischart, Gargantua 1891 S. 359: die Agen schütteln und den Rocken anstecken (d. h. anzünden; vgl. Gargantua S. 267b 'Da zünd er ir den Rocken an' [von Rausch übergangen] und Archiv f. Litgesch. 7, 334f.).

Camillus mit dem untreuen Schulmeister (1553. Folio 3, 2, 62c = 12, 231 ed. Keller):

Ich will mit euch ein weil spaciren,
Dausen vor dem statthor mayiren . . .
Mit der ban [Hs. parr] lauffen und mit ringen,
Den balen schlagen und mit springen . . .
Paulus. Ich will mit, er sey gleich wie im sey.
Ich hab all mein schusser bey mir.
Antonius. Mein Paule, ich will auch mit dir
Und mit nemen mein rechenpfennig.

10. Camerarius (1544).

Joach. Camerarius bespricht in dem Dialoge 'De gymnasiis' (Praecepta morum ac vitae 1544 p. 76) neben den Turnübungen (p. 74 und 35) auch einige Kinderspiele seiner Zeit, die er mit Genugtuung schon im griechischen Altertum nachweist: Ludimus caecum musculum[1]); sic enim vocant, cum unus in medio occlusis oculis circumcursitantes et vellicantes alios captat; veteribus fuisse aeneam muscam dicit [magister]. Solet et aliquis in tergo manus constringere et insidentem genibus aliquo usque gestare[2]). Habemus et pilulas fictiles, quibus certamus configentes quique suis aliorum et in fossulas certis spaciis inter se distantes impellentes, in quo est certae manus laus[3]). Etiam aeneis numismatis proiectis ad lineam et in sese simile est certamen[4]). Ludimus et quod nostra lingua Vaccae latebras[5]) nominamus, veteres dicit vocasse diffugium: uni, qui primum sortito constituitur, stanti praefinito in loco comprimuntur oculi. Quo facto discursitamus omnes et latebras quaerimus. At [77] ille prius ter se venturum minari debet, quam oculos aperiat; ubi ter dixit Venio, circumit et vestigat omnia loca; si quem conspexit, recurrit in suum locum clamans Inveni et ubi et quem explicat. Omnibus igitur studium hoc est illum latentes antevertere et in ipsius locum subire; quod si quis effecit et occupavit prius locum quam ille, indicat adhuc delitescentibus provocatione sua iubetque adesse; ita illi iterum oculi ut ante concluduntur. Sin ipse invento aliquo recurrit primus in locum suum, is, qui inventus est, pro ipso connivet. Est et huiusmodi quaedam nobis in usu discursio: in duas partes distribuimur; tum sorte ducitur, qui in medio stans circumagat orbiculum, cuius una nigella sit, altera candida facies. Sortito autem proprius fit alteruter color alteriusutrius partis; tum ille, qui orbiculum intorquet, acclamat: Vel dies vel nox. Utrius igitur partis color apparuerit post vertiginem orbiculi, ea fugit; alteri sectantur, dum comprehendant aliquem; atque is postea orbiculum versat et Asinus nuncupatur[6]).

11. Wickram (1554).

G. Wickram, Der Knabenspiegel 1554 cap. 5 (Werke 2, 19): 'Was sagt mein son Wilbald dazu?' 'Gar nichts,' sagt Fridbert, 'dann das er mit lachendem an-

1) Blindemaus (Böhme S. 627).

2) Huckepack, griech. Ephedrismos (Pollux 9, 119. Archäolog. Zeitung 1879, 78 Taf. 5 = Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums 2, 781).

3) Murmelspiel.

4) Vgl. Böhme S. 602. Pontanus 1589.

5) C. scheint hier eine sonst nicht nachgewiesene Bezeichnung 'Kuhwinkel' für das Verstecken und Anschlagen (Böhme S. 561. De Cock en Teirlinck 1, 140: Schuylwinckel. Rausch, Jahrbuch f. elsäss. Gesch. 24, 99) zu übersetzen.

6) Dies ist das griechische Spiel Ostrakinda (Pollux 9, 111); vgl. Böhme S. 636 und De Cock-Teirlinck 4, 86.

gesicht umbwandt, ein lange gerten in seiner rechten haltend, mit welcher sie der zeit haller und pfennig auß einem runden krütz oder ring schussen. Sie gebrauchen sich auch beyweilen der wirffel und karten.' — Im Goldfaden 1557 cap. 4 (Werke 2, 275) erscheint eine an die Jugendgeschichte des Kyros erinnernde Schilderung einer Knabenschlacht.

12. **Frischlin** (1586).

Nic. Frischlini Nomenclator trilinguis (Francof. 1586) Bl. 278 b 'De ludis' gibt für die aus Pollux Onomasticon entlehnten griechischen Spiele die deutschen Bezeichnungen. Ich füge die niederländischen Namen aus Hadr. Junius Nomenclator omnium rerum (Antv. 1567 p. 319) hinzu, wo auch eine lateinische Erklärung der Spielweise zu finden ist.

Myinda: Blintermausen (Junius p. 323: T'blindeken, blindenspel, suyckernoemken, haegercour). — Chytrinda: Deß Rüpfflins oder Bürenschüttelins (Junius: Bierkensoet, pruymen eeten). — Scaperda, Helcystinda: das Seyl ziehen, Strebkatzen (Junius: Poorthouden). — Drapetinda: Atzel bergen. — Basilinda, ludus convivialis: Königreich Spiel (Junius: T' conincxken speelen, een coninck maken). — Schoenophilinda: des Schlägelins, Ring, Krantz (Junius: Cop cop heeft geleyt). — Ostracinda: Schlag oder Anschlag, zum Barrlaufen, Ritterspiel (Junius: Hol of bol, luysen oft noppen). — Omilla, tropa: Grüblen mit Nüssen. — Ludus nucum: Gerad oder Ungerad, mit Nüssen[1]). — Plistobolinda: der Mästaugen, mit Würffeln (Junius: Meest oogen, alem. Überwurff). — Ludus puparum: Himmelreich [Marionetten]. — Oscilla: das Geutschen, als auff einem Holtz, auff und nider (Junius: Tonteren, schongelen, scheppen; alem. ritzen). — Ludus calculorum: das Zwölfft, Thorwarterspiel. — Ludus talorum: Bickelinspiel.

13. **Pontanus** (1589).

Jac. Pontanus s. J., Progymnasmata latinitatis 2, 390 nr. 68 (ed. VIII. Ingolstadii 1602): Ludere etiam consuevimus orbiculis ligneis aut aeneis sive trudiculis super longa et angusta mensa [Tafelschiessen]. Item globis aeneis in crates quasdam super mensam impellendis ludimus. Sphaeras quoque ligneas per annulum ferreum impellimus [Erasmus oben S. 385]. Puerorum plane sunt globulorum, nucum, turbinis, trochi, par impar, item epostracismus [Scheibenwerfen]. Et quod apud Italos musca caeca vocatur nec Germanis ignotum, de quo P. Victorius, Variae lectiones 1553 lib. 15 cap. 16. [Böhme S. 628. Pitrè, Giuochi fanciulleschi sicil. 1883 p. 191.] Die folgenden Dialoge schildern ausführlich einzelne Spiele, der 70. (p. 401) Ludus lapidum orbiculatorum ad metas, der 71. (p. 405) Ludus globulorum, der 72. (p. 407) Ludus nucum, der 73. (p. 410) Ludus turbinis.

14. **De Bry** (1593).

Theodor de Bry stellt in einem Kupferstiche seines Stammbuches (Emblemata nobilitatis 1593 nr. 8; Neudruck von Warnecke 1894) das Blindemausspiel dar. Eine Jungfrau, deren Gesicht durch ein Barett verhängt ist, tastet an der Tür herum, während andre Jünglinge und Mädchen vor ihr fliehen. Der Text lautet:

Die Blinde Mauß[2]).

Deß Abends, wenns ist finster drauß,
Denn spielten wir der Blintzelmauß.
Denn laufft das Mäußlein vmb im Hauß,

1) Vgl. Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 1, 232: 'Pair ou non'. Böhme S. 635. Nd. Jahrbuch 32, 58. De Cock-Teirlinck 4, 77.

2) Vgl. Böhme S. 627. H. Sachs 1540. Camerarius 1544. Frischlin 1586. Ponta-

Biß ein ereylt bey der Carthauß.
Ihm wirt auch selbst gestelt offt nach,
Biß es mit gunst fellt gar ins gloch.
Also treibt es Fraw Venus Kindt
Heimlich bey Nacht, ist toll vnd blindt.

15. Rollenhagen (1595).

G. Rollenhagen, Froschmeuseler 1595 I, 1, cap. 2 (ed. Goedeke 1876 1, 7 v. 75):

Wie jung gesellen zur sommerszeit
Am wasser und wiesen suchen freud,
Wie auf den schulen die studenten
Baden und tauchen gleich den enten,
Schwimmen künstlich wie gens und schwanen
Fischen, faren im schif und kanen,
Fechten, schlagen bal, springens kleid,
Wissen von keiner traurigkeit . . .

Ebd. II, 6, cap. 5 (Goedeke 2, 112 v. 11):

Gleich wie zwei kinder sich gebaren,
Wenn sie aufwippen und niderfaren
Mit eim gleichwichtigen bauholz,
Dünken sich damit mechtig stolz . . .

Ebd. III, 3, cap. 6 (Goedeke 2, 266 v. 345):

Das ihn die derm an köpfen hiengen,
Als wenn sie der reif wolten springen.

16. Messerschmid (1615).

A.M. Spelta, Sapiens stultitia, Die kluge Narrheit, außer der Italiänischen Spraach in die Teutsche versetzt durch G. F. Messerschmid (Straßburg 1615) 2, 99 zählt im 8. Capitel über die Narrheit der Spieler mehrere 'Sorten der Spiele' auf[1]): „Daselbsten werden sie zeit genug zuspielen vnd zu raßlen haben: daß Flüssen, daß Primiere, den Schachmat, daß Ticketack, daß Lurtschen, Rümpffen, Trümpffen, den Marsch, den Ruhm, den Stich, den Rausch, den Vmbschlag, daß 31. einerley Farb, daß dritte Gleich, daß Krumme Neun, daß Sequentz, daß primus und secundus, daß 30. daß 40. daß Bieten, daß Halten, den Paß, daß malcontant, daß Banckrott, daß cede bonis etc. Da können sie die zeit vertreiben mit Würffeln, mit Karten, es seyen gleich der schlechten oder der vielseltzamen, als auff welchen Pfennig, Becher, Gläser, Kanten, Wehr, [100] Spieß, Stäbe, Stecken, Vögel, Endten, Eychel, Säw, Schöllen, Hüt, Stein, Hertz, Schuffeln, Mucken, Laub, Blumen, Federn, Schilt vnnd Helm, 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. vnd 1. gesehen werden. Da werden sie sich können bespiegeln in dem Könige, der Königin, dem Bannherrn, dem vnder- vnd Oberbuben, der Saw, dem Pferdt, dem Landtsknecht,

---

nus 1589. Dohna nr. 30. Brinzing 1677 (Zs. f. dtsch. Phil. 24, 61. 336). Conrad von Salzburg 1683 (Zingerle S. 44). Hermes, Sophiens Reise 2, 36 (1770): Blindekuh.

1) Im Originale Speltas (La saggia pazzia, Ven. 1609 2, 75) heisst es etwas abweichend: „Giuocando à trionfetti, à trappola, à flusso, alla bassetta, à cricca, al trenta al quaranta, al trent' uno, all' herbette, à banco fallito, à chiamare, à primiera, alla doppia, à salandrone, à baccica, alla carta del mercante, à trè, due, asso, à dar cartaccia, al cede bonis, et altri."

der Welt, der Sonne, der Justici, dem Engel, dem Monde, dem Sterne, dem Fewer, dem Teuffel, dem Todt, der Bildtniß, dem Rade, der Vestung, der Burg, der Liebe, dem Schiebkarren, der Mäßigkeit, dem Keyser, der Keyserin, dem Gauckler, dem Narren seinem vielgeliebten Fratello. Da werden sie können (wofern es jhnen die Speise zuverändern belieben wird) die feinen Karten in die Hände nemmen: als auff denen hüpsche Hertze, Blumen, Klöpffel vnd Schlegel abgemalet seind, vnd mit denselben kurtzweilend die zeit hinbringen.

17. **Theses de virginibus** (1615).

Theses inaugurales de virginibus (Facetiae facetiarum, Francof. 1615 p. 428): Donec tandem Dominus a Rauschenberg appropinquet, da hüpffen sie auch wol nach einer rostigen Trumpel, Hackmesser, Becken oder dergleichen, oder fangen sonst allerley Cristliche Spiel an, als da sind: die Blinde Mäuß, Sackmutter, Fickmühl, Auß und ein, Ubereck ins Bein, das Allefentzel, Greiff ans Schwäntzel, des Venus Tempels, des Fuchs, des Vogelküssens, des letzten Stichs, der jhn so wol thut, Loch zu loch, In die Würst fahren, Der liebe Predigt, Bauch wider Bauch, des Stichgrübels, Es müth mich: Quid est, ein jeder Vogel in sein Nest. — Der unbekannte Verfasser scheint nur aus Fischarts Liste die verfänglichsten Spielnamen ausgelesen zu haben: Fischart S. 259a Plinden mäuß, Fickmül, Auß und ein, 260a Über eck ins bein, 261a Das Alefrentzlin greiff ans schwentzlin, 264b Deß Venus Tempels, 264a Deß Vogelküssens, 261a Loch zu Loch, In die Würst faren, 262b Bauch wider bauch, Des stichgrübels, 261a Es miet mich, 265a Jeder Vogel in sein Nest. Mit Unrecht bezieht Violet (bei Frischbier, Preussische Volksreime 1867 S. 211) diese Stelle auf die Danziger Nehrung.

18. **Christoph von Dohna** (vor 1618).

In der Zs. für Kulturgeschichte 4. Folge 2, 415—417 (1895) hat A. Chroust aus dem gräflich Dohnaschen Archive in Schlobitten die hier wiederholte interessante Liste von Spielen veröffentlicht. Sie rührt von dem 1583 geb. und 1636 verstorbenen Christoph von Dohna her, der Frankreich bereist hatte und als Kämmerer des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. in Heidelberg lebte. Erläuternde Nachweise gab John Meier ebd. 3, 120—122 (1896).

1. Je vous vend mon nom, mon surnom, ma devise, ma couleur et mon serviteur. — Vgl. Mélusine 1, 570. 2, 327. 3, 136: Les ventes d'amour.
2. Pique, raffe, taille. — Fischart, Gargantua S. 259a: Rum und stich. Messerschmid 1615.
3. Au propos. — Vgl. 41. Fischart S. 263b.
4. Voster place me plaict. — Vgl. 24.
5. Ainsi fait l'oie, ainsi fait lengeor [?], [ainsi] fait le petit canar.
6. Auf der prucken zu Paris, da man geht nach etc. — Johnson 1663. Leucoleon 1671.
7. Den zeinerdanz spilen oder danzen. — Böhme, Geschichte des Tanzes 1, 55. 321. Al, Johannes der Täufer 1549 Bl. Q 8b: den züner dantz (dafür setzt Meyenbrunn 1575 in seiner Bearbeitung Bl. S 1b ein: den Natha dantz). H. Sachs 2, 3, 24: dantzen den zeyner. Fischart S. 122. Vgl. Böhme S. 456 und Nd. Jahrbuch 32, 76.
8. Den dritten schlagen. — Böhme S. 559. Hövel 1663. Meister Altswert 1850 S. 90, 3: zwei stuonden fur ein mit flîz. Round tag; Jeu des fagots. Kristensen S. 498. 703.
9. Das stock spilen. — Oben S. 386 (Hans Sachs).
10. Des umblaufens spilen.
11. Des handwerks spilen. — Böhme S. 667. Fischart S. 263b. Rausch, Jb. 24, 84. Zeitvertreib 1757 nr. 57. De Cock-Teirlinck 4, 7. Desrousseaux, Flandre française 1, 229.
12. Adam der hat sieben söhn, sieben söhne hat Adam. — Böhme S. 494. Fischart

S. 266a. Rausch 24, 110. Hövel 1663. Cock-Teirlinck 2, 181. Ghesquiere S. 87. Kristensen S. 284. 633.

13. Weiss hat sein farb verloren, ist nit wahr etc.

14. Schweinfüsslein tragen, [o]der sonst ein holzlein in 31 thail gethailet. — Fischart S. 259: Der ein und dreißig (ist wohl ein Würfelspiel).

15. Gott gruess Euch, bruder Eberhard. — Böhme S. 656. Fischart S. 261b. Dunger 1894 S. 172. Laube, Teplitz S. 86. Riederer (unten S. 405).

16. Aus den vier elementen etwas nehmen. — Böhme S. 677. Johnson 1663. Kristensen S. 497. Unten S. 402 (Wesenigk).

17. Wozu ist das stro guet? — Fischart S. 261b. Zeitvertreib 1757 nr. 77.

18. Die stille music. — Böhme S. 670. Fischart S. 261b: Heimlich seitenspil ungegelacht. Rausch 24, 113. Zeitvertreib nr. 24. Wesenigk 1702. Sylvanus 1728.

19. Ein wachtel im sack und ein rechen etc. — Fischart S. 259b. Rausch 24, 134.

20. Kneipichen ohne lachen. — Böhme S. 657. Fischart S. 263a: Ungelacht pfetz ich dich. Rausch 24, 75. Zeitvertreib nr. 41.

21. Ein bohn in mein sack. — Fischart S. 260a: Der Bonen. Rausch 24, 60.

22. Wo beutelt man häsel[nuss]?

23. Das eisen halten. — Böhme S. 560. Rochholz S. 406. De Cock-Teirlinck 1, 75.

24. Euer platz gefellt mir. — Vgl. 4. Altswert S. 90, 9: Der platz ist min. Zingerle S. 47. Böhme S. 648. Rolland, Rimes et jeux de l'enfance 1883 p. 163: Ôte-toi de là. Kristensen S. 212. 483.

25. Das holz schneiden. — Böhme S. 118.

26. Wechfelde [?] pankeroth.

27. Wie gehts, brueder Gigack?

28. Herr ritter, herr witter ritter? — Fischart S. 265b: Ritter durchs Gitter. Rausch 24, 108.

29. Wer das nicht kan, der kans nit. — Böhme S. 652. Fischart S. 265a. Rausch 24, 118.

30. Der blinden mauß. — Böhme S. 627. De Bry 1593. Fischart S. 259a. Rausch 24, 102. Rochholz S. 404. Geiler bei Wendeler, Archiv 7, 336.

31. Der sehenden katzen.

32. Die beide blinden mit den schlüsseln. — ? Fischart S. 261b: Der Schlüssel.

33. Herr schultheis, darf ich zum Buchsichen gehn. — ? Fischart S. 259b: Des Schultheissen.

34. Ich hab dich lieb, womit unterhelt man die lieb. — Vgl. 60.

35. Forällichen, an mein nüstrichen [!].

36. Was vergleicht sich eines bösen weib am besten?

37. Was hastu am liebsten, ein pferd, ein klaid oder ein ring? — Fischart S. 264b: Was wünsch dir von deim bulen.

38. Seit ihr frau ros, ich hett gern ein negelestock. — Böhme S. 540. Schumann S. 43.

39. Warumb habt ir euern bulen lieb? — Fischart S. 266b.

40. Das bixschen von der lieb; was ist etc.

41. Das propos herumb gehn lassen. — Vgl. 3.

42. Ich trag Wohlgemueth, wo tregstu in hin? — Vgl. Böhme S. 589.

43. König alter, wo sol ich mich hinbehalten?

44. Den König verstecken.

45. Den versteckten schue suchen. — Böhme S. 663. Fischart, Gargantua S. 266a: Schüchle bergen; Practic 1574 Bl. F 2b: Schüleinspiler, die den stein under das fürtuch ausgeben. Rausch 24, 112. Fleming 1636. Hövel 1663. Zeitvertreib nr. 70. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 432 (1862): Schuhschoppen. Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 178: Schuhruscheln. Oben 14, 375: Pantoffelsuchen. De Cock-Teirlinck 4, 120. Französisch jeu de la pantoufle (Mélusine 2, 144). Kristensen p. 211. Gomme 1, 241.

46. Der gluckhennen spilen. — Böhme S. 569.

47. Des wolfs spilen. — Böhme S. 572. Rochholz S. 408. Fischart S. 259b. 268a. Rausch 24, 103. Desrousseaux 1, 286. Gomme 2, 396.

48. Ich sitz auf mein hüttigen. — ? Fischart S. 267b: Hütlin, hütlin, durch die Bein. Rausch 24, 121. — ? Böhme S. 631: Ich sitz auf einem Tisch.

49. Herr apt, herr apt, was ist des closters orden? — ? Böhme S. 647. Fischart S. 265b: Deß Apts und seiner Brüder. Rochholz S. 440.

50. Ich hab ein garten, was für einen baum, vogel..? — Böhme S. 266. Zeitvertreib nr. 21.

51. Stirbt der fuchs, so gilt der balk. — Böhme S. 651. Unten S. 406 (Heini).

52. Mich muhet, mich muhet. — Fischart S. 261a: Es miet mich. Facetiae facetiarum 1615 p. 428: Es müth mich. Fischart S. 268a: Warum seuffzt ihr Nachbar? Was rewet dich? Rolland, Rimes et jeux de l'enfance 1883 p. 164: Le jeu des soupirs. Leucoleon 1671: Ach! Was schadet euch, mein Hertz.

53. Des versteckens [spilen]. — Böhme S. 637. Fischart S. 266b: Verbergens.

54. Nun tretet heran, ich will euch frölich machen, ob ich kan. Nun sehet auf mich all, die in disem tanze gehen, die thun wie ich. — Fischart S. 265a. Rausch 24, 110. Vgl. die 1474 zu Breisach von Peter von Hagenbach angeführten Tänze in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 3, 324 Taf. 15–16 (1863) und Zeitvertreib 1757 nr. 32 'Riemenspiel'. Nd. Jahrbuch 32, 75: Ich armer Mann.

55. Frau, wolt ihr sauer milch kaufen? — Böhme S. 658. Nd. Jb. 3, 106 (1877). Adrian, Salzburger Volksspiele 1905 S. 126.

56. Den alten Haupel. [? Hoepel nld. = Reifen].

57. Den hirten haissen, wan man euch mit den ohren herumberführt.

58. Des blinden richens. — Nd. Jahrbuch 32, 75 nr. 11.

59. Das schnupfduech fallen lassen. — Vgl. E. Meier, Kinderreime aus Schwaben 1851 S. 130. Böhme S. 556 (Plumpsack).

60. Ich hab dich lieb, reciproce, wen hast lieber als mich. — Vgl. 34. Fischart S. 261a: Des Liebrhatens; S. 266b: Warumb hast dein liebchen lieb.

61. In der bernhaut. — J. A. Poyssl 1682 (Archiv f. neuere Sprachen 122, 240): Kanst nit das Spill zur Beerenhaut, Wo man zerklopft die Hendt, Wer nit woll auf die Finger schaut Undt sie verbergt behendt?

62. Mit 3 wickfeln [!] paschen. — Fischart S. 261a: der drey würffel.

63. Den steinigen errathen. — Böhme S. 637. Rochholz S. 393. 428. Fischart S. 266. Rausch 24, 113.

64. Blau waschen.

65. Das schäflein austhailen, den Kopf, füs, wanst etc. — Vgl. das Eselstestament (Zs. f. d. Alt. 15, 489. Zs. f. roman. Ph. 1, 88) und die Huhnverteilung bei R. Köhler, Kl. Schriften 1, 499. 582. 2, 567. Fleming 1636: Kalb ausgeteilt. Handelmann 1874 S. 31: Schwein verkaufen. Schumann 1905 S. 69. Kristensen S. 494. 503f.

66. Herr könig, ich dient euch gern. — Zingerle S. 45. Böhme S. 654. Rochholz S. 435.

67. Das gänsel rupfen under dem leilach. — Fischart S. 259b: Gänßlein beropffen.

68. Einen buchstaben aus dem abc, darauf sagen die statt, das zeichen, den vor [?], die wirtin etc. — ? Fischart S. 262b: Das abc reimen. Rausch 24, 118. Gomme 1, 129.

69. Die schwereste gans heben. — ? Fischart S. 267b: Den Hund heben.

70. Den hasen hinderm busch. — ? Böhme S. 568. Hövel 1663: Häsichen jagen. Fischart S. 259b: 'Du der Haß, ich der Wind.' Handelmann S. 78.

71. Ich will dir einen pfening geben, kauf darumb, was du wilt ausserhalb ja und nein. — Böhme S. 652. 658. Rochholz S. 423. Fischart S. 267a: Wer ja und nein sagt. Rausch 24, 120. Schumann 1905 S. 69.

19. **Garzoni** (1619).

Thomas Garzonus, Piazza universale d. i. Allgemeiner Schauwplatz aller Professionen [italienisch 1585] in vnsere Muttersprach vbersetzt (Frankfurt a. M., L. Jennis 1619) S. 436a im 68. Discurs von Spielern und Spielen: 'Ins gemein hat man sonsten in allen Landen und Nationen vielerhand Spiel, welche in Kinder- und in Mannsspiel möchten abgetheilet werden und nach einer jeden Landts Art erfunden, genennet und gebrauchet werden. So hat man auch darzu unterschiedliche Sachen, als Glückkern, Döpff, Ochsenfuß, Rebenhöltzlein, Kugeln, Baln, Nüß,

Kirschkern, Pfersingkern unnd was dergleichen mehr ist, dabey man beynahe die Jahrzeit kan erkennen, sintemal sie auß sonderlicher Observation der Jungen nach sonderlichen Jarzeiten abwechseln. Mannsspiel sind Schoßstein, Taffelschieben, Kegeln, vielerhand Karten, unnd was dergleichen mehr noch täglich erfunden wird. Und schreibet Volaterranus von einer neuwen Invention Karten, darinnen Müntzen, Becher, Degen, Stäbe, Zehen, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünff, Vier, Drey, Eins, der König, die Königin, der Reuter, der Fußgänger, die Welt, die Justitia, der Engel, die Sonne, der Mond, der Stern, das Fewer, der Teuffel, der Todt, der Galgen, der Alte, das Glücksrad, die Festung, die Liebe, der Wagen, die Temperantia, der Pabst, die Päbstin, der Keyser, die Keyserin, der Gauckler und endlich der Narr. Sonst hat man in der gemeinen Karten vielerhand unterschiedliche Spiel, als Munten, Ruhm und Stich, Rümpffen, Peres, Hundert und eins, Kauffmann, Bancquerott, untreuwen Nachpars, Sequens, Ruffen, Triumph und andere mehr. Mit dem Ball hat man auch unterschiedliche Spiel als Lang, Kurtz, mit der Handt, mit dem Brett, mit dem Netz oder Racquet, mit dem Brassal, mit dem Fuß, Frauwen-Ball, wie zu Coniglian bräuchlich.'

20. **Gumpelzhaimer** (1621. 1652).

Georg Gumpelzhaimer, Gymnasma de exercitiis academicorum (1. Ausgabe anonym Argentinae 1621 S. 233—262 'De omnis generis lusibus' = 2. Ausgabe, vermehrt von J. M. Moscherosch, Argentinae 1652 S. 332—370) verweist S. 243 [= 1652 S. 347] für die Arten der Spiele auf Fischarts Pantagruel oder Gorgellantua c. 25, Garzonis Piazza universale disc. 68 [1652 noch auf Dan. Souters Palamedes seu tabula lusoria 1622 und Meursius De ludis Graecorum 1622]. Genauer bespricht er S. 243 [348] das Schachspiel, das Dammen [Steinziehen, Neuntenstein, Mühle spielen], S. 250 [356] das Würfelspiel, Lurtschen, Buff pro et contra, Regal buff, Dickedäcket [Gansspiel, in die Hölle fahren oder im Kühschwantz ziehen], S. 252 [358] das Kartenspiel, la mora vel del tocca, wann man gegen einander ruffet und sagt, wieviel der gegentheil finger werde auffrichten, Loßspiel, Glücksdöpff, S. 253—262 [359—370] das Ballspiel, mit einem Stecken [Bretschalen, Racketen], Faustballen, Buffpallen, Palli malli, aliud genus, da man das hiltzern Kügelein nicht von der Erd mit dem langen Hammer in die ferne schlegt, biß mans hernach füglich durch den eisern ring bringe, sondern man legt das kügelein auff einen stecken, so in die Erd gestossen, und schlegt es davon mit einem Hammer in die weite; das Kegelscheiben und Schmaräckeln[1]), auch mit einer halben kugel und schaufel, Bräckeln, qui Pontani De lat. progymnasm. 70 [oben S. 382] dicitur Ludus lapidum orbiculatorum ad metas, oder mit Bley in ein gegickerten Stein gewiß werfen, auff der Bilcken Tafel[2]) mit Messingen steinen schüessen, in die Erbslaub werben [werffen] oder in Narren schiessen, auch auff der Tafel die kügelein künstlich mit darzu präparirten stäblein durch ein halben ring stossen [des schwartzen Kerns spielen] etc. — Teilweise ausgeschrieben im Zeitkürtzenden Lust- und Spiel-Hauß (um 1690) S. 44.

---

1) Vgl. Größler, Mansfelder Blätter 4, 118 (1890). 5, 155 (1891).

2) Pillicke-, Peilke-spiel, eine Art Billard. Vgl. Heldmann, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen 1908 S. 35. Treichel, Altpreuss. Monatschrift 34, 127. 240. 584. 35, 123. 314. 36, 274. Fleming 1632. Rollos, Vita Corneliana 1639 nr. 11 = Diederichs, Deutsches Leben in der Vergangenheit 2, nr. 1127 (Tafelschiessen). Seybold 1687. Frischbier, Preuss. Wörterbuch 2, 143 'Pîlketafel'. Andree, Braunschw. Volkskunde S. 325.

21. Comenius (1631—1688).

J. A. Comenius, Janua aurea linguarum reserata cap. 96 De ludicris, nr. 941 (zuerst 1631; hier nach der Elzevir-Ausgabe Lugd. Bat. 1640 S. 304, nebst den Zusätzen von Th. Simonius, Amsterodami 1642 S. 220): Facetiis, dicteriis ac aenigmatibus certare ingeniosum est; pila cum reticulo in sphaeristerio sanum [pila, harpasto, qui minor est folle et maior paganica impostoria], sphaera [et in sphaeristerio] et conis, trocho, turbine, sclopo [et tubulo sambuceo, quo elisa glande stupea strepitum cient], globulis, myinda, par impar [oscillo, oscillatione, basilinda, apodidrascinda, cindalismo] etc. similia puerile; chartis [tabulis] lusoriis, turricula, talis, seu tesseris, alea seu fritillo [pyrgo, turricula] aleatorium; [micare digitis Italorum; ascoliasmus empusae est;] latrunculis [quibus quidam privilegiarii rusticelli Saxonici in Ducatu Brunsvicensi praecellunt, ludere] operosum.

Von den verschiedenen Übersetzungen (niederländisch 1660 bei De Cock en Teirlinck 1, 48) führe ich einige deutsche an:

1) Johannes Docemius (Editio VII. Hamburg 1638 Bl. O 3a): Mit dem Ball, Puffball (welcher kleiner ist als der Ballon und größer als der Springball), mit dem Schifelball, mit der Kugel (Bosseln) im Ballhauß (Klotzbahn) und Kegeln, mit Refen, Küsel (Tunnenbänder) und Rorlein aus Hollunder-Holtz, damit sie, nach dem ein Hedenes Kugelchen heraußgeschossen, ein Plotzen (geklap) machen, mit Schössern (Kinckers, Löpers), der Blinden-Kuhe, Gerade oder Vngerade, Schoreln (Schockreff), Königsspiel, Hüdewinckel (verstechen), mit Pflöcken in der Erden ist kindisch; mit Charten, Würfflen oder Tarlen, Glücksrad oder Bretspiel, Trächterspiel ist spielerisch (doppelerisch), Feicken mit Fingern ist der Welschen, das Hincken auff einem Beine stehet einem Gespenst zu. Mit dem Schacht, darin etliche mit einer sonderbahren Freyheit begabte sachsische Bawren im Fürstenthumb Braunschweig gar fertig sind, ist mühsam.

2) Theodor Simon Holsatus (Francofurti 1656 S. 247): Mit dem Ballen, mit dem Craißballen (welcher ist kleiner dann der Faustballen vnnd grosser dann der gemeine Ball), mit dem Fangballen, mit der Kugel, auff dem Kugelplan, mit Kegeln, mit dem Kreusel oder Topff, mit der Holunder Büchse (welche klatschet oder krachet, wann sie mit einer Kugel vom Werck abtrücken), mit Käulichen oder Klickern, mit der Blintzelmauß, gerad oder vngerad, deß Königs, deß Versteckens, deß Hirtleins ist Kindisch; mit Kartenblettern, Würffeln, Bretspiel, Würffeltrichter ist Spitzbübisch. Das Fingerschimmern ist der Italianer, das Hincken vff einen Bein der Empusae, im Schach mit den Schachsteinen (worinnen etliche befreyete Bawern im Herzogthumb Braunschweig vortrefflich synd) ist mühsam.

3) Anonymus (Janua quatuor linguarum, Frankfurt 1673 S. 502; benutzt die kürzere Verdeutschung in der Elzevir-Ausgabe Lugd. Bat. 1640 S. 304): Den Ballen mit der Racket im Ballhauß schlagen, mit Kugeln in der Klotzbahn spielen, mit dem Handballen spielen, mit dem Kreißballen oder Puffballen spielen, den Ballonen schlagen, die Barr lauffen und im Lestel [? Leffel] spiel spielen ist gesund. Mit dem Plapperstein, mit Kugel und Kegeln, mit dem Topff, mit dem Kreusel, mit Würbeln oder Tirledäntz, mit dem Vogelrohr oder Blaßrohr und Paustrohr, mit Schnellkugeln oder Käulchen und Klickern, mit Nussen oder häufflein von Nüssen und in die Kutt, der blinde Kuhe oder blinde Mauß, deß Verbergens und Versteckens, das Königsspiel, mit der Schwingen, das Hupffen oder Hinckeln auff ein Bein, mit Pflöcken stechen oder mit Stechpflöcken verstechen, grad oder ungrad, und mit der Schlehbüchs von Hollunderholtz, welche einen Knall und Platzer gibt, wann ein Kugelchen von Werck oder von Papier darauß geschossen wird, ist kindisch. Mit allerley glückspiel als mit Karten, mit Würffeln, in Brettspiel und im Trichterspiel ist Spielerisch und Spitzbubisch; nori mori spielen und mit den Fingern feicken ist ein Italianisch Spiel; die Mühle ziegen mit neun Steinen, als auch die Dame spielen mit zwölff Steinen und im Schach spielen mit den Schach Steinen ist mühsam und langweilig.

Comenius, Januae linguarum reseratae vestibulum germanico-latinum G. Vechneri opera perpolitum (Tiguri 1655) S. 110 cap. 15, 19: Höre, wie habt

ihr neulich gespielt? Jetzt mit der balle, bald mit der blinden kuh, bisweilen auf dem brete. Wir schossen auch auf dem armbrust, aber fürsichtig.

Comenius, Schola ludus, mit der Verdeutschung Jakob Redingers (Francofurti 1659) VIII, 2, 9 p. 826: Concertamen fit ludendo Par impar (grad oder ungrad spielen) et micando digitis (foiken [?fijken bei Junius, Nomenclator 1567 p. 323: cindalismus]). — 827: Quid autem lusiones nostrae pueriles, etiamne prohibebuntur? nempe versatio turbinis flagello (die umtreibung des topfs mit der geisel), elisio stupeae glandis e sambuceo sclopo (die abschiessung einer werkiner kugel aus einer holderbüchs) et eiaculatio globulorum in scrobiculos (ausschießen der glüker in grüblein) aut iactatio globi ad deiiciendum conos (das werffen der kugel die kegel zu fellen) aut diffugium (das verbergen), cum nos invicem fugitamus et captivamus, et Myinda (latebrum vaccae vocant. Die blinde Kuh, man heißt es der Kuh schlupfloch), qua nos abscondimus et quaeritamus, aut oscillatio, qua nos agitamus a petauro, hoc est suspenso fune (das seilschwingen, da wir uns vom reitseil d. i. aufgeknüpfetem seil schukeln), item incedendo super grallas (auf stelzen gehende) gressusque divaricando.

Comenius, Orbis sensualium pictus (Noribergae 1688) S. 281 nr. 16 mit einem Holzschnitt: Ludi pueriles, Kinderspiele. Pueri ludere solent vel globis fictilibus (mit Schussern, Schnellkeulchen) vel iactantes globum ad conos (schiebend die Kugel nach den Kegeln) vel sphaerulam clava mittentes per annulum (das Kügelein mit der Keule schlagend durch den Ring) vel turbinem flagello versantes (den Kreuschel mit der Peitsche treibend) vel sclopo et arcu iaculantes (mit dem Blasrohr und Armbrust schiessend) vel grallis incedentes (auf Steltzen einhergehend) vel super petaurum se agitantes et oscillantes (auf dem Knebel sich bewegend und retzschend). — Vgl. noch Druschky, Würdigung der Schrift des Comenius Schola ludus, Erlanger Diss. 1904 S. 63.

22. J. v. d. Heyden (1632).

Der Spielplatz der Kinder mit vielen Einzelgruppen ist von den Malern des 16. bis 17. Jahrhunderts öfter zum Vorwurf gewählt worden, in Frankreich (H. R. d'Allemagne, Sports et jeux d'adresse 1903 p. 205) wie in Holland (P. Bruegel 1560, oben 16, 61, auch bei Bösch, Kinderleben 1900 S. 65 und De Cock-Teirlinck 8, 309; Sinnebeelden ende Leere der Seden, Middelburg J. Hellenius 1618 = Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 2, nr. 1036; A. de Vennes Kupfer zu Cats' Houwelyk 1625) und in Deutschland, wo mir ausser dem vorliegenden Stiche eine um 1650 erschienene parodische Darstellung von lauter Affenkindern[1]) begegnet ist. Daneben erscheinen auch Folgen von Abbildungen einzelner Spiele, welche die Kataloge eines Rabelais und Fischart in erwünschter Weise ergänzen: Trente-six figures contenant tous les jeux (Paris chez Guillaume le Bé), Plusieurs Jeus d'enfants (Paris chez Jollain. 14 Bl. In Coburg), Jacques Stella Les ieux et plaisirs de l'enfance (Paris 1657. 50 Bl. Im

---

1) Sie gehört zu einer Serie ähnlicher Affenbilder (auf der Feste Coburg) und trägt die Unterschrift:

Spielet mit Kegeln, schieset mit Pfeilen,
Lauffet und laset eüch nimmer ereilen,
Schlaget den Ballen und treibet den Reiffen,
Reitet auf stöcken und laset euch Pfeiffen,
Einer der springet, der ander muß liegen,
Geilent und springet wie Böcke und Ziegen.

Berliner Kupferstichkabinet), Les beaux et bien adroits Joueurs de toutte sorte de Jeux (M. Van Lochom excud. 8 Bl. Karikaturen. In Coburg), Kinderwerck ofte Sinnebeelden van de spelen der kinderen (37 Nr., Anhang zu J. A. Caloms Minneplicht ende kuisheyts-kamp, Amsterdam 1626; vgl. De Cock-Teirlinck 1, 45), Cats-Amman, Kinder-Lustspiele (mit Kupfern von Conr. Meyer, Zürich 1657; vgl. oben 16, 56. Bösch S. 71), Chodowiecki (Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1672f. Bösch S. 72. 74), G. Mitelli, Zug d'tutt i zugh (Bologna 1702. Folioblatt in der Lipperheideschen Bibl. zu Berlin)*). Das hier in $^3/_4$ Grösse wiedergegebene Bild des Strassburger Kupferstechers Jacob von der Heyden (geb. um 1570, gest. 1637 zu Frankfurt a. M.) und das erläuternde Gedicht ist sichtlich durch niederländische Muster, Cats und seinen Illustrator, angeregt.

Kinder-Spiel, oder Spiegel dieser Zeiten.

(Folioblatt in der Graphischen Sammlung zu München und im Germanischen Museum zu Nürnberg. Kupferstich 7,5 : 28 *cm*: Auf einer Wiese vor den Toren Strassburgs sieht man 18 Gruppen spielender Kinder: 1. einen Steckenreiter, 2. drei Reifentreiber, 3. einen auf einem Sandhaufen stehenden Knaben (Böhme S. 580. Gomme 1, 301), 4. einen Seifenblasen machenden, 5. fünf Murmelspieler, 6. zwei auf dem Kopfe stehende, 7. zwei auf Stelzen laufende, 8. fünf Mädchen mit Kochgeschirr und Puppen, 9. zwei Knaben, die Nüsse aufhäufen und umwerfen, 10. Drachensteigen, 11. Habergeiss (Brummkreisel; vgl. Grimm DWb. 4, 2, 82. Mélusine 4, 18), 12. Kreiseltreiber, 13. Knaben, die einen Vogel locken, 14. übers Seil springen, 15. elf schlitternde Knaben, 16. Vogel am Faden, 17. fünf Ballschläger mit Raketts, 18. drei Knaben mit Knochen. — Der Text ist in vier Spalten geordnet).

Ihr liebe Freund, ich seh, jhr lacht,
Da jhr diß Kinderspiel betracht,
Vnd ist nicht ohn, ist lachens wehrt;
Aber sagt mir, wer ist auff Erd,
5 Der nicht hierinn begriffen sey
Vnd welcher solchen Spiels ist frey?
Also daß jhr auß ohnbedacht
Ewr eigen Kindheit selbst außlacht.
Dann so mans recht bedencken soll,
10 Ist vnser Thun der Kindtheit voll;
Kindheit, Blindheit sind die Planeten,
So der Weltkinder Verstandt dödten,
Diß gantze Spiel ist nur ein Bildt,
Was jetzt in der Welt wird gespilt.
15 Alles, warumb die Menschen rennen,
Kan man billich Kinderspiel nennen,
Ist eitel Spaß, Wollust vnd Tandt,
Was nur anhebt deß Menschen Handt.
Vnd keiner lebt in dieser Welt,
Dem nicht auch Kindisch ding zufällt. 20
Auch kein Mensch ist so weiß vnd glehrt,
Der sich niemal mit Spiel bethört.
So seht Euch dann rechtschaffen vmb
Im Kinderspiel so grad, so krumb!
Vnd daß jhr alls mögt recht verstehn, 25
Will ich in dem Platz euch vorgehn.
Das Kindt, so auff dem Stecken sitzt,
Meint, das sein Pferd sehr trabt vnd plitzt,
Vnd geht doch leyder nur zu fuß
Vnd noch seinen Gaul tragen muß. 30
Also bildet jhm mancher ein,
Daß er gar trefflich reit herein,

*) Die 20 Spiele sind: 1. Zuogh d' l'cart, 2. Prilla (Kreisel), 3. Bocch (boccia), 4. Zuogh d' l'amor (Gespräch), 5. Tuccatigli (Puff), 6. Trucc (Cricket), 7. Schiera (Mühle), 8. Batt mur (anwerfen), 9. Zun (Kegel), 10. Palamai (mit einem Hammer gegen einen Klotz, auf dem eine Kugel liegt, schlagen), 17. Balla (mit Rakett), 18. Ballon (mit Armschutz), 13. Ruzla (laufende Scheibe), 14. Dama, 15. Caplett (Münzen mit einem Hute bedecken), 16. Giare (Stäbchen in der l. Hand mit einem Stock schlagen), 17. Da (Würfel), 18. Burella (Münzen auf eine Mauer werfen), 19. Arlui (Roulette), 20. Biribbi (Tafel mit 16 Feldern; der Spieler greift in den vom Verkäufer gehaltenen Sack).

Randnoten: 1) Plerique cum stultis maledicunt, ipsi sibi convicium faciunt (Seneca). — Si quis fatuo delectari se velit, non est ipsi longe quaerendus, se rideat (Exod.). — Auriculas asini quis non habet? Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae fuit (Seneca ex Aristot.). — Gallicum proverbium: Nul n'est si sage, qui parfois ne rage.

27) Omnes videmur nobis saperdae (Varro). Stercus cuique suum bene olet.

In seinem Sinn vnd hohen Muht,
Da er doch nur zu fuß gehn thut,
35 Nun bseht den Jungen mit dem Raiff,
Wie er jhn vmtreibt vnd vmbschleiff
Vnd meint nicht anderst in seim Sinn,
Als daß er jhn maistre vnd gwinn,
Da doch, so mans beym Liecht besicht,
40 Der Raiff jhn treibt vnd er jhn nicht.
Also meynt manchr im Sinn vnd Muht,
Daß er all Ding fort treiben thut,
Da doch im Gegenspiel die Sachen
Ihn lauffen, rennen, sorgen machen.
45 Noch eins kan vns das Raiffspiel lehren,
Wie sich die Zeit thut herumb kehren.
Der Raiff laufft fort durch naß vnd trucken,
Also thut sich die Zeit auch rucken,
Das öberst kan bald vndergehn,
50 Das vnderst auch bald oben stehn.
Vnd also laufft die Welt herumb
Vnd wir in jhr hinwiderumb.
Nach dem Winter so rouch vnd kalt
Folgt der liebliche Früling bald,
55 Alsdann deß Sommers Hitz tritt ein,
Der Herbst bringt Frucht vnnd newen Wein,
Vnd diß geht so an jedem Ort,
Biß endlich der Mensch selbst muß fort.
Merck auch, ob schon der Raiff laufft wohl,
60 So schlägt der Knab, als wer er doll.
Also wann schon vns thut gelingen,
Trachten wir doch nach andren dingen.
Ob vns schon ist ein Zeit gesetzt,
Meynen wir stets, das ist nichts letzt,



---

35) Tempora sic fugiunt pariter pariterque sequuntur. Et nova sunt semper, nam quod fuit ante, relictum est, Fitque quod haud fuerat, momentaque cuncta novantur (Ovidius). — Nemo facile cum fortunae suae conditione concordat, inest enim singulis, quod inexpertus exhorreat (Boethius).

65 Vnd meynen, biß der Raiff zerbricht;
Dann ist es auß, vnd hilfft mehr nicht.
Der Knab schreyt auß: Ich bin Burckhard
Vnd steh allhie, mein Feind erwart.
Die andern lauffen so lang vmb,
70 Biß einer auch so hoch nauff kumb.
Nicht anderst geht es in der Welt,
Da einer steht, der ander fällt:
Jeder verwahrt seinen Misthauffen,
Kompt ein stärkerer, so muß er lauffen.
75 Der Jung auß Seiffen Kuglen blaßt
Vnd jhm ein grosse Kunst zu maßt,
Sihet jhr zu mit groß verlangen,
Bis sie zersprungen vnd zergangen.
Welche die allerschönsten glitzen,
80 Verschwinden bald vnd nidersitzen.
All menschlich Gschäfft, sein, thun vnd lassen
Seind nichts dann Wind vnd Wasserblasen;
Die eine steigt hoch vnd fallt nider,
Eine wird groß, zerspringt gleich wider.
85 Die Schnellkuglen gfallen den Buben,
Schnell[e]n sie artlich nach der Gruben,
Pflegen jhr Säck so voll zu laden,
Daß es den Kleidern bringt vil schaden,
Gedencken nicht, daß es nur Erden,
90 Darauß sie seind, darauß sie werden.
Also seind gar vil in der Welt,
Deren höhst Gut nur ist das Gelt,
Lugen, wie sies zusammen scharren,
Schnellen darum wie diese Narren,
95 Ketschens herum gleich wie die Buben
Vnd gehn doch alleweil zur Gruben.
Dort seind zween Buben vmgekehrt,
Die Füß gen Berg, der Kopff zur erd,
Wollen jetzt auff den Händen gehn,
100 Eh sie den Wandel recht verstehn.
Also auff dieser Erd man findt
Gar manch wunderbar Mutterkindt,
Daß seinen Kopff, Hirn vnd gedencken
Nur an irrdische Ding thut hencken,
105 Wühlet im Koth vnd den Mistlachen,
Achtet wenig himmlischer sachen,
Ja tritt auch wohl mit Füssen drein
Vnd verkehrt allen guten Schein.
Die Kinder, so auff Steltzen gehn,
110 Schreiten weit, können nicht still stehn.
Dergleichen hohe Geister seyn,
Die nur trachten nach grossem schein,
Trachten jmmer nach Ehr auff Erden,
Können auch deren nicht satt werden.
115 Der klein Haußraht vnd Puppending,
Wiewohl es ist gar schlecht vnd gring,
Von Bley gemacht oder von Erdt,
Haltens die Kinder doch gar wehrt,
Thun es auch wie ein Schatz bewahren
120 Vnd wie fein Gold zusammen sparen.
Schmackt dir Rindfleisch wie ein Kappaun,
Ein stück Speck wie ein Haselhun,
Issest du so mehr das lieb Brodt,
Was hat man dann vmbs Geldt solch noth!
125 Ob schon gering ist, das man hatt,
Wer sich benügt, ist gar bald satt
Vnd lebt in frewden wohl content,
Mangelt jhm nichts biß an sein End.
Die mit den Nüssen dorten spielen,
130 Ein grossen Hauffen bald vmwielen.
Einer setzt auff, der ander zielt,
Der dritt wirfft zu, der vierdt verspielt,
Etlich stehn still, die andre lauffen,
Diese lachen, vnd jene rauffen.
135 Also geht es auch auff der Welt;
Einer steht auff, der ander fällt,
Einer baut auff ein Schlos, ein Stadt,
Der ander denckt, wie er jhr schadt.
Ein Fürstenthum gehet bald auff,
140 Ein anders fallt plötzlich zu hauff,
Vnd geht alles im Zirckel rund
Bald hoch, bald tieff in einer stund.
Beschaw doch nur die fliegend Drachen,
So die Buben hoch steigen machen
145 Schier gar in Himmel, auß dem Gsicht!
So der Knab nur das Seil wohl richt,

---

75) Quicquid in altum Fortuna tulit, Ruitura levat (Seneca, Agamem.). — Fortuna vitrea est, cum splendet, frangitur (Len. [l. Publilius Syrus]). — Omnis Homo bulla, sed praesertim bullati. Erit hic rerum in se remeantium orbis, quamdin erit ipse orbis. Omnia abeunt in nascendi pereundique gyrum (Lipsius). — Psalm 29: Sie samlen vnd wissen nicht, wer es kriegen wird.

91) Pro Superi, quantum mortalia pectora caecae Noctis habent! Os homini sublime dedit (Ovidius).

111) Optat ephyppia bos (Horatius).

115) Cui cum paupertate bene convenit, dives est (Seneca).

So steigt er jmmer fort vnd fort
Vnd suchet stets ein höhern Ort.
Also hat ein ehrgeitzig Hertz
150 Ein stetige Begierd mit schmertz,
Erfordert jmmerzu mehr Ehren.
Niemand kan jhn ein Ziel da lehren,
Sondern steigt fort gegen dem Wind,
Biß er weiß nicht recht, wo sich find.
155 Hilff Gott, wie schreyt die Habergeiß!
Wie brummet sie, daß, wers nicht weiß,
Meynet, es sey ein Wunderthier,
Biß jhr die Krafft entgangen schier!
Dann wird sie still, ist ein leer Ding,
160 Ist nur ein holes Holtz gering.
Also ist ein schwätzhaffter Mann,
Der tritt mit grossem Prallen an
Vnd macht ein breit vnd lang getader,
Daß einer meynt, er hör ein Gschwader.
165 Wann er endlich hat auß geredt,
So ist es wie ein Traum im Bett
Vnd steckt darinn kein Gschmack noch safft,
Hat kein Verstand, kein Witz, kein krafft.
Was macht der Knab mit seinem topff?
170 So lang er jhn schlägt vmb den kopff,
So laufft er vmb vnd rennt behend;
Wann er die Geissel nur abwend,
So fangt er an lauffen gemach
Vnd fallet wie gantz vmb darnach.
175 Also gehts mit vns Menschen zu:
Wir seind embsig, haben kein Ruh,
Wann vns Gott in die Creutzschul führt,
Mit seiner Straff den Rucken rührt;
Bald er das Creutz thut von vns wenden,
180 So will der Teuffel vns verblenden.
Entschläfft das Fleisch, verkehrt den muht,
Macht träge Sinn, verkehrt das gut.
Obschon die Meis gantz ledig ist,
Kehrt sie doch widerumb zur frist
185 Zu deß Jungn Hand vnd jhrer Speiß,
Da sie gnug find nach jhrer Weiß.
Also thut mancher Mensch verkauffen
Sein Freyheit vmb fressen vnd sauffen,
Vmb den Schmorotz macht er sich recht
190 Zum Schalcksnarren, leibeigen Knecht.
Nun seht, wie die vbers Seil springen!
Was lernen wir bey diesen dingen?
Es zeiget an, daß einer muß
Wissen zu führen seinen Fuß,
195 Daß er nicht komm zu früh noch spath,
Sonst fallet er, da ist kein Raht.
Drum merck die Zeit, sey nicht zu grell,
Nicht zu langsam, auch nicht zu schnell,
Komm nicht zu spath, komm nicht zu früh,
200 So bist im Spiel ein Maister hie.
Dort seht von ferrnem, auff dem Eyß
Wie die jung Bursch rütschet mit fleiß!
Einer fährt nah, der ander weit.
Das ist so viel: All Ding sein Zeit.
205 Einer rütscht her, der ander hin,
Dann jeder hat sein eigen sinn.
Einer steht auff, der ander fallt,
Einer kompt spath, der ander bald.
Mancher macht die Rütsch trefflich gut,
210 Der ander alls verwüsten thut.
Doch soll man hier betrachten eben,
Daß wir allhie in diesem Leben
Auff einem gfrornen Wasser rütschen
Vnd leicht mit beyden Füssen glitschen;
215 Oder daß Eyß zerschmeltzt vnd bricht,
So ist das Leben hingericht.
Dort geht ein Knäblein auff der Gaß
Suchend sein Lust vnd bsondern spaß,
Hat einen Vogel angebunden,
220 Laßt jhn aber fliegen zur stunden;
Fleugt er zu hoch, zeucht er jhn nider
Mit dem Faden vnd sagt: Komm wider!
Stellt sich das Vöglein schon zur wehr,
So zeucht er jhn nur desto mehr.

---

149) Cupiditas accipiendorum in homine ambitioso oblivionem facit acceptorum (Seneca).

169) Nam in metu esse hunc illi est utile (Terentius). — Adversa corporis remedia sunt animae (Isidorus).

183) Serviat aeternum, qui parvo nesciat uti (Horatius).

193) In tempore ad eam veni, quod rerum omnium est primum (Terentius). — Temporibus medicina valet (Ovidius).

201) Tu surge, tu cade, tu impera, tu servi, tu occultare, tu emerge! Longaevum aliquid in hac machina, nihil aeternum (Lipsius).

217) Et pace et bello cunctis stat terminus aevi (Silius). — Certo veniunt Ordine Parcae, Nulli iusso Cessare licet, Nulli scriptun Proferri diem (Seneca, Herc. furent.).

225 Was wollen wir dann so hoch fliegen,
Auß Thorheit nur vns selbst betriegen!
Dann wir seind gfangen nach dem Bund.
Gefesselt wie ein Kettenhund.
Steht vns schon offen Meer vnd Feld,
230 Ist doch jedem sein Zweck gestellt.
Wann der Faden ist außgereckt,
Darnach das Leben sich gestreckt,
So kompt der Schreck-den-Gast behendt
Vnd sagt: Kehr vmb, kehr vmb zum End!
235 Nun kommen wir zum Ballenspiel,
Dergleichen vbt die Jugend vil.
Der wirfft den Ballen auff die Erd,
Daß er auffspringt, damit bewert,
Was er außstehn vnd leyden kan.
240 Der ander wirfft jhn weit von dann,
Jener schlägt jhn mit einem Stecken,
Daß man jhn suchen muß in Hecken;
Dann fangt jhn einer säuberlich
Vnd wirfft jhn fort gar erbarlich,
245 Gleich drauff bringt er ein stärckern streich,
Daß er schier an die Wolcken reich.
Der letzte schmeist jhn gar in dreck,
Da bleibt er dann, vnd sie gehn weck.
Wie könnt man aber etwas geben,
250 Daß gleicher wer menschlichem Leben!
Der kompt daher gleich durch Zufall
Auff den schawplatz gleich wie ein Ball,
Der da geworffen wer vom Himmel
In das ohnruhig Weltgetümmel.
255 Da kompt einer von grober art,
Wirfft jhn gar offt zur Erden hart,
Sagt, daß er jhn so muß probiren,
Ob er außsteht s' examiniren.
Bald gibt jhm einr ein starcken stoß,
260 Daß er den Athem bhält gar bloß,
Eh dann der Tropff gen Boden fallt,
Steht da die Armuht vngestallt,
Schlägt jhn, daß er darnider sinckt,
Zugleich dem Neidhardten mit winckt,
265 Der schlägt dann noch hertzhaffter zu.
Mißgonst läßt jhm auch wenig ruh;
Kan er ein kleines Plätzlein finden,
Da er ein Rast meynt zu empfinden,
Da kompt der Zorn, hat ein Ragget,
Schlägt drauff, daß er nit müssig steht. 270
Trifft in dem flug der arme Mann
Ohngefehr die Fraw Vnglück an,
Da ist es vmb jhm vast geschehn,
Mag nach ein andre Welt vmbsehn.
Mit Knochen spielen etlich Knaben, 275
Die sonst nichts dann solche Bein haben.
Nun seht, weil das Thier hat gelebt,
Niemand nach seinen Beinen strebt;
Aber wann es gemetzigt ist,
Werden sie zum Spiel zugerüst. 280
Also ist ein geitziger Mann,
Der niemand guts thun will noch kan,
Dieweil er hie auff Erden lebt,
Immer in steten sorgen schwebt,
Daß jhm sein Gütlein noch zerrinn, 285
Ob er schon vberlaufft mit gwinn.
Wann aber jhn der Todt nimpt hin,
So hat man sein dopplen gewinn;
Dann das Gut, so Geitzhals gemehrt,
Wird gütiglich gleichfalls verzehrt. 290
Da geht das gmeine Sprichwort an:
Ein Sparer will ein Zehrer han.
Nun ists genug, ich will beschliessen.
Den Leser woll es nicht verdriessen,
Daß er sich so lang hie vergafft, 295
Er zih herauß den besten Safft.
Vielleicht mag es dir gfallen nicht
Vom Kinderspiel sein vnderricht;
Ach nein, seid doch nicht so verkehrt!
Auß Thorheit man wol Weißheit lehrt. 300
Das Kinderspiel ist offt vnd ehr
Von den Weysen gebraucht zur Lehr.
Es zeugen diß d' Evangelisten
Wie auch viel andre fromme Christen.
Was gethan Athanasius, 305
Beschreibet fein Eusebius,
Der Heyden dißmal nicht zu dencken,
Deren wir vil konnten anhencken.
Vnd daß ich euch nicht mehr auffhalt,
So geht vnd nembt mit, was euch gfallt, 310
Acht nicht zu kindisch vnd zu toll
Diß Kinderspiel! Gehabt euch wohl!

Zu Straßburg, bey Jacob von der Heyden, 1632.

---

275) Avarus nisi cum moritur nihil recte facit (Seneca). — In nullum avarus bonus est, in se pessimus (Idem).

293) J'oy journellement dire à des sots des mots non sots (Montaigne). — Pittacus Mytilenus, ex graecis Sapientibus unus, ad pueros non nisi cum paribus ludere volentes remisit juvenem quendam de uxore ducenda ipsum consulentem (Diogenes Laertius).

303) Matthaeus 11, v. 16. Lucas 7, v. 32.

23. Fleming (1632. 1636).

P. Fleming, Auf eines Freundes Geburtstag (1632. Oden 4, 10 = S. 344 ed. Lappenberg 1865):

Gleichsfals mangelts nicht an Spielen.
320 Vor uns steht das Interim,
Da die Peilke[1]), hier sind Mühlen
Und wornach du dich siehst um.
Wol, es gilt auf gleichen Sieg,
Einen Treppel, einen Pick!
325 Wilst du lortschen, wilst du dammen,
Wilst du ziehen in dem Schach?
Her, wir wagen uns zusammen,
Laß uns sehn, wers beste mach!
Oder solls im Brete sein?
330 Gut, es gilt ein Stiebchen Wein.
Dorte liegen auch die Kegel . . .

Liefländische Schneegräfin (1636. Poetische Wälder 3, 7 = S. 98 ed. Lappenberg):

160 Da ward die ganze Nacht mit Freuden hingebracht.
Da ging das Scherzen an. Die spielten der fünf Karten,
Die jagten Fuchs ins Loch in dem beschneiten Garten.
Das Kalb ward ausgeteilt. Des Schuchs, der blinden Kuh,
Des Richters ward gespielt, des Königs auch darzu.
165 Drauf ging das Tanzen an. Der Reien ward geschwungen
Auf sein gut Polnisch her. Da ward vollauf gesprungen
Nach der, nach jener Art. Das Trara war nicht schlecht.
Der Staat- und Schäfertanz ward auch geführt, wie recht.

24. Grotnitz (1646).

Carl Melchior Grotnitz (Grootnitz, Grottnitz) von Grodnow erzählt in seinem der Königin Christine von Schweden gewidmeten Romane 'Neu auffgeführter Geschicht-Seulen Erste Ecke' (Leipzig 1646 S. 227) von der Prinzessin Ramisa:

Daselbst hatte sie ihren grösten Lust, bisweilen mit der Jagt, und bisweilen mit allerhand Kurtzweil-Spiel: Königslösen; der Richter; Burckart mit der Nasen, komm hilff mir grasen; Wir geben und nehmen einander; des Glücks; Wer findt, der gewinnt; Nun fahe den Ball, ehe er [228| fall; Womit dienstu deinem Buhlen? Was für Blumen gebt ihr mir zum Krantz? Des Liebrathens; Ich fisch in meines Herrn Teich; Der blinden Kuh; Wechseltantz; Gevatter leihet mir ewren Sack; Des höckerichten Hofmans[2]); Der Hof Aempter; Welches Narrheit were dir am liebsten? Was gilt ein groß Maul guts? Ich fange euch ohne einen Meyen; Ich fange euch, wo ich euch finde; Der neun Hände; Der Königin*; Des Todentantzes; Den Habern säen; Spring aus dem Busch; Rath, wer hat dich geschlagen? Für sich, hinter sich; Rath, was ist das? Der Schönsten den Stein; Es kommt ein Fisch, es kommt ein Vögelein; Rathet ihr, was stund im Brieff? Ich rühr, ich rühr; Wer das nicht kan, der kan nicht viel; Der unverständlichen Sprachen; Wozu ist das Stroh gut? Was schenckestu mir ins Haus? Warumb hastu deinen Liebsten lieb? Helmlein ziehen; Verbergens; Da sitz ich, da wart ich auff dich**; und dergleichen lustige Kurtzweilen mehr***.

---

1) Vgl. oben S. 393 (Gumpelzhaimer).

2) Vgl. Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 1, 258: 'Le bossu.' Rausch 24, 73: au bossu aulican.

Diese Spielliste hat indes für uns keinen Wert; denn der Autor hat sie einfach aus Fischarts Verzeichnis (1891 S. 260a—266b) abgeschrieben. 1702 wird sie von Wesenigk (Spiel-Sieben S. 16) zitiert, der dazu ein paar Zusätze an den oben durch Sternchen bezeichneten Stellen einschaltet, nämlich: *Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; — **Des Nachtbars; Des Kirmes-Bauers; In der Lufft, auff Erden, im Wasser; Das stumm seyn etc. — ***Wodurch manche ihre Liebe, die sie heimlich zu einem andern hat, durch Geberden und Entferben verräth.

25. Neumark (1652).

G. Neumark, Poetisches Lustwäldlein 1652 S. 224:

> Du Thor, ich nannte dich ja keinen Narren nicht,
> Nur dieß hab ich gesagt: Es spielen deine Sinnen
> Das Spinkelwinkelspiel; drey haben sich verstekkt,
> Die andern suchen sie. Heisst dieses nun gegekkt?

Dies Versteckspiel beschreibt Frischbier, Preussisches Wörterbuch 2, 351 und Preussische Volksreime 1867 S. 191; vgl. Böhme S. 562.

26. C. von Hövel (1663).

Candorin (Conrad von Hövel), Eren-, Danz-, Singe-Schauspile-Entwurf 3, 37 (1663) = oben 4, 184 führt an: „Königs Spilen, Schuhe verstäkken[1]), Ballen suchen, Ring aus dem Munde nämen[2]), Blindekuhe laufen, Dritten slagen[3]), Häsichen jagen[4]), Küssen umtragen[5]), Pfand-gäben; Hi komen wir käkken Nonnen her, Herr Domine[6]); Morgen wollen wir Haberen mähen[7]); Kätgen las dich nicht erwischen[8]); Sähet euch nicht um, mein Knütgen gäht um[9]); Hei, wisch einmahl herum[10]); Adam hatte sieben Söhne[11]) usf.

27. Johnson (1663).

Matthias Johnson (Keuscher Liebe Beschreibung Lisille, Frankfurt 1663 S. 60 = 1672 1, 53) erzählt von den jungen Leuten, die im Violental den Frühling feiern: „Sie setzten sich zusammen nieder vnd fingen an den Frühling mit jhren Schertzen einzuweyhen. Sie spielten des Königs, der heimlichen Frag[12]), deß Richters, deß Hafermeyens[13]), der Parisser Brücken[14]), deß Vmbschlags, deß Ringleins, deß Höltzleins, deß Fuchsbalcks[15]), der vier Elementen[16]), die Ziege[17]), deß Nachbars, des Öchßleins[18]), der edlen Blumen[19]), des kurtzen runden bunden Manns[20]), vnnd letzlich der Rätzel, deren etliche ich euch ... hier mittheilen will."

---

1) Dohna nr. 45. — 2) Böhme S. 664. — 3) Dohna nr. 8. — 4) Dohna nr. 70. — 5) Vgl. Leucoleon 1671. — 6) Vgl oben 4, 180. — 7) Johnson 1663. Böhme S. 491. Nd. Jb. 8, 100. — 8) Böhme S. 567: 'Kätzchen laß dich nicht erwischen'. Zeitvertreib 1757 nr. 75. Geschichtsblätter f. Magdeburg 17, 428. 18, 154. — 9) Böhme S. 556 'Plumpsack'. Oben 17, 278. De Cock-Teirlinck 1, 184. Kristensen S. 482. — 10) 'Wisch einmal herum' ist Kehrzeile eines Trinkliedes bei Erk-Böhme, Liederhort nr. 1129. B. Krüger, Spiel von den bäurischen Richtern 1580 v. 1462. Schuward, Haustafel 1565 Bl. O 6a. — 11) Dohna nr. 12. — 12) Sylvanus 1728. — 13) Hövel 1663. — 14) Leucoleon 1671. — 15) Heini 1709. — 16) Dohna nr. 16. — 17) Böhme S. 589. 593. Fischart S. 265a 'die Geiß hüten'. — 18) Fischart S. 263b: Mein Öchßlin, mein Öchßlin. — 19) Fischart S. 261a: Was für Blumen gebt ihr mir zum Krantz? — 20) Böhme S. 238. Schweizer. Archiv für Volkskunde 6, 289. De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 6, 289.

28. **Grefflinger** (1665).

Georg Grefflinger, Ethica complementoria, d. i. Complementir-Büchlein (Amsterdam 1665. S. 179: Jungfer Euphrosinen von Sittenbach züchtige Tisch- und Leber-Reime) S. 181:

und das beste, drauff wir zielen,
ist, wir werden lustig spielen
theils im Sitzen, theils im Lauff,
blinde Kuh und Haberkauff.

Zum Haberkauf vgl. Rabelais 'A vendre l'avoine', Fischart S. 262a 'Des Habern verkauffens', Cl. Gallitalo 1682 'Van haver verkopen,' Kinderspelen uit Vlaamsch België 2, 238; De Cock en Teirlinck 4, 43 'boekweit verkoopen.'

29. **Leucoleon** (1671).

Leucoleons Galamelite, oder Allerhand Keusche Lust- und Liebes-Lieder mit neuen Melodeyen (Frankfurt a. M. 1671) S. 145 schildert in Braunschweig gespielte Gesellschaftsspiele:

Ich habe manche Kurtzweil auffgebracht
Und auch dadurch vergönte Lust gemacht.
Den Tantz, wenn man nach Rosen geh't,
Wenn man das Kätzlein jagt: Bancket, Bancket:
Das Pfandspiel, ach! was schadet euch mein Hertz[1]):
Hält das; was ist das? und dergleichen Schertz.
Als wenn man einen Ring versteck't;
Das Küssen trägt; die blinde Kuh was geck't;
Mit Herren Petern auff und nieder springt;
Und dann die Brücke zu Pariß besingt.

Auf S. 13 werden die Kinderspiele blinde Kuh und Hütewinkel[2]) angeführt; S. 194 (im Schertz-Gedicht an die räisfertigen Tischgenossen in Straßburg, worin deren gewöhnliche Sprichwörter und Saufflieder erwehnet werden) der Fürst von Thorn, Kurrelmurrel, Murjänchen.

30. **Scriver** (1671).

Chr. Scriver, Gottholds zufällige Andachten (2. Aufl. 1671), Das dritte Hundert S. 85 nr. 34: 'Das Spielhöltzlein': Unter ander Spielen der Kinder ist bekandt ein viereckter Höltzlein, welches auf einer Seiten das Wort Omnia, auff der andern das Wort Nihil, auff der dritten das Wort Pone, auf der vierdten das Wort Trahe geschrieben hat, zu bedeuten, daß, wie einem jedweden, der mit spielet, im herumbwerffen eine Seite fällt, er entweder alles oder nichts wegnehmen, zusetzen oder die Helffte wegziehen solle[3]).

---

1) Dohna nr. 52.

2) Vgl. Fischart S. 265a 'Winckelrut'. 268a 'Hänlein komme aus dem winckelein.' Französisch 'Jeu des quatre coins' (Mélusine 2, 430). Gomme, Games 2, 88.

3) Vgl. Wesenigk, Spiel-Sieben 1702 S. 166, Böhme S. 643 (Torlen) und die Nachweise in Wickrams Werken 4, 285[1] und 343. Ferner Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 175 (Punkeltoh). Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 1885 S. 205 (PTAN = Pone, Totum, Accipe, Nihil). Höhr, Siebenbürgische Kinderreime 1903 S. 126. Kück-Sohnrey, Feste und Spiele 1909 S. 276. In Oldenburg schrieb man um 1850 auf die vier Seiten: O mi all, Nimm een, Nimm nicks, Putje bi (oder Sett bi. Mitteilung von Herrn Geheimrat Dr. E. Wellmann). Kristensen, Danske Börnerim 1896 S. 341 f. 648. De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 5, 205 (1905). Gomme 2, 303 (The Totum).

31. **Anhorn** (1675).

Philo (d. i. Bartholomäus Anhorn), Magiologia 1675 S. 339: Also haben die zu guter Hoffnung der Elteren vnd deß gemeinen Nuzens aufwachsende Kinder jhre Spiel vnd Kurzweilen ... welcher Kinderspielen nach vnderscheid der Orten vnderschiedliche gattungen gefunden werden, als klukeren, dopfen oder glozen, niggelen, rebhölzlen, mit Nussen höklen oder häuflen, krönlen, ballen etc.

32. **Poyssl** (1685).

Joh. Albert Poyssl von Loifling überschreibt ein Lied auf die Erstürmung von Neuhäusl (Ditfurth, Die histor. Volkslieder von 1648 bis 1756, 1877 S. 125; vgl. Bolte, Archiv f. neuere Spr. 122, 231): 'Nichts dilla dälla Heusl bauen.' Er spielt damit auf das von Conrad von Salzburg (Fidus salutis monitor 1683 1, 75. Vgl. Arche Noes 1693 S. 323. Zingerle S. 25) beschriebene Kinderspiel an.

33. **Seybold** (1687).

Der am Gymnasium zu Schwäbisch Hall wirkende Joh. Georg Seybold[1]) gibt in seiner nach den Ideen des Comenius angelegten Encyclopädie 'Officina scholastica' (3. Aufl. Nürnberg 1687 S. 392) die zugleich zum Übersetzen ins Lateinische diente, eine Beschreibung von Kinderspielen:

XVI, 2. Von den Kinderspielen. Weil die Kinder wegen ermangelnder Leibs- und Gemüts-Kräfften noch keine ernstliche und harte Geschäffte auf sich nehmen noch verrichten können, derowegen werden ihnen allerley Kinderspiel, ihre Zeit zu vertreiben, zugelassen, deren etliche, und zwar die gemeinste wir jetzt erzehlen wollen. Wenn sie einander zu jagen und zu fangen pflegen, wird dasselbe Spiel das Auslauffen (Fängerlins, diffugium) genennet. Bißweilen spielen sie die blinde Kuhe (Maus, myinda), da die umlauffende Kinder mit zugeschlossenen [393] Augen gesucht und gefangen werden. Etliche haben Lust zu dem Seilschwingen (Retschen, oscillare) und wollen auf einem aufgeknüpfften Seil sitzend retschen oder hin und her bewegt (geschoben) werden. Das Steltzengehen (incessus grallatorius), da sie auf den Steltzen gehend weite Schritt thun, dunckt mich ein gefährlich Spiel zu seyn, weil sie mit Fallen sich leichtlich verletzen können. Etliche muten einander auf zum Werffen der Schusser (Schnellkäulchen, globuli) in die Grüblein, oder zum Schieben (Werffen) der Kugel, die Kegel umzuwerffen (zum Kegelspiel) oder den Topff umzudrehen (trochum versare). Noch andere, damit sie im Spielen umwechslen, pflegen das Kügelein mit der Keule durch den Ring zu schlagen (sphaerulam clava per annulum mittere), oder den Kreussel (turbinem) mit der Peitsche zu treiben.

XVI, 3. Von den übrigen Kinderspielen. Es haben die Knaben noch andere Spiel, in denen sie sich üben, und damit ihre Zeit zu vertreiben pflegen; aber man verspüret bey ihnen schon die mancherley ingenia, indeme einer zu diesem, der ander zu einem andern Spiel Lust hat, als daß etliche [394] mit einem Blasrohr (scolpus), etliche mit einem Armbrust gelustet zu schiessen. Andere wollen lieber, sonderlich zur Sommerszeit, aus einer Schlee- (Holder-) Büchsen ein werckines Kügelein, gekäutes Papyr oder Schlee abschiessen (e rubro sambucco

---

1) Vgl. über den auch als Sprichwörtersammler tätigen Mann, dessen Lebensgrenzen (etwa 1620–1690) nicht feststehen, L. Fränkel in der AdB. 34, 80 und Kvačala, Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland 1, XXXIX. 357. 377. 2, 81f. 118–122. 143 (1903–1905).

glandem stupeam, chartam masticatam vel prunum silvestre elidere). Andere wollen hin und her fliehen, sich verstecken und von ihren Mitspielern gesuchet werden, welches Spiel das Verstecken (apodidrascinda) pfleget genennet zu werden. Das Hirtleinsspiel (scindalismus) ist, wenn sie zugespitzte Pflöcklein (Stickel) in die Erde werffen. Sie haben noch ein anderes Spiel, welches sie das Seilschmeichen (schoenophilinda) insgemein nennen, da die spielende Kinder ein Stricklein oder Rütlein heimlich bey einem niderlegen. Deßgleichen das Froscherlösen (epostracismus), wenn die Knaben auf den Boden gelegt ein Scherblein oder dünnes und breites Steinlein ober dem Wasser hinwerffen und die Sprüng zehlen, die es thut, ehe es zu Boden fällt. Noch mehr andere Spiel könten erzehlet werden, wenn nicht die Namen derselben allenthalben sich veränderten. Wollen es derowegen bey diesen beruhen lassen und zu andern uns wenden.

In den folgenden Kapiteln 4—12 bespricht Seybold noch das Bretspiel, Kartenspiel, Würffelspiel, die Leistungen der Gaukler und Seiltänzer, die Lauffspiele[1]), das Ballspiel und die Fechtschul, die Schießtafel[2]), das Schachspiel und das von dem Ulmer Christoph Weickmann 1664 in einem besonderen Werke beschriebene Grosse Königsspiel.

34. **Riederer** (um 1700).

In einer von Marcus Thomas Riederer zu Augsburg [?] angelegten hsl. Schwanksammlung (Berliner Ms. germ. oct. 435. 23 Bl.) sind auf Bl. 10a zwei Spiele beschrieben:

1. Bischof weichen. Es hengen sich ihre etliche Persohnen nach einander ein, der erst hat in der Handt ain naß Fatzneth, gibt [da] mit selbigem, der auff ainem Stuell sitzen[o]der heben mueß (weill ihme anfenglich daß Loß alß: der 30[!] ist, mues heben oder sitzen, getroffen) in daß Gesicht ainen manierlichen Straich, spricht vnderdessen: 'O erster Brueder Eberhardt, ich gib dir ains an dein Bardt. Ist dan Sach, das ich lach, ich mich an dein statt mach.' Wan solcher, der disen Straich dem Heber gegeben, vnd[!] lacht, so mues er für ihme heben; wo nit, gibt er solches nasse Fatzneth seinem Negsten, vnd forthan ainer dem andern es gibt. Er vnd andere, wan ain Backhenstraich vollendt ist, gehen zurruckh vnd hengt sich im lesteren ain, also daß ain ieder nach dem andern zuekhommen khan. Diß khan getriben werden, so lang man will. — Vgl. Dohna nr. 15 (oben S. 391).

2. Starnstechet. Ist also. Ainer sitzt, vnd der ander sitzt auch, iedoch hebt er seinem Camerath mit 2 Finger die Augen zue, also das er oder die andern Vmbstehende disen mit der Handt zum Khopf stechen thuen. Nach dem Straich mues selbiger (deme die Augen zue gehebt worden) auf ainen rathen, der ihme disen Straich zum Khopf gegeben. Errath er ihme, so mues diser an sein Statt sitzen; wo nit, der andere so lang heben mues, biß er ainen errathen thue. — Vgl. Böhme S. 631. Ähnlich das Schinkenklopfen, die frz. Spiele La main chaude, Le frappe main (Mélusine 2, 430. Desrousseaux 1, 200—296. A. Schultz, Höf. Leben [2] 1, 543. Krünitz, Encyclopädie 72, 836).

35. **Wesenigk** (1702).

Georg Wesenigk, Das Spiel-süchtige, sieben-fächtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben (Dresden 1702) S. 15: Wer aber kan die vielfältige Spiele, so bey

---

1) S. 400: 'Das Lauffspiel . . . welches entweder geschieht auf dem Eis mit Schlittschuhen (diabathrae), da sie auch mit Schlitten zu fahren pflegen, oder wenn auf dem Feld ein Strich gemacht wird, welchen der jenige, so gewinnen will, anrühren muß, aber nicht drüber hinaus lauffen darf.'

2) Vgl. oben S. 393 (Gumpelzhaimer).

dem Würfel-, Bret- und Karten-Spiele erfunden worden und noch täglich erfunden werden, alle nennen? Denn da ist im Bret-Spiel das Spiel aus und ein, das Puffen, Ticktack, Lurtschspiel, verkehrtes, das Interim, Schachspiel, die Dam und Mühleziehen etc. In der Karten sind die Spiele fast unzehlig, da ist scharff und klein Trumpffen, Carnöffeln, Rickelen, Vier Blatt Stich, das Spiel ein und dreißig[1]), Treppeliren, Primiren, die andere Farbe, Kauffmanns-Labet etc. [16] Grodniz von Grodnow gedencket in seinen nachdencklichen Geschichten auch mancherleyer Kurtzweils-Spiele mit Nahmen, deren eine Princeßin ergeben gewesen, nemlich: Königs-Lösen . . . [s. oben S. 401].

S. 84: Also sind auch der jungen Leute ihre Schertz-Spiele offt Sünd- und ärgerlich, wenn sie spielen die stille Music oder würffeln, da, nachdem der Würffel fällt, entweder eines stumm seyn oder seinen Nachbar küssen oder einen Reim sagen muß . . . Also auch wenn sie spielen, wie die alten Männer, Weiber, Witben, Junge Gesellen und Jungfern thun . . . Also, wenn sie den Kirmes-Bauer spielen, da giebets Schläge, Greiffens, Küssens, Neigens, Beugens.

S. 160: Bey einer Ehrliebenden Gesellschafft junger Leute ward das bekannte König-Spiel zur Kurtzweil gespielet. Da denn von dem durchs Loß erwehlten Könige einem Kinde gebothen ward, daß es seinem alten Vater, der auch zugegen war, neunerley Ehre anthun solte. Das that es nun auff folgende Weise . . .

S. 166: Denn unser zeitliches Leben fält wie das viereckigte Spiel-Höltzlein . . . [nach Scriver; s. oben S. 403]. — S. 169: Das Spiel die Blinde-Kuh.

36. Kramer (1702).

M. Kramer, Teutsch-italiänisches Dictionarium 2, 864a (Nürnberg 1702) zählt unter den Spielen auf: der blinden Mauß; versteckens; der Hochzeit, der Braut; des Esel-abladens; des Schuhes; des Plattenwerfens; mit Schüssern, Klickern; Pflocklein (al cavicchietto); Ringens; Lauffens; Hupfens. — Ferner S. 866a: Blindemausspiel; Federlein- (giuoco al volante ò al pennello); Gänse-; Mülen-; Reifspiel.

37. Heini (1709).

J. C. Heini, Poetische Lust-Stunden (Braunschweig 1709) S. 41: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, | So spielen die Kinder." — Vgl. Böhme S. 651. W. Grimm, Kleinere Schriften 1, 370. Dohna nr. 51. Johnson (oben S. 402). Zeitvertreib nr. 21. Goethe, Werke Sophienausgabe 1, 15 und 4. Abt. 19, 320. — Das gleichlautende Sprichwort schon bei Henisch, Teutsche Sprach und Weisheit 1, 1274, 64 (1616). Über die Verbreitung des Spiels in andern Ländern s. Mélusine 1, 170. 245. 2, 429. Handelmann 1874 S. 31: Lütj levt noch. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 10: Petermännchen lebt noch. De Cock-Teirlinck 6, 255. Gomme 1, 256.

38. Ertl (1721).

Ign. Ertl, Sonn- und feiertägliches Tolle lege, d. i. Predigen (3. Aufl. Nürnberg 1721) S. 454 = Birlinger, Österr. Vjschr. f. kathol. Theol. 12, 401 (1873): Wir Teutschen haben ein gemeines Kinderspiel, das heißet Herr mein Fisch! Man sitzet in der Stuben um den Tisch herum; einer der Herumsitzenden ist der Fischer und teilet die Fisch aus, gibt einem jeden seinen gewissen Fisch, der

---

1) Ebd. S. 159: Ihrer viel pflegen das Spiel ein und dreißig gar gern in der Karten zu spielen, da denn der, so am ersten so viel Augen im Spiel hat, es gewinnet, sich aussaget und dem Spiel ein Ende machet.

ihme beliebet, fangt hierauf an zu fischen, braucht die Zungen anstatt des Angels und wirft diese Wort aus: Ich fisch, ich fisch in meines Herrn Weyer, und fang nichts als Hechten, nichts als Bären, nichts als Platterß, Stockfisch und Häring und was dergleichen Gattungen mehr sind. Nennt man nun seinen erwählten Fisch, so muß er behend zur Antwort geben: Herr mein Fisch! Sagt ers nicht geschwind, vergißt er seines Fisches, so bekommt er zur Straf ein Bätzel auf die Hand, daß er seinen Fisch nicht angezeigt hat. Also spielen und fischen die Kinder in der Stuben miteinander. — Ebd. S. 357 beschreibt er ein Kartenspiel, das Höllfahren; vgl. dazu Fischart S. 261 'In die höll' und Gumpelzhaimer 1652 S. 357.

39. **Sylvanus** (1728).

Sylvanus, Das verwöhnte Mutter-Söhngen, oder Polidors Lebens-Lauff auf Schulen und Universitäten (Freyberg 1728) S. 80: So denn fing man an mit allerhand Spielen sich die Zeit zu kürtzen. Ein Pfand-Spiel wurde erwehlet, da eine Person einen reisenden Passagier darstellen muste, welcher denen andern die Geschichte seiner Reise erzehlete; unter die Zuhörer wurden die Aemter vertheilet, welche auf Reisen vorkommen, als des Postillions, des Wirths, der Frau Wirthin, des Hauß-Knechts, und viele mehr; so offte nun der erzehlende einen dieser Nahmen nennete, und die Person, so solchen angenommen, nicht vom Sitze aufstund, so muste sie ein Pfand geben, welches sie hernach mit et- [81] wa einer närrischen Verrichtung wieder einlösen konnte. Da es nun zur Einlösung der Pfänder kam, da setzte es rechtschaffen was zu hertzen, zu lecken und zu greiffen; über Polidorn fällete man das Urtheil, er solte dem Schneider Mägdchen das Strumpff Band ablösen . . . Ein anderer aus dieser Gesellschaft muste, um seinem Pfand, der Gewohnheit nach, Genüge zu thun, ein Liedchen singen, und wieder ein ander muste ein lustig Histörchen erzehlen . . . [83] Man ließ dieses Gespräch bald fahren und fiehl auf neue Zeit-Verkürtzung, bald spielete man die stille Music, bald die heimliche Frage[1]), bald Plump-Sack, und dieses wehrte so bis in die Nacht.

40. **Gleim** (1745. 1767).

J. W. L. Gleim, Der blöde Schäfer 1745 (Werke 1811 3, 25):

. . . Wenn unsre Schäfer lachten,
Und schertzten und das Spiel mit Schäferinnen machten,
. . . . . . so stand er angelehnt
Und lächelte dazu. Er glaubte viel zu wagen,
Wagt' er mit dir und mir ein Häufchen abzuschlagen[2]).

Die Kinderjahre (Neue Lieder, von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon, Berlin 1767 S. 29; in den Werken 1, 236 völlig abgeändert):

Ich weiß es noch, wie wir mit Nüssen
Und Äpfeln uns einander schmissen.
Ich weiß es noch, wie bei dem Gänsespiel[3])
Ich bei ihr saß und in den Brunnen fiel,
Und wie sie sich betrübte, wenn der Tod
Mir seine scharfe Sense bot.

---

1) Johnson 1663.

2) Ein Spiel der Landleute (Anmerkung Gleims). Vgl. Böhme S. 603.

3) Über das Gänsespiel vgl. Grimm, DWb. 4, 1, 1, 1278. Krünitz, Encyclopädie 157, 555 (1833). Handelmann, Kinderspiele 1874 S. 30. Schumann 1905 S. 119.

41. Zeitvertreib (1757).

Angenehmer Zeitvertreib lustiger Schertz-Spiele in Compagnien (Frankfurt und Leipzig 1757. 4 Bl. + 136 S. 8°. — Berlin Os 10 560) enthält 82, oder genauer, da nr. 15 fehlt, 81 ausführlich beschriebene Gesellschaftsspiele, von denen ich hier die Titel verzeichne. — Eine etwas frühere Ausgabe des Buches ist betitelt: Alle Arten von Scherz- und Pfänderspielen in lustigen Compagnien von Bruder Lustigen (Frankfurt und Leizig o. J. 134 S. 8°. — Berlin Os 10 550).

1. Willst du mit nach Walpe. — Grimm, KHM. 140: Das Märchen vom Hausgesinde.

2—5. Nachsprechespiele. 3. Garten, Baum, Ast, Blatt etc. (zu Böhme S. 266). — 4. Der Sperber fragt: Was machst du, Wachtel? (Böhme S. 298).

6. Klostermünch- und Nonnenspiel. — Oben 6, 98.

7. Schenkspiel.

8. Das Täubgen: Ich lasse meine Taube fliegen in Hafer. — Fischart S. 264a: des Täublins; 270: Der weissen Tauben. Rabelais: au pigeonnet. Rausch 24, 92: à pigeon vole.

9. Das Achtzehener Drehespiel. — Ein Losbuch mit Versen; vgl. Wickrams Werke 4, 309—341.

10. Das adeliche Frauenzimmer Punctierspiel. — Vgl. Wickram 4, 334.

11. Der Waaren-Beschauer.

12. Häusgen mein Knecht. — Vgl. De Cock-Teirlinck 4, 111.

13—16. Nachsagespiele.

17. Fragespiel. (Die Antworten müssen sich auf die Fragen reimen).

18. Klosterspiel.

19. Grußspiel: Ich grüß euch Schwestern alle drey. — Vgl. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen 1, nr. 975.

20. Grußspiel (Wo hat sie denn ihr Bettgen?) — Fischart S. 261b: Wo schlafft des Wirts Töchterlein? Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 10.

21. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. — Böhme S. 651. Oben S. 406.

22. Wirthschafftsspiel.

23. Zahlenspiel oder der Rechenmeister.

24. Das stumme Saytenspiel. — Dohna nr. 18.

25. Fürstenspiel: Ich bin der Fürst von Thoren. — Böhme S. 676. Leucoleon 1671.

26. Wahlspiel: Weil sich das Glücke fügt. — Vgl. Böhme S. 485. Erk-Böhme, Liederhort 3, 973. Oben 12, 343.

27. Abschiedsspiel: Ich trage, ich trage. — Anders als Böhme S. 589.

28. Nachbarspiel: Wie gefällt dir dein Nachbar? — Böhme S. 648. Krünitz Encycl. 158, 7. Schumann S. 70. Kristensen p. 484.

29. Der Kermiß-Bauer. — Böhme S. 673. Wesenigk 1702. Oben 14, 63. 17, 288.

30. Schäfer-Stückgen: Schönster Schäfer, ist das recht. — Voigtländer, Oden 1650 nr. 65: Falscher Schäfer, ist es recht. Altpreuss. Mtschr. 28, 619.

31. Lochspiel: Alle in ein Loch, ins Nachbars Loch etc.

32. Riemenspiel. — Der Anführer singt: 'Einen rothen Riemen hat mir mein Hännsgen zum Jahrmarckt verehrt', und die andern müssen ihn in Worten und Geberden genau nachahmen; also ähnlich Dohna nr. 54. Ganz verschieden ist das in Grimms DWb. 8, 928 und bei A. Schultz, Höf. Leben[2] 1, 540 erwähnte 'Riemenstechen'.

33. Hierschespiel (Hirse säen). — Fischart 264a: den Habern seyen. Böhme S. 496. De Cock en Teirlinck 2, 189.

34. Fischerspiel: Ich fische in meines Herren Teiche. — Böhme S. 675. Gallitalo 1682 bei De Cock-Teirlinck 1, 55 nr. 137. Ertl 1721.

35. Die Farbe genannt. — Böhme S. 636.

36. Das Moqueriespiel: Ich bin böse auf dich. — Handelmann, Kinderspiele aus Schleswig 1874 S. 31. Kristensen S. 202. 692.

37. Singespiel: Hier ist Laub, hier ist Gras. — Böhme S. 482f.

38. Singespiel: Wer sich ins Kloster will begeben. — Böhme S. 493. Oben 18, 41. Geschichtsbl. f. Magdeburg 17, 432. Mansfelder Bl. 11, 204.

39. Wie man die Pfänder auslöset: Verlangen tragen, stumm betteln, catholisch beichten, den verliebten Rencontre machen, den Zaun flechten, Kirschen brechen, das Spanische Kreutz machen, den verliebten Jesuiten machen, die Liebe mit Ellen ausmessen. — Vgl. Böhme S. 678. De Cock-Teirlinck 4, 48. Kristensen S. 217. 486.

40. Judenspiel.

41. Kneipen ohne Lachen. — Dohna nr. 20.

42–52. Rätsel.

53. Hexenspiel (Unsichtbare Schrift auf der Hand).

54. Fingerhuthsspiel (Raten, unter welchem der 6 Fingerhüte die Erbse liegt).

55. Pachtspiel (Lotterie).

56. Ein Königsspiel. — Vgl. Böhme S. 654.

57. Handwercksspiel (Gesellen werden angenommen).

58. Ein Drehespiel (ähnlich nr. 9). Vgl. Reiser, Sagen des Allgäus 2, 175: Lebzelten ausspielen.

59. Viertelhundertspiel (desgleichen).

60. Hanns Schultzen-Spiel.

61. Amtmanns-Spiel. — Schumann 1905 S. 63. 195.

62. Rangspiel.

63. Kartenspiel.

64. Nüssespiel.

65. Das Laubfröschgen (ähnlich nr. 9 und 58, nur vertritt ein lebendiger Frosch die Stelle des Drehzeigers).

66. Der reiche Vogel und der arme Habicht. — Vgl. Böhme S. 466. Oben 17, 289.

67. Das stumme Kreißspiel. — Vgl. Böhme S. 631.

68. Das Richterspiel. — Fischart S. 262b: Zum lebendigen und toden Richter; 264b: Für den Richter. Böhme S. 638. E. Meier 1851 S. 131. Nd. Jb. 32, 70.

69. Das blinde Sitzen. — Fischart S. 262a: Ich setz mich. Böhme S. 631.

70. Das Schuh-spiel. — Fischart S. 266a: Schüchle bergen. Dohna nr. 45.

71. Das Kleeblatt (Kartenspiel).

72. Das Lotteriespiel.

73. Das Greiffspiel (aus einem Hut voll Nüsse).

74. Das Scheeren-Schleiffer-Spiel: Es kam ein neuer Schleiffer her (9 Str.). — Vgl. Erk-Böhme, Liederhort nr. 1640.

75. Das Hund- und Katzenspiel. — Vgl. Böhme S. 567: Katze und Maus. Hövel 1663. Leucoleon 1671: Wenn man das Kätzlein jagt. De Cock-Teirlinck 1, 172. Kristensen S. 498. Pitrè, Giuochi 1883 p. 285.

76. Das Submissionsspiel: Hier fall ich zu deinen Füßen.

77. Das Strohspiel: Worzu ist das Stroh gut? — Fischart S. 266a. Dohna nr. 17.

78. Das Pater- und Nonnenspiel: Ich armer Münch muß gar verderben.

79—82. Kartenkunststücke.

42. U. Bräker (um 1755).

Der arme Mann im Tockenburg hsg. von E. Bülow 1852 S. 60: 'An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir jungen Leute mit einander Buntreihen, Kettenschleuffen, Habersieden [!], Stühle verbergen und dergleichen.'

43. Goethes Mutter (1786).

Die Frau Rat (Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins 1855 S. 8) schreibt am 13. Januar 1786 an ihre Enkelin Luise Schlosser und deren Geschwister nach Emmendingen: „Ihr müßt den Bruder Eduard jetzt hübsch laufen lernen, damit, wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herumspringen kann;

das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als Vögel verkaufen[1], Tuchdiebes[2], Potz schimper potz schemper[3] und noch viele andre . . . Ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und gerne lustig macht."

Anhang: Kartenspiele der Erwachsenen.

44. J. Agricola, Sprichwörter 1529 nr. 417: Wir Teudtschen haben mancherley spiel mit karten vnd mit würffeln, im brett, das gröst vor, dreierley büff, büff regal, da man gibt den gantzen würffel, alle seß, alle zincken, alle quatuor, alle drey, alle tauß, alle eß, buff unten vnd oben, buff vnd sieben zurucke, das Frawenspiel, das lang verkeret, das kurtz vnd das lortzen, auch der dickedack. — Nr. 329: Die Teudtschen haben ein spiel, das heisset flössen[4], ist zu jnen auß andern Nation kommen, hat zwen gewinn, das zusehen vnd den floß. Der floß ist drey blat einer farb, das zusehen zwey gleiche, zwo zehene, zwen König, zwen Oberleut oder das höchst blat, ein rausch etc.

45. H. Sachs, Das untreu Spiel (1531. Folio 1, 5, 518b = Fabeln und Schwänke 1, 62 nr. 18) führt folgende Kartenspiele an: rümpffen, flösen, possen, ynn den thürrn, ynn den pock setzen, schleck, putzen, losen, rauschen, eins und dreyßig, eins und hundert, carnöffeln, der meysten leß, strichs und der pild, untreu. — Im Fastnachtspiel 'Der verspilt Reuter' (1559. Folio 5, 357b = Fastnachtspiele 7, 87 nr. 81) kehrt dieselbe Liste wieder: rüempffen, flössen, puecken, possen, in den thuern, schleck, puczen, losen, rauschen, ainundreissig, ains und hundert, carnöffeln, der leczten les, des stichs und der pild, untreu.

Fastnachtspiel von einem bösen Weib (1533. Folio 1, 5, 477b = Fastn. 1, 36 nr. 4):

Die wir ein weil kürtzweylen wöllen
Mit bossen, rauschen und mit bocken.

Fastnachtspiel vom Bachenholen (1539. Folio 1, 5, 473b = Fastn. 1, XIII):

Macht euch ein weil selb kurtzweil viel
Mit würffel oder kartenspiel!
Thût bocken, flossen oder rümpffen!
Gwinn einer den peutel zu den stümpffen,
Oder spielt in dem pret der lurtz
(Macht auch eynem die zeyt offt kurtz;
Wer lurtz wird, zal das spiel zwifach),
Ziecht mit einander in dem schach!
Darob wirt auch offt eynem haiß,
Oder schiest ein weil in den kraiß!
Treibt ein weil ghradigkeyt mit springen
Oder thut für die langweil singen
Oder sagt von seltzamen schwencken
Und was ir kürtzweil mügt erdencken.

Der Profant- und Mumplatz (1555. Folio 1, 506b = Fabeln 1, 452 nr. 161): über den Kreis werfen, Mumschanz, Pock, rauschen, lossen, kegeln. — Fastnachtspiel

1) Böhme S. 587. Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 150.
2) Böhme S. 582: Leinwanddieb. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 164. Mansf. Bl. 11, 205.
3) Böhme S. 668. 718.
4) Vgl. Goedeke, Gengenbach 1856 S. 533: Flusz.

der verdorben Edelmann (1553. Folio 1, 5, 473b = Fastnachtspiele 4, 138 nr. 50): umbschanzen, flössn und bocken. — Hecastus (1549. Folio 2, 1, 31b): Lurtz[1]).

46. Wickram, Der treue Eckart 1538 v. 960 (Werke 5, 99):

> Der spyl kan ich auch mancherley:
> Ich flüssz, ich bock, ich trumpff odr rausch,
> Karnöffel, merssil, heymlich tausch;
> Mit würffeln ich auch passz und gantz
> Des besten grad und auch mumschantz.

Der verlorene Sohn 1540 v. 1636 (Werke 5, 210): bock. — v. 1681: rauschen. — v. 1914: bock.

Der Knabenspiegel 1554 v. 2352 (Werke 6, 313): Mumschantz. — v. 2405: pass (fz. passe-dix).

47. J. Römoldt, Spiel von der Hoffart 1564 III, 2 (Goedeke, Zs. des histor. V. f. Niedersachsen 1852, 334 v. 1228): Mumschantz. Karnöffeln oder rauschen. Retzen oder mit blaten tauschen. Wir wollen spielen ein und dreissig, Sonst wirds der kleine Thurm genant, In aller Welt itzt wol bekant.

48. B. Krüger, Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht 1580 (ed. Bolte 1884) v. 1237: Eins und dreissig spielen. — v. 1264 Nun hebet ab, wer gibt die Kart? 'Ich darff es nicht, das meist mir wardt.' Ich hab das wenigst, ich bin Knecht[2]).

49. J. Gruter, Florilegium ethico-politicum 3, 90 (1612): Vier spiel spielt man in der Welt: die Reichen bocken, die Armen troflent, die Frawen vntruwen[3]) vnd rauschen die Bawren.

50. M. Abele, Vivat oder künstliche Unordnung 4, 268 (1673): Die Gäste wurden nunmehr Spiel- brüder, etliche trapelierten in quadro, etliche in tre, andere piquetierten, die dritte thäten labeten spielen, die vierdte krimpen, etliche trischäckten mit 4 oder 3 Briefen, etliche häuffleten, andere thäten 1. und 14. spielen, etliche 31, die letzte aber das gefreyte.

51. Wurm-Logia vieler seltzamen Würmer ... vorgestellet von Sixtus Boldrian, Buxtehude o. J. (um 1680. Berlin Yy 1846) S. 64: Bey einem Karnüfelchen, Puchen, Krimpen, Landsknechtlein, Ruhm oder schlechten Stich, Troischacque, Labet, Picquet, Mägdlein leg dich da und dergleichen Spielen.

52. Das Zeitkürtzende Lust- und Spiel-Hauß (um 1690. Berlin Os 19180) S. 35: Rümpffen, Grimpen, Büthen, Primiren, Pickiren, Träpiliren, Triumphiren.

53. Noch seien erwähnt die ziemlich rohen Spiele der Bergener Kaufmannsgesellen (Hansische Geschichtsblätter 1877, 89—111. 1880, 109—123), die von D. Tappe (Ostindianische Reisebeschreibung 1704 S. 20—24) geschilderten Matrosenspiele: Schmiede, Pferdediebstahl, Kastellbestürmung, verstimmte Orgel, sowie die von Th. Kantzow (Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart ed. Gaebel 1897 1, 304; vgl. 2, 184) aufgezählten pommerschen Trinkspiele.

---

1) Lurtsch bei Albertinus, Lucifers Königreich 1616 (S. 219 ed. Liliencron).

2) Vgl. Keller, Fastnachtspiele 2, 626: Wer das maist hab, der zeuh für! Doch spilt man auch oft der minsten karten. — Hans Sachs 1, 3, 231a: Würff her, der minder der ist knecht. — Föller, Ritter Galmy 1560 Bl. 7a: So heb ich ab, der meinst ist knecht; Das ist sich aller Landtsknecht recht. — Fischart, Gargantua c. 8 S. 146: Laßt uns eins toppeln, der minst ist Knecht. — Heinrich Julius, Schauspiele 1855 S. 301: Der die wenigsten Augen wirfft, ist Knecht. — Ayrer, Dramen 5, 2955: Ey so würff her! der wengst ist Knecht, Dasselb ist aller Landtsknecht Recht.

3) Vgl. H. Sachs 1531 (oben S. 410).

Namentlich erscheinen die letztgenannten 'mannigerley Art und grobe Pussen des Vullentrinckens' charakteristisch und eines Abdruckes wert:

Ein Klebletlein[1]), das seint drey Gleser, ein iglichs im Truncke; wil einer dan ein Stenglyn darzu thun, das ist das virte Glas. Item den Fuchs sleffen[2]), das ist, das man eine grosse Kanne nympt und umbher trincket; so mus der letzst, wan auch weinig daraus getruncken, das ander gar austrincken und dan ein frisch wideranheben, so kricht dan sein Nehister wider das letzste und so vortdhan die gantze Rege durch, weil sie trincken khonen. Item die Parlencke[3]) trincken, das ist einem eine grosse Schale zuzutrincken, und wans schyr aus ist, das Ubrige in die Augen und die Schale auff den Kopff geslagen, und darum muß keiner nicht zornen. Item einen zu Wasser reiten, das ist: man setzt einem fern eine Schale mit Trincken, so muss sich derjenig, der trincken sol, auff Hende und Kny niderlegen, und einer, der ime zugetruncken hat, sytzt ime aufm Ruggen, den muß er tragen und so hinkrichen, bis das er zur Schale khumpt, und muß so nidder-gekniet die Schale austrincken, und der ander sytzt oben inne, als der ein Pferd zu Wasser reitet. Item zutrincken Kurlemurlepuff[4]), eine blancke Hase[5]), eine Slenglin und der Unart so viel, das es Schande ist.

Register der Spielnamen.

---

1) Fischart, Gargantua 1891 S. 148: 'Hie diß Kleplatt zusampt dem stil.' Danach J. Sommer, Ethographia mundi 1 (1610), Bl. G 5a. H. Sachs 3, 2, 98d = 12, 370 ed. Keller: 'So bring ich dir frey | zu eim khüfuß ein gantz kleblat.

2) Grimm, DWb. 4, 1, 333 und 351: Fuchs schleppen.

3) Vgl. Dähnert, Plattdeutsches Wtb. 1781 S. 344b: Parl up'n Duum! = Mach die Nagelprobe!

4) Fischart S. 148: 'den Murlepuff auff einer Guff.' J. Sommer 1, Bl. G 5a (1610): 'den Kurle Murle Puff.' Grimm, DWb. 5, 2812. Jus potandi 1616 c. 30 (1879 S. 40): Leucoleon 1671. — Hängt der Ausdruck mit dem im Wachtelmäre v. 50 (Wackernagel, Lesebuch [5] 1, 1150) beschriebenen Lande Kurrelmurre zusammen?

5) Fischart S. 148: 'Ein weiße Hos zu der Mum vnnd Goß.' Ebenso J. Sommer 1, Bl. G 5a.

Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Zum Spiel von der goldenen Brücke.

Von dem weitverbreiteten Brückenspiele, dem Mannhardt (Zs. f. dtsch. Mythologie 4, 303. 385) und Feilberg (Bro-brille-legen 1905; vgl. oben 16, 358) ausführliche Untersuchungen gewidmet haben[1]), möchte ich hier einige Texte und Spielarten aus verschiedenen Ortschaften des badischen Landes vorlegen, die vielleicht zu weiteren Beobachtungen anregen können.

1. A. Wir fahren durch die goldne Brück!
B. Sie ist zerbrochen, sie ist zerbrochen.
A. Wir wollen sie wieder aufbaun.
B. Aus was? Aus Gras?
A. Aus einerlei, aus zweierlei.
B. Der letzte muss bezahlen.
(Variante: Der letzte muss gefangen sein).
(Reichenbach bei Ettlingen.)

1) [Zusammenstellungen vieler Fassungen bei Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897 S. 522-534 und De Cock en Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland 1, 234-246 (1902). Ferner oben 9, 392. 13, 172. 18, 45. Haupt, Neues Lausitz. Magazin 45, 245. Wegener, Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 158. Frischbier, Altpreuss. Monatsschrift 28, 622. Blätter f. pommersche Volkskunde 3, 154. Zs. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 149—156. 5, 195. 6, 97. Schumann, Lübecker Spiel- und Rätselbuch 1905 S. 38. Mansfelder Blätter 7, 177. 11, 193. Zs. f. öst. Volksk. 14, 172. Gomme, Traditional games of England 1, 333. 2, 441 'London bridge'. Bulletin de folklore wallon 1, 83 usw.]

Spiel. A = Anzahl Kinder, die hintereinander stehen und durch B (= Tor, durch zwei Kinder, die die Hand emporheben, gebildet) hindurchziehen. Obige Rede und Gegenrede begleitet den Zug. Das eine der Kinder, die das Tor bilden, wird als König, das andere als Kaiser aufgefasst. Ist das letzte Kind durchs Tor gegangen und gefangen, wird es gefragt, ob es zum Kaiser oder König gehören wolle. Die zu dem Kaiser oder König getretenen Kinder müssen hierauf hinter ihren jeweiligen Herren treten. Haben sich so alle verteilt, wird eines nach dem andern von dem Kaiser und König im Kreise herumgeführt mit den Worten „Lach' net, zeig' mir deine weissen Zähnle“. Lacht dabei das betreffende Kind, so wird es zu einem Teufel; lacht es nicht, gibt es einen Engel ab. Dann treten die Engel auf die eine, die Teufel auf die andere Seite. Die Teufel müssen dreimal durch die Reihen der Engel springen und 'Kickericki' rufen. Sie werden von den Engeln mit deren Taschentüchern tüchtig geschlagen. — Variante: Anstatt für Kaiser und König, können sich die Kinder auch für 'Apfelbaum' und 'Birnbaum' entscheiden.

2. A. . . . . . .
B. Die Landbrück ist zerbrochen
A. Wir wollen sie wieder machen.
B. Mit was denn, mit was denn?
A. Mit Stein, — mit Bein, —
Mit allerlei Sachen.
(Busenbach bei Ettlingen.)

Spiel. Zug durchs Tor wie oben. Der letzte Knabe liegt über die Arme der beiden das Tor vorstellenden. Es wird gefragt: „Was witt?“ (= Was willst du?). Sagt er 'Honig', antworten die beiden Knaben: 'Engele, Engele, Zuckerstengele'. Wenn er aber die Frage mit 'Zucker' beantwortet, sagt man zu ihm: 'Teufel, Teufel, Kuhdreck.“

3. Hier mag das aus Götzingen (Amt Buchen) überlieferte Spiel, zu dem kein Text angegeben ist, seine Stelle finden: Zwei Kinder, die sich gegenüberstehen, geben einander die Hände. Die übrigen stellen sich hintereinander auf und schlüpfen unter den Armen der zwei hindurch, dabei rufend: 'Wer zuletzt kommt, muss bezahlen'. Das letzte von der Reihe wird dann aufgefangen und von den beiden, die sich die Hände halten, gefragt, ob es lieber hinter den Apfelbaum oder hinter den Pfirsichbaum zu stehen kommen wolle. (Apfelbaum bedeutet Himmel, Pfirsichbaum dagegen Hölle). Das Kind, das sich für den Himmel entschieden hat, wird sodann gewiegt mit den Worten:

Engele, Engele, Goldes schwer,
Engele, Engele, Silbers schwer.

Diejenigen, die das schlechtere Teil erwählt haben, werden gewiegt mit den Worten:

Deifele, Deifele aus der Höll!
Deifele, Deifele in der Höll!

4. A. Wir wollen durch die goldene Brück.
B. Sie íst zerbrochen, sie íst zerbrochen.
A. Wir wollen sie wieder machen lassen.
B. Aus was denn, aus was denn?
A. Aus Silber und aus Gold.
B. So fahren sie, so fahren sie,
Der letzte muss bezahlen.

Das sich daran knüpfende Spiel ist verwittert. (Ettlingen.)

5. A. Machet áuf das Tòr, machet áuf das Tòr,
B. Die Brücke ìst zerbróchèn.
A. Wir wóllen sie wìeder máchèn.
B. Mit wás dènn, mit wàs dènn?
A. Mit Góld und Sìlber beschlágèn.
B. So mách nur zù, so mách nur zù,
(Variante: so máchen sìe)
Der lètzte mùss bezá-álèn.
(Tauberbischofsheim).

6. A. Wir wollen über die goldne Brücke fahren.
B. Sie ist zerbrochen.
A. Sie sollen sie machen lassen.
B. Aus was?
A. Aus Gold, Silber und Edelstein.
B. So fahren sie, so fahren sie, der letzte muss bezahlen.

(Das Spiel ist nicht angegeben. — Buchheim bei Messkirch.)

Rastatt. Otto Heilig.

Kinderspiele aus der Eifel.

I. Das Bockspiel[1]).

In Leienkaul (Kr. Kochem) belustigen sich die Kinder an nachstehenden Spielen. Sie richten einen runden dicken Kieselstein auf und legen einen kleineren darauf. Der grosse Stein ist die 'Geiss', der kleine wird 'Bock' genannt. Nachdem jeder der Mitspielenden einen Stein in die Hand genommen, stellen sich diese in bestimmter Entfernung auf und schieben ihre Steine zur Geiss hin. Der Besitzer des Steines, der am nächsten liegt, ist der erste beim Spiel, und wessen Stein die grösste Entfernung hat, ist der Hüter. Nachdem sich der Hüter neben der 'Geiss' aufgestellt, werfen die übrigen Kinder der Reihe nach von einem bestimmten Mal aus nach dem 'Bock', indem sie dabei sprechen: „Bock von der Geiss!“ oder: „Bauer ess deine Kartoffelsuppe!“ oder: „Bauer pass auf!“ Wer seinen Wurf nicht mit einem solchen Ausruf begleitet, muss zur Strafe Hüter werden, während dieser an seine Stelle tritt. Ist der 'Bock' durch einen Wurf von der 'Geiss' heruntergefallen, so rufen die Kinder insgesamt: „Das Böckelchen liegt“, und der Hüter beeilt sich es aufzusetzen, weil er sonst nicht erlöst werden kann. Jetzt muss er den, der den Stein geschleudert hatte, sobald er diesen in Händen hat, zu fangen suchen, indem er ihm einen Schlag mit der Hand auf den Rücken gibt. Gelingt dies, ehe er das Mal erreicht, so muss er den Hüter ablösen. Ferner kann mit dem Hüter gehandelt werden auf 'Schüpp' oder 'Scharr'. Glaubt der Betreffende seinen Stein auf dem Vorderfusse liegend aufs Mal zu werfen, so ist das ein 'Schüpp'. Erlaubt der Hüter, den Stein mit dem Fusse fortzustossen, so ist das eine 'Scharr'. — Ein ähnliches Spiel der Kinder beim Viehhüten ist dieses[2]): In die Erde wird ein Gabelast gesteckt und ein Haken daran gehängt; nun wirft man in der oben angegebenen Weise mit Stöcken danach.

1) [Das Spiel heisst im Elsass Steinböckels, in Österreich Klötzchenspiel (Vernaleken-Branky, Spiele 1876 S. 36), in Ostfriesland Keibuk (Lüpkes, Volkskunde 1908 S. 210), in Oldenburg und Holstein Kaak (Böhme, Kinderspiel 1897 S. 620. Nd. Jahrbuch 8, 103. Schumann, Lübecker Spielbuch 1905 S. 90. Geschichtsblätter für Magdeburg 18, 169), bei den Vlämen Boeren (De Cock-Teirlinck, Kinderspel 3, 26), in England Duckstone (Gomme, Games of England 1, 116). Im Elsass und in der Schweiz nimmt man statt der beiden Steine auch ein dreibeiniges Holzgestell, nach dem mit Stöcken geworfen wird, und nennt dies Spiel der Geiß hüten (Murner, Narrenbeschwörung 1512 Bl. c 1b Cap. 7. Fischart bei Rausch, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 24, 121), Geiss aufsetzen oder Geissen (Rochholz, Kinderlied 1857 S. 446. Martin-Lienhart, Elsäss. Wtb. 1, 236. Birlinger, Augsburg. Wtb. S. 487. Schön, Kinderlieder des Saarbrücker Landes 1909 S. 77), Ziegenspiel (Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 168), Dreebuck (Schumann, Lübecker Spielbuch S. 90), Böcklein hüten (ZföVk. 14, 173).]

2) [Im Brandenburgischen heisst dies Ross und Elle (Der Bär 1882, 87), in Holstein Klisch (Handelmann, Kinderspiele 1874 S. 90. Nd. Jahrbuch 8, 100), Kliesterbuck (Schumann S. 91), in der Schweiz Hurnussen (Rochholz S. 452. Böhme S. 618).]

2. Das Nutzspiel[1]).

In die Erde wird eine kesselartige Vertiefung gemacht und ein dicker Bachkiesel hineingelegt. Dann werden im Kreise um die Grube Löcher gegraben, doch eins weniger, als Mitspieler sind. Jeder versieht sich mit einem Stab, der unten in eine kugelartige Verdickung endet und 'Nutz' genannt wird. Nachdem der Hüter bestimmt ist, hält jeder seinen Stab in sein Loch. Nun beginnen die Mitspieler den Stein aus der Grube zu schlagen, und der Hüter sucht mit seinem Stabe ein leeres Loch zu erhaschen. Gelingt ihm dies, so muss der betreffende Spieler an seine Stelle treten, falls er nicht ein anderes leeres Loch mit seinem Stabe erreicht. Ist aber der Inhaber eines Loches dem Hüter mit seinem Stabe zuvorgekommen, so spricht er zum Hüter: „Nutz, Nutz, wer kein Loch hat, ist futsch." Ist der Stein aus dem Kreise hinausgeschlagen, so muss der Hüter ihn durch Schlagen wieder in die Vertiefung bringen, was die Mitspieler durch Wegschlagen des Steines zu verhindern suchen. — In Lutzerath nennt man das Spiel Heckesau.

Lutzerath, Rheinland. Joseph Mayer.

Eine vollständige Fassung des Kinderliedes von den Nornen.

Das Nornenlied (Böhme, Deutsches Kinderlied 1897 S. 84. 199. 402) hat nach der Aufzeichnung von J. Grentz, Ensheim vor 60 Jahren (Forbach 1894) in Ensheim in der Pfalz folgende Fassung, die leider ins Hochdeutsche übertragen ist:

Hopple, hopple Rösschen,
Droben steht ein Schlösschen,
Droben steht ein Glockenhaus,
Gucken drei Jungfern raus.

Die eine, die spinnt Seide,
Die andre wickelt Weide,
Die dritte schneidt den Faden ab,
Sinket jemand in das Grab[2]).

Das Kinderlied gehört zu der durch fast ganz Deutschland verbreiteten Gruppe der Liedchen von den drei Jungfrauen, Marien, Nonnen usw. Schon Grimm hat in einem solchen Marienliedchen die drei Nornen erkannt. Durch die hier dargebotene Fassung des Kinderliedes erhält diese Auffassung neue Nahrung. Man könnte sagen, der Schluss sei neueren Datums. Die Anschauung, dass die dritte der Schicksalsfrauen den „Faden abschneide", ist römisch. Indessen gehört Ensheim, der Aufzeichnungsort des Reimes, dem Rheinfränkischen an, und die römische Vorstellung kann schon zu fränkischer Zeit in die deutsche Mythologie übergegangen sein, wenigstens in dieser Gegend. Der Schluss des Reimes kann also schon sehr alt sein.

Das Seidespinnen mag wohl die Tätigkeit der guten Norne sein, insofern Seide ein feines Gespinst ist. Das Wickeln der Weide bezeichnet wohl die Vorbereitung eines Weidenstrickes durch Drehen der Weide, wie man es noch heute wohl

---

1) [Dies Spiel heisst anderwärts Sau in Kessel treiben (Brant, Narrenschiff 1494 c. 2, 9. Fischart bei Rausch, Jb. 24, 121. Birlinger, Augsb. Wtb. S. 486. Wagners Archiv f. dtsch. Sprache 1874, 178—182. ZföVk. 14, 171. Geschichtsbl. f. Magdeb. 18, 168), Sauball (Böhme S. 612), Kûlsög (Nd. Kbl. 1, 86. 2, 14. 3, 48. Nd. Jahrbuch 26, 134. Bl. f. pomm. Volksk. 2, 93. Schumann S. 80), Sauchen (Lemke, Vtl. aus Ostpreussen 1, 138), Morenjagen (Rochholz S. 395), Mutte hüten, Möttschkes hauen, Kützendriben (Nd. Kbl. 1, 68. 86), Studum (Cats-Amman, Kinderlustspiele 1657), Zogspelen (De Cock-Teirlinck 3, 140), Cat in the hole (Gomme 1, 63. 2, 409) usw.]

2) [Wieder abgedruckt von K. Lohmeyer, Zs. f. rhein. Volkskunde 6, 90 und von F. Schön, Kinderlieder des Saarbrücker Landes 1909 S. 113.]

macht. Der Weidenstrick wäre das Schicksalsseil, das die Nornen führen, und das zu verschiedenen Zwecken dient. Der Schluss knüpft wieder an den Anfang an, insofern die erste Norne Seidenfäden spinnt und die letzte „den Faden abschneidet“.

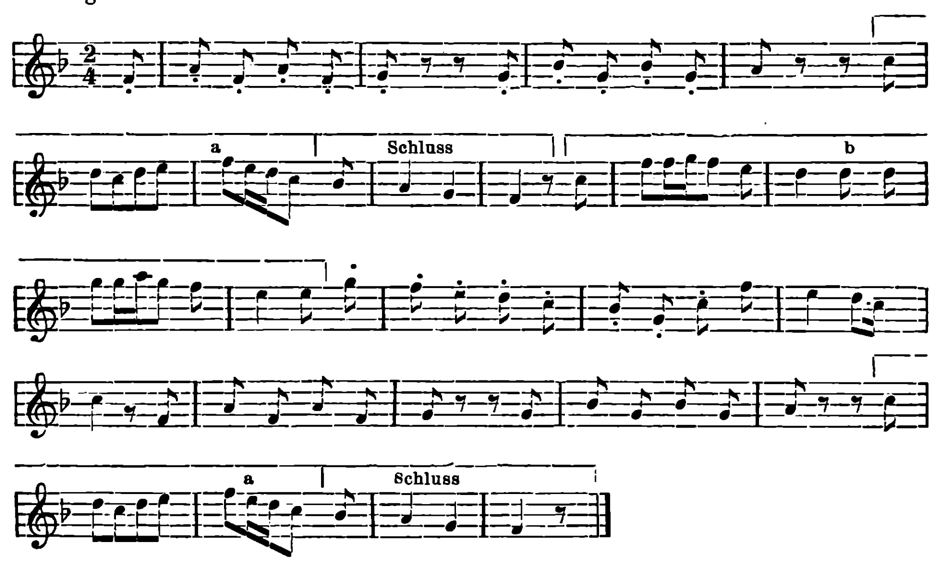
Der Reim ist (samt dem römischen Einschlag) wohl ein Niederschlag einer späteren Stufe der germanischen Anschauung von den drei Schicksalsfrauen.

Mettmann. Friedrich Schön.

[Gegen die Ableitung des Kinderliedes aus heidnischem Glauben bringt V. J. Mansikka (Über russische Zauberformeln, Helsingfors 1909 S. 194—209) beachtenswerte Gründe vor; er sieht darin eine Vermischung der drei zu Christi Grab schreitenden Marien mit der mittelalterlichen Legende von der im Tempel spinnenden jugendlichen Maria und ihren Gespielinnen. Vgl. auch die oben 17, 208 erwähnte Schrift von Gertrud Züricher. — J. B.]

Die Herkunft einer deutschen Volksweise.

In Dünkirchen gibt es auf dem Turm der St. Eloikirche ein altes berühmtes Glockenspiel, dessen Melodie im ‘Kunstwart’ (2. Oktoberheft 1907), fürs Klavier gesetzt von Th. Veidl, abgedruckt ist[1]). Des verzierenden Beiwerks entkleidet, hat sie folgende Gestalt:



Über den Ursprung der Melodie ist mir nichts bekannt; ich würde sie ihrem Charakter nach etwa als ‘französische Tanzweise des 17. Jahrhunderts’ bezeichnen; volkstümliche Entstehung halte ich mit Rücksicht auf das von der Melodik des Volksliedes etwas abliegende Seitensätzchen b für ausgeschlossen.

---

1) [Mit dem untergelegten Texte ‘Een kalemanden rok’ zu finden bei E. de Coussemaker, Chants populaires des Flamands de France 1856 p. 278 nr. 80, F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied 2, 1222 nr. 337 (vgl. 3, 2739) und Erk-Böhme, Liederhort 2, 721 nr. 948; vgl. Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 2, 203—211 (1889).]

Jedenfalls ist das ganze Stückchen ein kleines Meisterwerk an Grazie, lebhaftem Ausdruck und innerer Geschlossenheit.

Die Melodie hat Anlass gegeben zur Entstehung zweier deutscher Soldatenlieder. Aber es mutet fast komisch an, wenn wir sehen, was aus der zierlichen französischen Tanzweise im Munde des deutschen Kriegers geworden ist. Die eine der beiden deutschen Volksmelodien teilt Böhme im Deutschen Liederhort unter Nr. 317 als 'Lied auf Strassburgs Übergabe an Frankreich (1681)', offenbar mit falscher Schlüsselbezeichnung (Bassschlüssel statt Altschlüssel) und einem willkürlich vorgesetzten ♭, mit. Nach F-Dur transponiert, lautet sie:


Münchener Cod. germ. 4088, S. 136b.



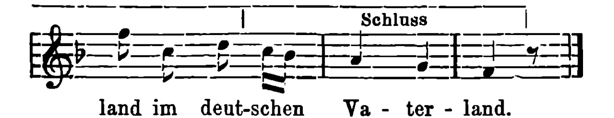
In dieser Melodie ist zunächst das charakteristische, sonst in Volksweisen nicht anzutreffende Seitensätzchen b 'wörtlich' aus der Quelle übernommen; a ist leicht variiert, aber doch sogleich wieder zu erkennen, der Schluss besteht hier wie dort in der so gewöhnlichen Form des Absteigens von der Quarte zur Tonika. Das in der deutschen Weise auf Abschnitt b folgende Stückchen Var. b ist eine in der Musikersprache als 'Rosalie' bezeichnete billige Umformung, oder vielmehr einfache Versetzung des in b verwendeten Motivs in eine höhere Tonlage. Frei erfunden oder — anderswoher entlehnt ist demnach in dieser ersten Volksweise nur der Anfang. — Eine zweite, ebenfalls auf denselben Ursprung zurückgehende Melodie finden wir in Erk-Böhmes Liederhort unter Nr. 1384 'Der verwundete Soldat'[1]):

„Vielfach mündlich.“



1) [Vgl. ferner Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 nr. 274 'Ich bin ein junger Soldat' und Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal 1906 nr. 152 'Ich bin ein jung Soldat' mit den dort gegebenen Nachweisen, auch Erk-Böhme nr. 1380 'Zu Wesel auf der Schanz'.]





Der Anfang ist auch hier aus der französischen Weise nicht direkt herzuleiten, könnte aber doch vielleicht durch Umbildung der ersten vier Takte, vielleicht unter Einwirkung volkstümlicher Melodiephrasen entstanden sein. Der zweite Teil, mit Var. a bezeichnet, entspricht in seinen beiden Abschnitten genau der entsprechenden Stelle der vorigen deutschen Weise, nur dass die beiden Auftakte durch je einen klangverwandten Ton ersetzt sind (f durch a und b durch g), was aber gar nicht als Abweichung anzusehen ist. Der Abschnitt a und der Schluss ist in der letzten Melodie viel treuer erhalten als in der vorigen.

Noch will ich erwähnen, dass unsere Glockenspielmelodie den weiten Weg von Dünkirchen bis Siebenbürgen zurückgelegt hat. Sie wird hier ebenfalls zu einem Soldatenliede gesungen, von dem mir gegenwärtig nur der Anfang des Textes vorliegt:

Talmesch in Siebenbürgen.





Treppen, Post Mettersdorf (Siebenbürgen). Gottlieb Brandsch.

Weitere Nachrichten über die merkwürdige Geschichte dieser Melodie und ihre Wanderungen gewährt uns das ausgezeichnete Werk von F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied 2, 1222 und 3, 2739 (1905—1907). Ihre älteste, leider noch ungedruckte Gestalt liegt in einer französischen Tanzweise (Branle) der dem Pariser Konservatorium gehörigen Sammlung Philidor v. J. 1540 vor[1]). Dass der 'Carillon de Dunkerque' auch weiterhin als Tanzweise diente, bezeugt eine Aufzeichnung mit französischem Text v. J. 1761 (Amusement des compagnies 2, 165: 'Revenu de l'erreur'), und Coussemaker berichtet noch 1856, dass in Dünkirchen

1) L. Celler, Les origines de l'opéra 1868 p. 59. — Auch die berühmte Tanzweise, die Beaujoyeux 1582 seinem Ballet de la reyne (ed. Th. Michaelis, Paris um 1850 p. 28. Böhme, Geschichte des Tanzes 2, 84 nr. 166) einfügte und H. Ghys 1868 zu seiner Gavotte Air de Louis XIII. benutzte, ist, worauf Hr. F. van Duyse in Gent mich freundlichst hinweist, ein Glöckchenspiel. Der Berliner Text der Gavotte: 'Keinen Tropfen trinkt das Huhn, ohne einen Blick zum Himmel auf zu tun' (H. Meyer, Der richtige Berliner 1904 S. 151) entstammt einem persischen Dichter (Hammer, Redekünste Persiens 1818 S. 229).

und Bergen gewöhnlich zum Beschlusse eines Balls dieser Tanz gespielt werde. Ferner teilt Böhme (Geschichte des Tanzes 2, 190 nr. 318) aus Ruhla in Thüringen einen angeblich 'uralten Volkstanz beim Maifest' mit, dessen Identität mit der französischen Weise jedem sofort einleuchten wird:



Warum aber gerade mehrere Soldatenlieder in Deutschland nach dieser Tanzweise gedichtet wurden, wird klar durch die Tatsache, dass dieselbe dort auch als Marschmelodie benutzt wurde. In einer 1779 zu Amsterdam angelegten Melodienhandschrift Nicolaus Wimmels, die Hr. J. W. Enschedé besitzt, erscheint sie kurzweg als 'Marsch' bezeichnet. Und in Pauers Marschalbum S. 70 begegnet sie als 'der alte preussische Zapfenstreich' v. J. 1720. Dieser Titel erweckt allerdings einiges Misstrauen, da es, wie mir Herr Gymnasialdirektor Dr. G. Thouret in Friedenau, ein genauer Kenner der preussischen Militärmusik, schreibt, bis 1813 keinen einheitlichen preussischen Zapfenstreich gab. Vielmehr hatte wahrscheinlich jedes Regiment seinen besondern Zapfenstreich; die ältesten in Berlin erhaltenen sind im zweiten schlesischen Kriege 1743—44 aufgezeichnet.

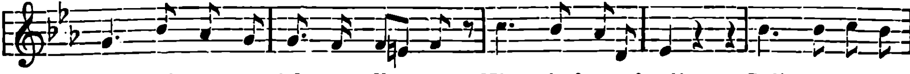
Berlin. J. Bolte.

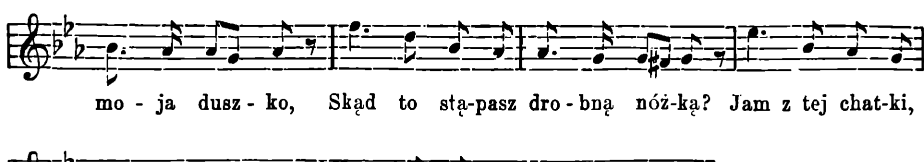
Nochmals das polnische Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten'.

Das oben S. 315 von R. Bartolomäus abgedruckte polnische Lied 'Tam na błoniu' hat zum Verfasser Franciszek Kowalski (1799—1862, vermutlich den Übersetzer Molièrescher Komödien), der selber an der Freiheitsbewegung von 1831 tätigen Anteil nahm. Seine damals entstandene Dichtung ist bald ins Volk gedrungen und nach einer eigenen Weise gesungen worden. Bis zum Jahre 1905 war sie in dem unter russischer Herrschaft stehenden Teile Polens verboten; seitdem ist sie samt der Melodie, doch ohne den Namen des Dichters als Nr. 14 der Kollektion 'Na swojską nutę, wybór pieśni, piosnek i dumek z naszej przeszłości do śpiewu z towarzyszeniem fortepianu' (Auf die heimatliche Note, Auswahl von Liedern usw. aus unsrer Vergangenheit für Gesang mit Klavierbegleitung) im Verlage von Leon Idzikowski in Kijeff erschienen (3 Bl. fol.). Die Melodie zeigt keine Ähnlichkeit mit der deutschen Weise 'An der Weichsel gegen Osten'; sie lautet:

Andantino.









Der Text, der z. B. auch in der Sammlung Mrówka S. 235—237 zu finden ist, enthält einige kleine Abweichungen von der oben mitgeteilten Fassung:

Nr. 3, 1 Oho! próżne twe wymówki — 4, 1 Ztąd wrogowie — 4, 3 Ja nieboga, nie znam wroga — 5, 3 Ja — 6, 1 Jeśli zsiądę prawo znane — 6, 3 Dość więc chętki, nie bądź prędki — 7, 1 Niech to życie — 8, 1 A gdy — 8, 2 Lub — 8, 4 To buziaka dam — 9, 1 Gdziesz cię szukać mam w pokoju, Gdy zwyciężcą wrócę z boju? — 9, 3 Tam — 9, 4 wzwyż — 10, 1 co tak.

Drei weitere Melodien unsres Liedes entnehme ich einer hsl. Sammlung polnischer Volkslieder aus Oberschlesien, die mir Herr Ernst Koschny in Charlottenburg freundlich zur Verfügung stellte:

Aus der Rybniker Gegend.



Gleiwitz, Lublinitz und Rybnik.



Aus dem Gleiwitzer Kreise.







Der Text weist folgende Varianten auf:

3, 1 Próżno czynisz twe wymówki — 4, 1 Są tam wrogi o pół mili — 4, 2 Możno — 4, 3 nie znam wroga — 4, 4 Nie widziałam go — 6, 3 Jesteś chętny, nadto prędki — 6, 4 Że buziaka dam — 7, 4 Że się — 8, 1 A ja warty nie porzucę — 8, 2 Po zwycięstwie nazad wrócę — 8, 4 Ja buziaka dam — Str. 9 folgt auf Str. 10 — 9, 1 Jak — 9, 3 Tam — 9, 4 Tam nad rzékę zwyz — 10, 1 A jak w boju zginę snadnie — 10, 2 Tak buziaczek mój — 10, 4 Wystawię ci krzyż.

Berlin. Alicja Simon.

Vier Liebesbriefe einer Braunschweigerin vom Jahre 1642 und 1643.

Während des dreissigjährigen Krieges hatten die Bürger der durch Mauern und Wälle geschützten Stadt Braunschweig nicht soviel unter den Kriegswirren zu leiden wie die Bewohner des flachen Landes. Während dies verheert und ausgesogen wurde, konnten die Bürger der Stadt ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen und sich auch den Freuden des Lebens widmen. Waren doch sogar die Einführungsessen der Pastoren in jener Zeit verhältnismässig üppig[1]). Daher kann man sich auch nicht wundern, dass man ans Heiraten dachte, als herrsche in der Welt der grösste Friede. So verlobte sich im Jahre 1641 Johan tor Hake mit der Jungfrau Anna Rodewolts. Er hatte sie, wie er 1643 an das Konsistorium in Braunschweig schreibt, 1641 kennen gelernt, und beide hatten „nachgehends einer gegen den andern eine aufrichtige, redliche Liebe und Affection gefasset, derselben halber sich auch endlich beiderseits expectoriret, derogestalt daß sich beide mit Hand und Mund verlobet und einer dem andern die Ehe versprochen und zugesagt, solches Versprechen auch mit Gift und Gaben und gewechselten Liebesschreiben, auch Anbindelsbriefen confirmirt und bestätigt.“ Die Mutter aber, deren ‘Consensus’ nötig war, hatte zunächst nicht ja und nicht nein gesagt, später aber sich vernehmen lassen, sie wolle nicht consentieren. Die Tochter jedoch,

1) Vgl. Braunschweigisches Magazin 1907, S. 71.

die während des zweijährigen Verkehrs öfter erklärt hatte, sie wolle beständig bei ihm bleiben, sich nur durch den Tod von ihm scheiden lassen und des Todes zeitlich und ewig sein, wenn sie ihm nicht treu bleibe, liess sich im Jahre 1643 vernehmen, sie wolle sich mit einem andern verloben. Sie schickte ihm daher die Brautgeschenke zurück.

Wegen dieser Absage wandte sich Johan tor Hake an das Konsistorium und bat es, zu bestimmen, dass die Jungfrau ihr Eheversprechen halte. Die Antwort des Konsistoriums ist uns nicht erhalten, aber können wir nach früheren Entscheidungen schliessen, so muss es der Jungfrau befohlen haben, die Ehe mit Johan tor Hake einzugehen. Andernfalls musste sie nach Stadtrecht aus der Stadt verwiesen werden.

Die zurückgeschickten Brautgeschenke nahm der Bräutigam, der zeitweilig von Braunschweig abwesend war, nicht wieder zurück, sondern legte sie nebst den früheren Gaben der Braut beim Bürgermeister Tobias Olffen nieder, nämlich: 1. Geistliches Handbüchlein mit Silber beschlagen. 2. Vier Liebesbrieflein. 3. Zwei Dukaten. 4. Ein gülden Ring. 5. Ein Anbindeband. 6. Ein weiß Floer mit güldenen Knippels. 7. Eine weiße Schachtel, darinnen ein Haararmband mit Perlen gestickt und der darauf befindlichen Buchstaben explicatio. 8. Ein Schnupftuch. — Die Liebesbriefe aber, von denen der zweite und vierte in Versen abgefasst ist, lauten:

1.

Mein Ehrengruß mit Wünsung alles gutes, herzallerliebster Schatz, ich habe aus seinem Schreiben vernommen, daß er friß und gesund sei hinüberkommen, ist lieb zu hören. Ich aber für meine Person danke dem lieben Gott für Leibes Gesundheit, habe mich nicht ein weni verwundert, daß ich die vergangene Post kein Schreibent bekommen, wiewohl er mich der beden stengellein verindert Vergis mein nicht; wenn ich weire so ungläubig gewesen, mein Hertzgen, hatte ich vermeint, er hätte sie selber vergessen, es ist seiner und meiner in gedack. Mein Herzchen, ich hätte gern ein meres geschrieben, ich habe nicht die weile, denn ich muß zu meinem Vetter kommen. Datum Braunschweig 1642 den 31. Mai. E. Hertzallerliebster bis in den Todt Anna Rodewolts.

2.

Ein guten Morgen zu jeder Frist
Wünsche ich Euch im Namen Jesu Christ
Neben einen freundlichen Ehrengruß
Von der Scheitel bis auf den Fuß,
5 O getreues ♡ Eirre Jugend
Ein recht Frühlings Blum,
O Zier aller Tugend,
Der Ehrbarkeit höchstes Ruhm.
Verzicht mir, daß ich jetzundt
10 Mein Feder setze an,
Weil gegenwärtig Stund
Es nicht will anders han.
Ich ward hierzu gezwungen
Durch Eure Freundlichkeit,
15 Ich ward hierzu gedrungen
Durch Kraft Eurer Mannhaftigkeit.
O ich glückselig abermal,
Glückselig ich vor andern all,
Ach, daß es kont ein ganzes Jahr
20 Dieser Tag jetzt kond weren,
Im ganzen Jahr wollt' ich fürwahr
Nichts mehr vor mich begehren.
Hierbei verhalte ich Euch nicht,
Daß heute S. Johannes ist.
25 Weil Ihr so heißet, wie ich bericht,
Kann ich auch unterlassen nicht
Euch anzubinden[1]) fein
Mit diesem Brief Kragen und Bändelein.

---

1) [Über das Anbinden oder Fangen durch Geschenke s. J. Grimm, Kl. Schriften 2, 191. Gereimte Anbindebriefe gaben W. Spangenberg 1611, A. Moller 1656, E. Gärtener 1659 heraus; neuere in der Heimat (Kiel) 7, 168. 180. 15, 147.]

Ihr sollt nun aber vernehmen recht,
30 Was bedeutet das Bändelein schlecht;
Nämlich ein treu ꝯ ohn falschen Schein.
Bitt, Ihr wollts halten nicht gering,
Sondern bedenken, was es mit sich bring,
Und mir solches nicht verkehren
35 Zum Argen und zum Beschweren.
Ihr sollt auch nicht gelöeset sein,
Bis daß Ihr gebet ein Stübichen Wein
Oder aber was ihm gefällt
Solches zur discretion gestellt.
Dadurch wird bezeuget Eures ꝯ Trew, 40
Daß Ihr mich liebt ohn allen Schew.
Hiemit grüße ich zum Beschluß,
Nehmet nichts auf mit Verdruß,
Sondern laßt Eirr treu Liebe und Leid
Bei mir verbleiben alle Zeit. 45

Nach Chr. Geburt 1642 Jahr den 24. Junius. Ich ungenannte, mein Hertzallerliebsten sehr wolbekannte.

3.

Mein Ehrengruß mit Wünsung alles gutes, Hertzallerliebste[r], ich habe aus Eurem Schreiben vernommen, daß Ihr gottlob wohl überkommen, ist es mir lieb zu hören; daß es mit mir faste kalt oder warm soll gewesen sein, lieber Schatz, weiß ich mich nicht zu erinnern, es möchte der Ursachen geschehen sein, daß Ihr schleunig weicht gesogen [= weg gezogen] seid, wie Ihr selber schreibet, daß die Reuter schon vor dem Tor sein gewesen; herzallerliebster Schatz, wegen der Mißgönner, daß sie Holz zum Feuer legen, sie mögen legen, was sie wollen, sie haben noch nicht, was sie sollen; was unserer Sachen halber, habe nichts darvon gehöret, die Schmieknechte müchten was schmieden, daß sie was zu blasen haben; was anlanget Dieterich wil, er wird allhier wohl verbleiben bis uff diese künftige Ostern, dieweil er gar nicht zu passe ist, darumb läßt Euch auch salutiren, er hätte wohl Euch selber geschrieben, aber wegen seiner Amacht hat er es nicht tun können, sondern bis auf eine künftige. Dies ist in Eile geschrieben, Ihr mögt es so ablesen, bis Ihrs versteht. Datum Braunschweig den 11. Marsij Anno 1643. Herzallerliebster bis in den Tod Anna Rodewolts.

4.

Lieblich, freundlich, ohne allen Scherz,
Ohne Falschheit, sondern aus getreuen Herz,
Aus aller Liebe und Freundlichkeit
Wünsche ich jetzt und zu jeder Zeit
5 Den Herzallerliebsten fein
Glück und Segen von Grund des Herzens mein.
Mein freundlichen Ehrengruß auch bereit
Jetzt und zu jeder Zeit.
Darmit Euch möchte werden vermeldt,
10 Warum dies Brieflein an ihn gestellt,
So ist einem jeden wohlbekannt
Ein Buch, das heißt der Kalender genannt,
In denselben werden viel und mannigerlei Namen gestellt,
Wie ein jeder Name uff seinen Tage fällt.
15 In denselben suchte ich mit ganzen Fleiß,
Sucht', was man nicht zu finden weiß,
Unterdessen fand ich gleichwohl zur Hand
Ein Name, der heißt Johannes genannt,
Dar rechnete ich alsbald nach dar,
Auf welchen Tag dieser Nam' Johannes zu finden war, 20
Und rechnete so lang', bis daß ich ihn fand,
Daß derselbe war der Sonnabend genannt,
Und aussonderte mich diesen Tag alsbald,
Daß ich denselben in Liebes Gestalt
Und wie nun vor Alters auch 25
Jetzunder der rechte und löbliche Gebrauch
In aller Welt weit und breit,
Da ist zu finden Lieb' und Freundlichkeit,
Daß die den Namen Johannes tun führen,
An selbigen Tage mit ein Bändelein mag binden und zieren, 30
Sende den Hertzallerliebsten mein
Diesen Brief und darin ein kleines Armbändelein.
Nun fahre hin, mein Briefelein,
Zum Allerliebsten in geheim,
Bind ihn mir hübs und fein 35

An seine schneeweiße Händelein,
Bind ihn, wie es sein soll,
Er weiß sich auch zu verhalten wohl.
Das Bändelein soll wohl viel besser und artiger sein,
40 So hatte ich doch der Farbe nicht mannigerlei,
Bitte, er solle damit zufrieden sein,
Daß er allße kürzlich der Wille mein.
Von diesem Bändelein sollt Ihr aber nicht werden frei,
Bis daß die Lösung füriiber sei
45 Mit den besten und guten Wein,
Darbei wollen wir lustig und fröhlich sein.
Hiemit wünsche ich ihn guten Morgen,
Für die Lösung will ich nicht sorgen,
Auch so mannigen Gottes Segen,
50 Als Tröpflein Wasser fällt im Regen[1]),
Auch so viele tausend guter Stund',
Als Sandes Körnlein liegt in Meeres Grund,
So mannigen glückseligen Tag,
Als Blümlein von Ostern bis auf Martens Tag,
Auch der Wochen so mannigfalt, 55
Als Blümlein sein in grünen Wald,
Auch so manniges fröhlich Jahr
Zu Fried' und Freuden immerdar.
So sei er hiemit Gott dem Herrn befohlen,
Das wünsche ich ihn ganz unverhohlen. — 60
Nach Christi Geburt 1643 Jahr
Den 24. Juni der Jahrzahl war.
Mein Name unterschreib ich nicht,
Denn solches ohn Ursach' nicht geschicht,
Ihr werdet mich doch wohl kennen, 65
Meines Namens Tag im Sommer tut kommen.

Aufschrift.

Fahr hin, einfältiges Briefelein,
Zum Herzallerliebsten mein,
Sein Nam' kommt auf heutigen Tag,
Derhalben ich ihn frei binden mag.

Braunschweig. Otto Schütte.

Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen.

I.

Dähnhardt führt oben 17, 9 die verschiedenen Varianten der Fabel vom flüchtenden Hasen alle auf die bekannte äsopische Fabel zurück. Dabei ergibt sich ein Unterschied zwischen den westlichen und den östlichen Fassungen, der darin besteht, dass die letzteren nicht, wie die äsopische Fabel, von einem Frosch sprechen, der erschreckt wird, sondern von einer auseinander laufenden Schafherde. In diesem Punkte stimmen die estnische, die russische und die finnische Fassung überein. Ich glaube, dass in diesem Falle keine Veränderung der äsopischen Fabel vorliegt, sondern dass die drei genannten Varianten auf eine asiatische Quelle zurückgehen. Das Pāli-Jātaka 322 nämlich bietet gleichfalls eine Variante zu dieser Fabel. Sie lautet:

In alter Zeit, als Brahmadatta in Benares regierte, wurde der Bodhisatta [der künftige Buddha] als Löwe geboren, und als er herangewachsen war, lebte er im Walde. Damals befand sich in der Nähe des Westmeeres ein Wald von Kokospalmen, mit Beluva-Bäumen [Aegle Marmelos] untermischt; und in diesem wohnte an der Wurzel eines Beluva-Baumes unter einem Palmstrauch ein Hase. Der war eines Tages ausgegangen, um zu äsen, und als er heimkam und sich unter einem Palmblatt niedergesetzt hatte, kam ihm der Gedanke: „Wenn jetzt die Erde untergeht, wie soll ich da bestehen?" Und gerade in diesem Augenblick fiel eine reife Beluva-Frucht auf das Palmblatt. Als er das Geräusch hörte, das sie verursachte, sprang er auf und lief davon, ohne sich umzusehen; denn er dachte: „Die feste Erde geht unter." Ein anderer Hase sah ihn in Todesangst davonsausen und fragte ihn: „Warum rennst du so entsetzt von dannen?" —

1) [Zu diesem Liebesgruss vgl. Uhland, Schriften 3, 261. R. M. Meyer, ZfdA. 29, 128. Waldberg, Renaissancelyrik 1888 S. 19. 51. Dreves, Analecta hymnica 15, 123. Bolte, ZfdPhil. 25, 32. Eine Parodie bei Guarna, Bellum grammaticale 1908 S. *52[1].]

„Ach, frage nicht!“ — Der (zweite sagte:) „O, warum? O, warum?“ und lief hinterdrein. Der andere hielt im Laufe inne und rief, ohne sich umzusehen: „Hier geht die Erde unter!“ Da rannte auch dieser mit ihm davon. So sah diesen ein anderer, und diesen wieder ein anderer, und schliesslich waren 100 000 Hasen zusammen auf der Flucht. Diese sah eine Gazelle, ein Eber, ein Ochsenohr[1]), ein Büffel, ein Gayal [Bos gavaeus], ein Nashorn, ein Tiger, ein Löwe, ein Elefant. Sie sagten: „Was ist denn los?“ — „Hier geht die Erde unter.“ — Als sie das hörten, flohen sie gleichfalls. So bedeckte nach und nach das Heer der (flüchtenden) Tiere eine Meile.

Als nun der Bodhisatta dieses Heer davoneilen sah und auf seine Frage nach der Ursache gehört hatte, die Erde ginge hier unter, dachte er: „Die Erde geht doch niemals unter. Sicher haben sie lauten hören, und nicht zusammenschlagen[2]). Wenn ich mich nicht tüchtig ins Zeug lege, werden sie alle zugrunde gehen. Ich will ihnen das Leben retten.“ In dieser Absicht lief er ihnen mit Löwengeschwindigkeit voraus bis an den Fuss eines Berges und brüllte dort dreimal. Entsetzt durch die Furcht vor dem Löwen hielten sie an und standen alle auf einem Haufen. Da trat der Löwe unter sie und fragte sie: „Warum lauft ihr davon?“ — „Die Erde geht unter.“ — „Wer hat sie untergehen sehen?“ — „Das wissen die Elefanten.“ Er fragte die Elefanten; die sagten: „Wir wissen es nicht; die Löwen wissen es.“ Die Löwen (sagten): „Wir wissen es nicht; die Tiger wissen es“; und die Tiger: „Die Nashörner wissen es“; und die Nashörner: „Die Gayals“, und die Gayals: „Die Büffel“, und die Büffel: „Die Ochsenohren“, und die Ochsenohren: „Die Eber“, und die Eber: „Die Gazellen“, und die Gazellen: „Wir wissen es nicht; die Hasen wissen es.“ Und als er die Hasen fragte, sagten sie: „Der hat's gesagt“, und zeigten ihm jenen Hasen. Da fragte er ihn: „Ist es an dem, guter Freund, dass die Erde untergeht?“ „Ja, Herr, ich hab' sie untergehen sehen.“ Er fragte: „Wo warst du, als du das sahst?“ „Am Meere, Herr, in einem Wald von Kokospalmen und Beluva-Bäumen. Dort lag ich an der Wurzel eines Beluva-Baumes in einem Palmbusch unter einem Palmblatt und dachte: „Wenn die Erde untergeht, wohin soll ich fliehen?“ Und da hörte ich schon das Geräusch des Untergangs und lief davon.“ Der Löwe dachte: „Sicher ist eine reife Beluva-Frucht auf dieses Palmblatt gefallen und hat geplatscht, er hat das Geräusch gehört, kam auf den Gedanken: „Die Erde geht unter“, und lief davon. Ich werde der Sache auf den Grund gehen.“ Damit nahm er den Hasen, redete der Menge Mut ein, sprach: „Ich will mich an der Stelle, an der er es gesehen hat, vergewissern, ob die Erde untergeht oder nicht und dann wiederkommen. Wartet hier, bis ich zurück bin.“ Damit nahm er den Hasen auf seinen Rücken, sprang mit Löwengeschwindigkeit dahin, setzte den Hasen im Palmenwalde nieder und sprach: „Geh und zeige mir den Ort, an dem du es gesehen hast.“ — „Herr, ich getrau mich's nicht.“ — „Geh nur und fürchte dich nicht.“ Aber er wagte es nicht, bis zu dem Beluva-Baum zu gehen, sondern blieb in einiger Entfernung stehen und sprach: „Dort, Herr, hat es geplatscht“, und sprach die erste Strophe:

1. „Es hat geplatscht — Heil sei dir — an dem Orte, an dem ich wohne.
Ich aber weiss es nicht, was das ist, was geplatscht hat.“

Als der Hase das gesagt hatte, ging der Löwe an die Wurzel des Beluva-Baumes und nach dem Orte, an dem der Hase unter dem Palmblatt gelegen hatte, und als er auf dem Palmblatt die herabgefallene reife Beluva-Frucht sah und sich vergewissert hatte, dass die Erde nicht unterging, nahm er den Hasen auf den Rücken, eilte mit Löwengeschwindigkeit schleunigst zu den Gruppen der Tiere, erzählte ihnen die ganze Geschichte, redete den Tieren Mut ein: „Fürchtet euch nicht“, und entliess sie.

Wäre nun damals der Bodhisatta nicht gewesen, so wären sie alle ins Meer gerannt und darin umgekommen; nur durch den Bodhisatta blieben sie am Leben.

---

1) D. i. nach Childers 'a large species of deer called elk in Ceylon'.

2) Wörtlich: „Sicher wird von ihnen etwas schlecht gehört sein.“

2. „Der Hase floh, als er eine herabgefallene Beluva-Frucht platschen hörte. Das Heer der Tiere geriet in Not[1]), als es die Rede des Hasen gehört hatte.“ [Strophe.]

Der Kommentar fügt noch zwei Strophen hinzu, die nichts mit der Erzählung zu tun haben. Unzweifelhaft gehört diese Erzählung zu der von Dähnhardt besprochenen Gruppe. Die Hauptzüge stimmen überein: 1. Der Hase flieht aus Angst. 2. Seine Flucht veranlasst andere, gleichfalls zu fliehen. Das fliehende Heer der Tiere entspricht den erschreckten Schafsherden der östlichen Fassungen. 3. Die Flucht richtet sich nach einem Gewässer.

Andererseits wird niemand behaupten wollen, dass die buddhistische Erzählung in der vorliegenden Form das Original sei, auf das die europäischen Fassungen zurückgehen. Wie so überaus häufig im Jātaka hat die ursprüngliche Erzählung die Einkleidung zu einer Verherrlichung des Bodhisatta liefern müssen. Das ganze Eingreifen des Bodhisatta ist auf alle Fälle eine Zutat. Wie die Erzählung ursprünglich lautete, das zeigt uns die zweite Strophe, die ganz den Charakter der in der Sanskritliteratur üblichen Überschriftsstrophen zeigt. Und die gesperrt gedruckten Worte des vorhergehenden Prosasatzes deuten an, dass der Verfertiger der Prosaerzählung den ursprünglichen Ausgang noch kannte. Dieser berichtete offenbar, dass die Tiere alle in ihrer Angst ins Meer stürzten und umkamen, und die daran geknüpfte Lehre wird etwa gelautet haben: „Wer sich, ohne den Tatbestand ermittelt zu haben, auf die Worte eines andern verlässt, kommt um[2]).“

II

Oben 17, 12 teilt Dähnhardt ein afrikanisches Tiermärchen mit, in dem der Hase als Bote des Mondes auftritt. Das erinnert an die dem ältesten Bestande des Pañcatantra angehörende Erzählung vom schlauen Hasen (Benfey 2, 226. 1, 348).[3]) Benfey erklärt dieses Tiermärchen für unzweifelhaft indisch, weil die Anschauung, dass der Mond einen Hasen enthalte, indisch sei. Ob dieser Glaube auch in Afrika verbreitet ist, ist mir nicht bekannt. Seltsam ist jedenfalls, dass in beiden Erzählungen der Hase als Bote des Mondes auftritt, und die Möglichkeit, dass hier ein losgelöster Zug aus der alten Pañcatantra-Erzählung vorliegt, ist um so weniger von der Hand zu weisen, als schon A. W. v. Schlegel in seiner „Indischen Bibliothek“ 1, 216 f. einen alten afrikanischen Beleg für den zweiten Teil unserer Pañcatantra-Erzählung beibringt. Da Schlegels Hinweis Benfey entgangen zu sein scheint und heute kaum jemand noch die 'Indische Bibliothek' nachschlägt, gebe ich hier die Stelle. Sie lautet:

„Zu dem wunderbarsten und unglaublichsten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, der Elephant habe eine Art von Religion. In den Mauritanischen Gebirgen, erzählt Plinius 8, 1 vermuthlich nach dem Juba, steigen die Elephantenheerden bey Erscheinung des neuen Mondes an einen Fluss, Namens Amilo, herab; sie reinigen sich durch feyerliches Besprengen mit Wasser; und nachdem sie das Gestirn begrüsst, kehren sie in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig auch die Vorwelt hierüber gescholten werden möge, kann ich gleichwohl nicht umhin, es merkwürdig zu finden, dass diese

1) santattā, wörtlich: „Wurde versengt“. Der Pāli-Kommentator erklärt das Wort durch „santrastā“ „geriet in Schrecken“, eine Erklärung, die den Sprachgesetzen nicht entspricht und offenbar durch die vorliegende Prosaerzählung veranlasst ist.

2) Francis verweist in seiner Übersetzung S. 49 Anm. 1 auf: Schiefner-Ralston, Tibetan Tales XXII, p. 296 'The Flight of the Beasts' und R. Morris, Folk-Lore Journal 3, 121. Diese Quellen sind mir nicht zugänglich.

3) Vgl. jetzt meine Übersetzung des Tantrākhyāyika 2, 112. 1, 137 zu III, III.

Mauritanische Sage von der Verehrung des Elephanten vor dem Monde in Indien ebenfalls verbreitet gewesen zu seyn scheint. Eine Fabel des Hitopadesa spielt unverkennbar darauf an, und ungeachtet der phantastischen Freyheit der Gattung sind in diesem Buche die Erdichtungen immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von Thieren gegründet. Ich setze die ganze Fabel treu nach der Urschrift her.“

Schlegel gibt darauf mit einigen Erläuterungen die in Rede stehende Erzählung nach Hitop. III, 4. Die ganze Stelle bei Plinius lautet:

Maximum [animal] est elephas, proximumque humanis sensibus: quippe intellectus illis sermonis patrii, et imperiorum obedientia, officiorumque, quae didicere, memoria: amoris et gloriae voluptas: immo vero (quae etiam in homine rara) probitas, prudentia, aequitas: religio quoque siderum, Solisque ac Lunae veneratio. Auctores sunt, in Mauritaniae saltibus ad quendam amnem, cui nomen est Amilo, nitescente Luna nova, greges eorum descendere: ibique se purificantes solemniter aqua circumspergi: atque ita salutato sidere in silvas reverti, vitulorum fatigatos prae se ferentes.

Schlegel nimmt an, dass die Elefanten in Indien und Afrika wirklich dem Monde gegenüber ein Gebaren an den Tag legen, das hier wie dort als eine religiöse Verehrung des Mondes ausgelegt worden ist. Die von Dähnhardt mitgeteilten afrikanischen Fassungen lassen es nicht als ausgeschlossen erscheinen, dass sie, wie der Bericht des Plinius, auf die Erzählung zurückgehen, die uns im Pañcatantra überliefert ist.

Döbeln. Johannes Hertel.

Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglauben.

Ab und zu erblickt man in den Kronen verschiedener Laub- und Nadelhölzer ein ‘struppiges, verwirrtes, nestartiges Gewächs auf Baumästen’, welches man als Donnerbesen zu bezeichnen pflegt. Parasitische Pilze verursachen diese abnormen Zweigbildungen. Daneben führen dieselben die Namen Hexenbesen, Wetterbesen, Drudenbusch, Hexennest, Alflodder usw. Kuhn (Sagen aus Westfalen 2, 55) bemerkt zu letzterm Wort: „Was lodder bedeute, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht ist es Entstellung aus alfkladde, engl. elfklatte, Bremisch-niedersächs. Wörterbuch 1, 302.“ Woeste (Westfälisches Wörterbuch, S. 163) gibt wohl den Schlüssel zu diesem Wort, wenn er schreibt: „lodern, üppig wachsen; et es so gail dat et lodert; vgl. alts. liothan.“ Woestes Ausführungen gelten auch fürs Bergische. Alf ist = Elbe, Alp Diese Namen werden uns bei der Untersuchung des unserm Donnerbesen anhaftenden Volksglaubens wichtige Fingerzeige geben.

Das Volk schreibt, wie Grimm (Mythologie[3] S. 168) ausführt, die Entstehung dieser krankhaften Naturgebilde dem Blitz zu, während die meisten der oben angeführten Namen auf die Elben hindeuten. Verfolgen wir zunächst die Ableitung aus dem Blitze! Gerade aus diesem Grunde ist der Donnerbesen geeignet, den Blitz, die unmittelbare Folge des Donners, abzuwehren. Der Blitz schlägt nach altem Glauben in das Haus, in dem der Donnerbesen verbrannt wurde. Darum steckte man diese verfilzten, besenartigen Naturgebilde, die sich namentlich häufig bei Kiefern und Fichten finden, auf den Giebel des Hauses, um dieses gegen Blitzschlag zu sichern und zu schützen (Andree, Braunschweigische Volkskunde[2] S. 169). Aber bald wehte der Sturm den struppigen Zweig vom Giebel herab; darum suchte man nach einem Ersatz des Donnerbesens, und fand diesen in einer Nachahmung desselben im Mauerwerk des Giebels. Dieser Donnerbesen in Back-

steinsetzung kommt vor im Braunschweigischen (R. Andree, Braunschw. Volkskunde [2] S. 168f., mit Abbildungen), im angrenzenden Lüneburgischen (oben 6, 359f.), in Hamburg, Lübeck, in Holstein, Lauenburg, in Hannover und Mecklenburg, also am sogenannten sächsischen Haus. Andree bemerkt noch dazu: „Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggum) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. An der Aller aber schon finden sich Figuren aus Backsteinsetzungen, die wir wohl für echte Donnerbesen ansehen dürfen, wenn auch der Sinn derselben schon verloren ist.“

Diese Form der Nachahmung des natürlichen Donnerbesens war nur in den Gegenden möglich, wo der Rohziegelbau herrschte; in Gegenden, wo der Fachwerkbau mit Verputz im Gebrauch war, ahmte man das schützende Gebilde im Fachwerk nach, so gut dies eben anging. Das darf z. B. vom Bergischen, überwiegend der sächsischen Bauart angehörend, behauptet werden. Bald tritt diese Form (Y) mehr oder weniger deutlich ausgebildet hervor, doch immerhin nicht so klar wie in Backsteinsetzung. Das liegt eben in der Natur des zur Verfügung stehenden Materials begründet. Aber wir dürfen diese Formen unbedenklich als Donnerbesen ansprechen, für die allerdings dem Volke längst der tiefere Grund sowie der natürliche Ursprung unbekannt geworden ist; darum hat man auch keine Bezeichnung mehr dafür. Schönheitsgefühl oder bautechnische Prinzipien darin erkennen wollen, ist kaum angebracht. Gegen solche Annahmen spricht vorweg schon der Umstand, dass unser Donnerbesen nur an alten Häusern vorkommt, an denen sonst dem ästhetischen Gefühl nicht die mindeste Rechnung getragen worden ist; ferner kommt er fast ausschliesslich an den Häusern der Landbewohner vor. Noch einen Grund möchte ich für die Richtigkeit dieser Auffassung ins Feld führen: in dem Städtchen Hilden unweit Düsseldorf findet sich ein Haus, wo eine donnerbesenähnliche Setzung der Backsteine am Giebel klar zu erkennen ist; ferner sind in demselben Orte mehrere Häuser, wo der Donnerbesen im Gebälk des Giebels verkörpert erscheint. Als der Ursprung des Donnerbesens in Backsteinsetzung und Gebälkfügung verloren gegangen war, mag eine primitive Ästhetik allein massgebend für die Anbringung gewesen sein. Auch im Braunschweigischen hat man nach Andrees Mitteilungen längst den Ursprung dieser gemauerten Donnerbesen vergessen und hält sie im Volk ausschliesslich für Zieraten. Dass man zu der Zeit, als man nur nach nüchternen Zweckmässigkeitsprinzipien und mit schwachen Ansätzen zu künstlerischer Ausgestaltung das Heim aufführte, diese unverstandenen Formen auch anders zu gestalten suchte, ist naheliegend (vgl. die Abbildungen bei Andree S. 168). Als Donnerbesen im Gebälk darf man wohl die Abbildung eines Herforder Hauses bei Jostes, Westfälisches Trachtenbuch (S. 15) ansprechen; ferner ebenda ein Haus aus Olpe (S. 19), wo der Stiel des Donnerbesens eine reiche Ausgestaltung erfahren hat. Am mittelrheinischen Fachwerkhaus dürfte der Donnerbesen im Gefuge des reichen Fachwerks kaum nachzuweisen sein; hier tritt die dekorative Wirkung ganz in den Vordergrund, mag aber die ursprünglichen Formen verdrängt haben.

Als eine sehr beachtenswerte Form der ursprünglichen Anwendung des Donnerbesens in natura kann füglich die in Oldenburg und Hadeln geltende Sitte betrachtet werden, am Samstagabend am Herdpfosten den Donnerbesen anzubringen (E. H. Meyer, Germanische Mythol. S. 211). Unter Beachtung des Gesagten wird auch die Redensart verständlich: Zum Duenerbesen (Zs. für deutsche Mythologie 2, 86).

Gehen wir nochmals auf den in der Natur erscheinenden Donnerbesen zurück! Wer unter diesen nestartigen Verfilzungen bei Regenwetter vorübergeht, wird durch den aus denselben herabsickernden Trauf getroffen. In der Umgegend von Potsdam glaubt man, dass man davon einen schlimmen Kopf bekomme (Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 55; Norddeutsche Sagen Nr. 192; Grimm, Deutsche Mythol.[3] S. 430. 1119). Damit berührt sich der Glaube, dass man den Elben die Entstehung der Astlöcher im Holze zuschreibt; ferner glaubt man, dass die Elben durch diese Astlöcher kriechen und dass der, welcher durch solche Löcher schaut, verborgene Dinge sehen kann. Ferner wird Albdrücken durch den aus der Alprute (Donnerbesen) fallenden Trauf erzeugt. In der weiteren Entwicklung dieses Glaubens ist es begründet, dass ein 'treffter Mensch, ein Drüppel, Tropf' usw. ein von Elfenwasser (Elbenwasser) beträufter Mensch ist, dass demzufolge die 'Betrübten' (z. B. bei Hans Sachs: Drüppelknecht, Trüttelknecht) nichts weiter sind als Besessene, Bezauberte, d. h. eigentlich 'Betrüppte, Betropfte', wozu man noch das niederdeutsche Wort drüppeln, drippeln halten möge (vgl. Laistner, Nebelsagen S. 328f.). Auch die Sommersprossen sind bekanntlich von einer Elbentraufe entstanden; sie werden nach dem vielfach (auch im Bergischen) herrschenden Volksglauben durch das Gegengift der Entstehungsursache, den Morgentau, vertrieben. Mit diesen Andeutungen sind die übrigen Namen unserer Naturerscheinung gedeutet, und es eröffnet sich damit eine weite Perspektive für den Glauben des Volkes, für die Volkskunde. Verständlich wird nun die Anbringung des Donnerbesens (ᛘ) auf germanischen Urnen, Bracteaten, vor Runeninschriften usw. (E. H. Meyer, German. Mythologie S. 58).

Ursprünglicher als die Verbindung des Donnerbesens mit den Elben scheint die mit Donar zu sein[1]); eine sekundäre Bildung des Volksglaubens hingegen ist die Beziehung zu den Elben und Hexen. Diese Doppelbeziehungen werden dadurch noch intensiver gestaltet, dass auch der Mistelbusch, der in seiner Erscheinung grosse Ähnlichkeit mit dem natürlichen Donnerbesen hat, ebenfalls Donnerbesen, Trudenfuss usw. genannt wird, wodurch der oben angeführte Name 'Drudenbusch' zugleich seine Erledigung findet.

In diese Gedankenreihe fügt sich die zweite Ansicht über die Entstehung des Donnerbesens. In den Baumzweigen, auf denen die Naturdämonen, die dahinwirbelnden Elfen ihre Rast halten, entstehen struppige, nestartige Gewächse und Verknotungen, welche darum (ausser den vorhin angeführten Namen) auch Marennest, Marentakken, Marenquasten (E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 121) genannt werden (schwed. Mareqvastar, dän. Elvekvist). Mit diesen Donnerbesen schlägt der Alp, aber er wird auch damit geschlagen. Da haben wir denselben Glaubenssatz in anderer Form, den wir eingangs in der blitzabwendenden Kraft des durch den Blitz selbst erzeugten Donnerbesens fanden. Im Norden hängt man darum den Donnerbesen in den Stall, damit die Maren auf ihm sitzen und nicht die Pferde reiten, welchen dadurch Schweiss und marelockar (= verfilzte Mähnen) verursacht werden. Letztere sind aber den verfilzten Zweigen ähnlich. Vielleicht spielt auch dieser Volksglaube mit hinein in den Gebrauch, den Donnerbesen am Hausgiebel anzubringen. Nicht nur bei Pferden, sondern auch bei Menschen wirren die Maren die Haare zum Hollen- und Wichtelzopf, Alpschwanz usw. Elben und Maren sind in diesem Volksglauben eng verwandt. Damit mag auch die Anschauung des Volkes in Verbindung gebracht werden, dass, ähnlich wie die

---

1) [F. Kunze, Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar. Internat. Archiv f. Ethnographie 13, 88—97. 125—162. Leiden 1900.]

Elben Haar- und Zweigverfilzungen hervorrufen, ihre eigenen Augenbrauen zusammengewachsen sind.

Im letzten Grunde ist die architektonische Ausgestaltung des in der Natur sich vorfindenden, vom Volksglauben reich umwucherten Donnerbesens ein Kapitel zum Abwehrzauber am Hause, worüber ich mich eingehend im Globus 91, 335. 363 verbreitet habe. Gleichzeitig sollen unsere Ausführungen dartun, dass auch scheinbar unbedeutende Erscheinungen im Volksleben und ihre Projektionen in der Welt des Tatsächlichen oft einen tiefen, wenn auch vielfach unserm Denken und Empfinden verborgenen Sinn haben.

Elberfeld. Otto Schell.

Weiteres über 'Den Tod betrügen'.

Auch die Antike kennt Vorstellungen und Gebräuche wie die, welche Richard Andree oben S. 203f. unter dem Schlagwort „Den Tod betrügen“ bei einer Reihe von Völkern nachwies. Zwar gegen den Tod weiss man kein Mittel; und dass ihm seine Beute einmal wieder entrissen wurde oder entschlüpfte, das kommt nur im Märchen vor, in den Sagen von Alkestis und vom schlauen Sisyphos. Das ist ein Märchentypus, der auch uns durch die Geschichte vom 'Gevatter Tod' geläufig ist. In einer spätantiken Schrift aber, in dem Dialog 'Hermippos oder Über die Astrologie' ist die Rede von Geistern, die im Luftraum wohnen; „heilige Männer“, heisst es dann[1]), „hätten daher die Vorschrift gegeben, die Namen der Toten zu ändern, damit diese den Geistern, die im Luftraum Zoll erheben, entgehen und ungehindert durchpassieren könnten. Diese Geister seien nämlich betrügerisch und böswillig, sie täten Nichts lieber als Schaden zufügen, und das heimtückischer Weise im Verborgenen; aber bisweilen würden auch sie selbst betrogen“:

διὰ τοῦτο καλῶς ἡμῖν θεῖοι καὶ ἱεροὶ ἄνδρες ἐθέσπισαν ἐναλλάττειν τὰ τῶν ἀποιχομένων ὀνόματα, ὅπως τελωνοῦντας αὐτοὺς κατὰ τὸν ἐναέριον τόπον λανθάνειν ἐξῇ καὶ διέρχεσθαι. ἀπατηλοὶ γὰρ ὄντες καὶ βάσκανοι ἐπηρεάζειν καὶ κακῶς ποιεῖν περὶ πλείστου πεποίηνται καὶ λανθάνουσιν ἔσθ' ὅτε καὶ αὐτοὶ ἀπατώμενοι.

Diese Stelle hat zuerst Wilhelm Kroll 1897 ins rechte Licht gesetzt (Rhein. Museum f. klass. Philologie N. F. 52, 345ff.). Wie er richtig erkannte, liegt hier ein Brauch vor, der weit älter ist als die spätantike Mischung von Christentum, Neuplatonismus und Astrologie, die der Dialog vertritt. Nicht in der Unterwelt, sondern über den Wolken, im Himmel liegt nach dieser Vorstellung das Totenreich; und um dorthin zu kommen, muss die Seele den Luftraum passieren. Hier aber hausen böse Geister, die sie aufhalten und belästigen, und das in ganz merkwürdiger Weise: sie erheben Zoll von ihr. Dies wird erläutert und bestätigt durch den Volksglauben der heutigen Griechen, der von Luftgeistern zu erzählen weiss, die den Aufgang der Seelen zum Himmel hindern wollen und deshalb von den guten Engeln bekämpft werden. Und diese Geister heissen *τελώνια*, d. h. Zollgeister, dämonische Zöllner[2]). Griechische Schriftsteller des Mittelalters[3]) beschreiben, wie diese Dämonen eifrig den Zugang zum Himmel bewachen, alle Seelen, die emporsteigen, zur Rechenschaft ziehen und für jede Sünde Zoll fordern.

---

1) Hermippus ed. Kroll et Viereck (Leipzig 1895) p. 26, 7—10.
2) Vgl. Bernh. Schmidt, Volksleben d. Neugriechen 1871 S. 171f.
3) Vgl. Du Cange, Glossarium mediae Graecitatis p. 1541 s. v. *Τελώνια*.

Dies ist natürlich theologische Ausgestaltung; aber zugrund liegt eine volkstümliche Vorstellung, die, wie die Hermipposstelle[1]) zeigt, schon im Altertum existierte.

Damit die Seele den Nachstellungen entgeht, ändert man den Namen des Verstorbenen; wenn nun der Tote zum Himmel kommt, erkennen ihn die Zollgeister nicht (*λανθάνει*), und er passiert, gleichsam mit falschem Pass, durch die gefährliche Region ins Jenseits ein (*διέρχεται*). Vorauszusetzen ist, dass die Geister eben diese Seele anzuhalten, jetzt gerade Auftrag oder Erlaubnis haben Sie werden überlistet, wie z. B. eine irdische Polizeibehörde durch Annahme eines andern Namens getäuscht werden kann.

Die Sitte der Namensänderung wird in der angeführten Dialogstelle als Vorschrift 'heiliger Männer', womit wohl Kirchenlehrer gemeint sind, ausgegeben, und das Gebiet der Luftdämonen erscheint als Teil eines ausgebildeten philosophisch-religiösen Weltsystems. In Wahrheit ist, wie so oft, auch hier älterer Volksglaube im späten Altertum in ein Glaubenssystem aufgenommen worden. Dass wir es mit einem Produkt des Volksglaubens zu tun haben, dafür spricht auch die völlige Übereinstimmung mit den von Andree angeführten Parallelen; wenn es sich auch dort um Lebende, hier um Tote handelt, gemeinsam ist der Zug, dass zum Schutz gegen böse Dämonen der Name des Bedrohten geändert wird.

Die von Andree herangezogene jüdische Sitte wird illustriert durch eine Geschichte aus dem Talmud, die in dem 'Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen', hsg. von Edgar Hennecke (Tübingen 1904), S. 51 f. wiedergegeben ist. Zugrunde liegt ihr ein Wortspiel, der Umstand nämlich, dass Mirjam m'gaddlā sowohl 'Mirjam die Haarkräuslerin' bedeuten kann als auch 'M. die Erzieherin'. Die Geschichte lautet: Der Todesengel sprach einmal zu seinem Boten: „Geh, bringe mir Mirjam, die Flechterin (m'gaddlā) von Frauenhaaren!" Er ging hin und brachte ihm Mirjam, die Erzieherin (m'gaddlā) von Kindern. Der Todesengel sprach zu ihm: „Ich hatte dir doch gesagt: Mirjam, die Flechterin von Frauenhaaren." Der Bote sagte: „Soll ich sie wieder zurückbringen?" Der Todesengel aber sagte: „Da du sie nun einmal gebracht hast, so sei sie unter der Zahl der Toten!" Wie ging es mit ihr zu? Sie nahm einen brennenden Span in die Hand, als sie den Ofen auskehrte; er fiel ihr auf den Fuss und verbrannte sie. — Zu dieser Erzählung wird S. 52 bemerkt, dass sie auf Rabbi Joseph bar Chia (259—235 n. Chr.) zurückgehe und die jüdische Bearbeitung eines Motivs sei, das auch bei Lukian, Plutarch und Leo [l. Gregor] dem Grossen (Dial. 4, 36) vorkomme.

München. Albert Hartmann.

Vielseitige Verwendung der Schafknochen in Island.

Für den isländischen Bauern ist das Schaf ein sehr wichtiges Tier, bilden doch Schafzucht und Fischfang die Haupterwerbszweige der Insel. Er kennt und liebt jedes einzelne Tier seiner oft recht grossen Herden; in den isländischen Volkssagen findet man manche Züge, die dafür sprechen. Das Schaf wird aber auch gründlich ausgenutzt; ausser Fleisch, Talg und Wolle finden auch einige Knochen Verwendung, was in einem so holzarmen Lande ganz natürlich ist. In meinem Besitz befinden sich einige bereits benutzte isländische Schafknochen.

---

1) Ebenso Ps.-Platon, Epinomis p. 784e.

Erstens ist da eine 'vala' (Fig. 1), nämlich ein Astragalus, der bekannte, zum Würfel benutzte Knöchel[1]), der in Island als Wahrsageknochen nach der Prophetin in der Edda den Namen 'vala' führt. Will man von diesem Knochen etwas prophezeit haben, so legt man ihn sich oben auf den Scheitel und spricht die folgenden Worte:

Segðu mér það, spákona, sem eg spyr þig að:
Eg skal með gullinu gleðja þig,
Silfrinu seðja þig, gefa þér
Kongsson og alt hans ríki,
Ef þú segir mér satt, en brenna þig
A' björtu báli, ef þú skrökvar að mér.

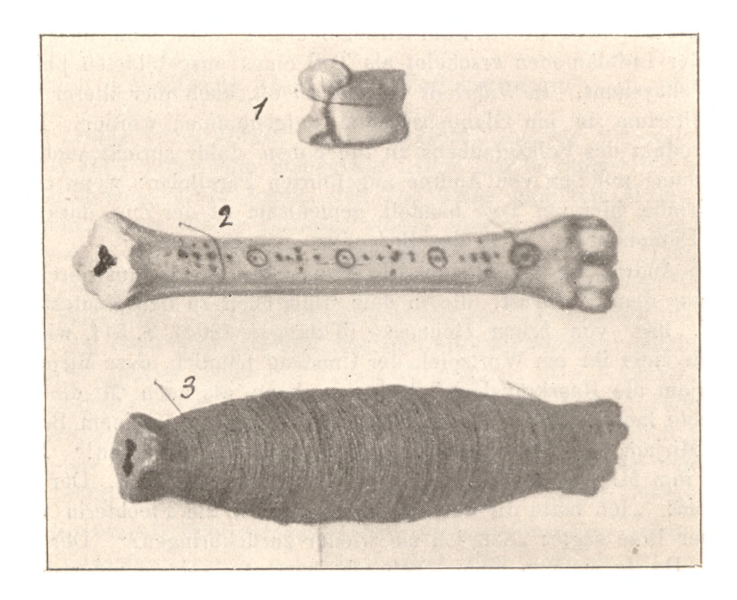


Fig. 1. Vala. Fig. 2—3. Leggur.

Auf deutsch:

Sag' du mir das, Prophetin, wonach ich dich frage!
Ich werde mit Gold dich erfreuen,
Mit Silber dich sättigen, geben dir
Einen Königssohn und sein ganzes Reich,
Wenn du mir Wahres sagst, aber dich verbrennen
Auf lichtem Scheiterhaufen, wenn du mich belügst.

Alsdann tut man seine Frage und schüttelt den Kopf, so dass die vala zur Erde fällt. Aus der Lage, die sie im Fallen angenommen hat, ersieht man die Antwort. Die hier dargestellte Lage bedeutet ja; liegt die entgegengesetzte Seite oben, so heisst es nein; eine der beiden schmalen Seiten nach oben gekehrt, lässt die Frage unentschieden.

Interessant ist auch eine andere Verwendung der 'vala', von der wir in Jón A'rnasons Íslenzkar Þjóðsögur 2, 302 in der 'Hellismannasaga' (Geschichte von Höhlenmännern) lesen. Sie handelt von Friedlosen, deren einer ein Wams aus lauter Schafsknöcheln (sauðarvölur) trägt, in das keine Waffe eindringen kann.

---

1) [Vgl. oben 16, 47. 17, 85]

Er führt davon den Namen Valnastakkur (Valna = gen. plur. von vala; stakkur = Wams). Diese Sage hat der isländische Dichter Indriði Einarsson zu einem Drama verarbeitet, bei dessen Aufführung in Reykjavík der Knochenpanzer vollkommen realistisch dargestellt war. Fig. 4 zeigt einen jungen Studenten in der Rolle des Valnastakkur.

Dann ist noch der 'leggur' zu nennen, der Röhrknochen[1]) aus dem Mittelfuss des Schafes, der allgemein als Garnwickel gebraucht wird und als solcher þráðarleggur heisst (þráðar = gen. von þráður, Garn, Faden). Fig. 2 ist ein 'leggur' mit eingebrannten Verzierungen, ein sogenannter 'rósaleggur'; in Island führen nämlieh alle Verzierungen den Namen 'rósir' (Rosen). — Fig. 3 ist mit einer Kupferlösung schön grün gefärbt[2]) und mit wundervoll feinem und glattem 'schafbraunem', d. h. naturfarbenem þráður, isländischem Nähgarn, umwickelt; dies wird aus dem harten Winterhaar (tog) der Schafe gesponnen.



Fig. 4. Sigurður Pjetursson im Knochenpanzer (Valnastakkur).

Diese beiden leggir plur. haben am oberen Ende eine Öffnung[2]), die man macht, um das Mark herauszuholen; es ist dies das erste, was man tut, wenn man einen leggur reinigt, gleichviel für welchen Gebrauch, man will dadurch das Faulen des Markes verhüten.

Im Volksglauben dient das Loch dazu, den Teufel oder sonstige böse Geister, die ein Widersacher jemandem ins Haus schickt, damit sie Tod und Verderben bringen, hineinschlüpfen zu lassen. Man überredet den Unhold, indem man seine Zauberkunst bezweifelt, sich ganz klein zu machen, worauf er, um sein Können zu beweisen, sich in eine Fliege verwandelt und in einen leggur[3]) oder auch in eine Flasche[4]) kriecht. Nun wird er mittelst eines Stöpsels darin gefangen und unschädlich gemacht, indem man ihn z. B. irgendwo vergräbt. Findet später jemand solchen 'leggur' (oder solche Flasche) und zieht nichtsahnend den Stöpsel heraus, so wird der Böse frei und richtet grosses Unheil an.

Noch eine Verwendung gibt es für den leggur. Er ist ein beliebtes Spielzeug; die Kinder erbauen daraus z. B. kleine Häuser, indem sie die Knochen wagerecht aufeinander schichten und so die Wände herstellen. Oder die leggir müssen ihnen als Tiere (Kühe, Schafe und Pferde) dienen, wobei sie an einem Faden auf dem Boden entlang geschleift werden[5]); ein solches Pferd erhält oft Schweif und Mähne von Rosshaar. Auch die vala wird oft als Schaf herangezogen.

Berlin. Margarete Lehmann-Filhés.

---

1) Jeder Röhrknochen heisst 'leggur'. — 2) Dieser Knochen wird auch manchmal schwarz gefärbt; auch eine schwarz gefärbte vala' habe ich gesehen. — 3) Vgl. Fjandinn í hrossleggnum (Der Teufel im Rossknochen) bei Jón Árnason, Íslenzkar þjoðsögur 1, 335. — 4) M. Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen 1, 159: „Der Sendling in der Flasche". — 5) Von dem isländischen Dichter Jónas Hallgrímsson existiert eine reizende kleine Erzählung 'Leggur og skel' (skel = Muschel), ganz im Stil von Andersens Märchen geschrieben.

Eine Volkskunstausstellung in Dermbach (Feldabahn).

Trotz aller verwüstenden Kriege und Feuersbrünste und der systematischen Brandschatzungen der Dörfer durch die 'Altertums'-Händler hat sich in manchem deutschen Winkel noch ein überraschender Reichtum an Erzeugnissen alter Volkskunst erhalten. So bot die Ausstellung alter Handstickereien, die der Vorstand des Haupt-Frauenvereins des Eisenacher Oberlandes am 24. und 25. April 1909 in Dermbach veranstaltet hatte, ein sehr lehrreiches Bild von der Entwicklung der ländlichen Stickkunst in den letzten 250 Jahren. Ich versuche, soweit dies ohne Abbildungen möglich ist, die schönsten und eigenartigsten Stücke nachstehend zu beschreiben.

„Unendlich verschieden in der Ausführung und in der Technik, aber ziemlich einheitlich im verwerteten Grundstoff," — dies war der Eindruck, den man beim aufmerksamen Betrachten der Kunstwerke empfing; die allermeisten Arbeiten hatte die Künstlerin auf grobe oder feine Leinwand gestickt oder genäht. Da sind die herrlichen Altarbehänge aus Batist mit Einsätzen von Filetguipüre. Z. B. senkrecht angeordnete Leinenstreifen; dazwischen drei Einsätze: Eicheln, rennende Hunde, abwechselnd Hirsche und Bäume; unten quer: Vögel und Bäume und als Abschluss eine breite geknüpfte Franse. Ein anderer Behang hatte auf breitem Filetgrunde das Lamm mit der Fahne, dazwischen stilisierte Eichel- und Blumenmuster. Einen dritten schmalen Altarschmuck von 1773 zierte weiss-rote Stickerei, oben ein Fileteinsatz. Der eingestickte Spruch lautete: „Ich liebe Jesum alle Stund, | ach wen soll ich sonst lieben; | ich liebe ihn mit Herz und Mund, | Weltlieb schafft mir Betrüben."

Eine Decke (Altarschmuck?) bestand aus diagonalen Streifen, abwechselnd von Batist- und Filetstickereien mit stilisierten Zweigen, Früchten und Ornamenten.

Von weit derberem Stoff, aber ebenfalls höchst kunstreich bestickt, sind die Bettlaken. Sie wurden nicht, wie dies bei den Städtern Sitte ist, ringsum unter das Unterbett geschoben, sondern sie hingen herab, fast bis zur Diele. Meist ist Kreuzstich (weiss-rot, blau-weiss-rot, schwarz-weiss) verwendet, auch Einsätze von Häkel-, Durchbruch- und Filetarbeit. Ein Laken aus sehr starkem Tuch (Leinen) ist bestickt mit roten stilisierten Blumen, Zweigen und Vögeln und dem schwermütigen Spruch [Kirchenlied von Caspar Neumann]:

Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,
Die Nacht vollendet ihren Lauf.
Nun wachen alle meine Sorgen
Auf einmal wieder mit mir auf.
Die Ruh ist aus, der Schlaf ist hin,
Ich sehe wieder, wo ich bin.

Ein Tuch mit gestickten Einsätzen hat auf rot umrandeten Tafeln zwei Sprüche, darüber zwei Pfauen, darunter zwei schnäbelnde Tauben, zu jeder Seite einen Hirsch. Noch künstlerischer entworfen ein drittes: auf dem Abschluss in wundervoller Filetguipüre flankieren heraldische Löwen ein Blumenornament; dazwischen Eichelornamente. Auf einem sehr grossen Bettlaken sind rechts und links Kränze gestickt, mit je einer grossen Blume (Stielstich) gefüllt. Darunter Sterne, Blumen, einzelne Buchstaben und die zwei schönen Sprüche:

Ja, wenn ich zu Bette gehe
oder wiederum aufstehe,
Ist doch Jesus früh und spat
meiner seelen schutz und rath.

Ein blümelein und ein röselein
die können nicht so lieblich seyn,
als wenn zwey liebste beysammen seyn.

Mehrfach gehörten ein Betttuch und ein Prunkhandtuch zusammen. Besonders fiel mir ein Paar auf mit ganz eigentümlicher Verzierung (18. Jahrhundert) in

Stielstich. Es war eine Kante von Hirschen mit blau-rot gewürfelten Körpern; sie tragen auf dem Rücken einen Hund. Im Hintergrund Nadelbäume.

Von den Wandbehängen will ich nur ein Stück beschreiben, das weniger durch feine Arbeit (Stielstich, weiss-rot), als durch den Inhalt der Darstellungen merkwürdig ist. Eingestickt sind auf die Fläche Szenen aus dem bürgerlichen Leben, gewöhnlich zwei Gegensätze nebeneinander: geboren werden, sterben; pflanzen, ausrotten; weinen, lachen; schweigen, reden; Streit, Fried usw. Zur Seite zwei grosse dekorative Einzelfiguren; die Figuren der gestickten Bilder in Rokokokostüm. Jahrzahl 1770. — Ausschliesslich auf Filet gearbeitet waren einige höchst geschmackvolle Deckchen. Das schönste zeigte einen Doppeladler zwischen zwei schreitenden Greifen, ein anderes Vögel zwischen Eichbäumen. Die Weissstickereien (Decken, Bettücher u. a.) verdienten ganz besondere Beachtung durch die herrliche Ausführung in allen möglichen Sticharten und zusammengesetzten Techniken. Doch lässt sich ohne bildliche Darstellung hier noch schwerer als bei den andern Gegenständen ein deutlicher Begriff erwecken.

Von den Leinenstickereien will ich nur noch die Prunkhandtücher besprechen, die in wahrhaft überraschender Menge in den verschiedensten Ausführungen vertreten waren. Die Tücher sind schmal und lang. Etwa ein Drittel der Fäden liess der Weber unten hängen. Diese Fäden wurden dann zu einer sehr kunstvollen Spitze geflochten oder geknüpft; die Enden hängen als Fransen herab. Sehr oft sind die gestickten wagrechten Streifen unterbrochen von Durchbruch- oder Klöppelarbeit, was sehr belebend wirkt. Zur Stickerei bevorzugte man den Kreuzstich. Die angewandten Motive sind sehr verschieden: das Lamm mit Kreuz oder Fahne, Kreuze, Kelche, stilisierte Blumen und Tiere. Nun einige Beispiele: Ein Tuch von 1859 ist in ausserordentlich wirkungsvoller Knötchenstichstickerei ausgeführt. Wir sehen allerhand exotische Vögel, besonders langbeinige Stelzvögel und zierliche Kolibris auf Zweigen. — Ein anderes Tuch hat Kreuzstichschmuck und den Spruch: „Ich weiss ein blümelein hübsch und fein, | es thut mir wohl gefallen, | es geliebt mir in dem Herzen mein, | das blümelein | von den andern blümlein allen.“ [Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 nr. 585.] Bei einem Handtuch von 1805 fiel mir die wundervolle Raumausfüllung auf. Es ist in Stielstich in sehr lebhaften blau-roten Farben gearbeitet: Vögel, Rosetten, Kränze, Blumenzweige. Vielleicht das schönste Prunkhandtuch, von 1856, war ganz in schwarzweiss gehalten und mit einer langen geknüpften Spitze abgeschlossen. An Stickerei enthielt es: einen grossen Vogel im Gezweig, eine dreifache breite Borte (dabei Eichelmotive, Bäumchen, schnäbelnde Vögel) und einen Spruch.

Bei allen bisher besprochenen Arbeiten war die Kunst der Ausführung das Wertvollste. Eine bedeutende Anzahl Arbeiten ragte aber ausserdem noch durch den Geschmack und den Reiz der Farbengebung hervor. Hierher gehören vor allem die Perlenstickereien. Zunächst die Tabaks- oder Geldbeutel, von denen ich drei beschreiben will. 1. Auf gewirkten Stoff genäht ein schmaler Vergissmeinnichtkranz, darüber ein Kranz von Rosen und Vergissmeinnicht Sehr geschickte Raumausfüllung und geschmackvolle Farben. 2. Ein Tabaksbeutel mit Lederfutter; ganz mit Perlen benäht. Die Spitze: bunte Füllhörner auf himmelblauem Grund. Darüber höchst plastisch wirkend vollerblühte rote Rosen und blaue Winden zum Kranz gewunden, alles auf milchweissem Grund. 3. Ein gestrickter Perlenbeutel; auf grau-violettem Grund ein breiter Kranz von Rosenknospen und Blättern. — Von sehr kräftiger Wirkung war die Arbeit auf einer ledernen 'Coburger Markttasche'. In der Mitte ein lebhaft gefärbtes Blumenstück (Wollstickerei), die Füllung Perlen. Von ausserordentlichem Reiz ist der Perlen-

schmuck einiger Frauenhauben ('Bätzen'). An manchen dieser Trachtenstücke war die ganze Schneppe über der Stirn, wie auch die Seitenzipfel der Wangen übersponnen mit Blumengewinden aus Perlen, die direkt wie aufgelegte Blütenranken wirkten: leuchtend blaue Vergissmeinnicht mit grünen Stielen, Blumen mit blauen und dunkelroten Blättern. Diese Farbenpracht bildete einen sehr wirkungsvollen Gegensatz zu den schwarzen Seiden-Zackenbändern ('Schnuren'). Als letzte Stickerei will ich noch eine Chenillearbeit erwähnen, einen herrlich gestickten Blumenkranz von leuchtendster Farbenwirkung. Er bildete die Umrahmung eines Christusbildchens.

Neben der grossartigen Fülle an Stickereien, Knüpfarbeit und Strickkunst (Handschuhe, Zwickelstrümpfe u. a.) verschwanden die wenigen Vertreter der Webkunst, und doch waren diese Stücke eigenartig genug. So sah ich zwei Kissenbezüge, Damastweberei, weisse Figuren auf blauem Grund, aus dem 18. Jahrhundert. Wie bei den meisten dieser Webereien waren auch hier biblische Motive dargestellt in mehreren Reihen übereinander, die Figuren (Rebekka mit der Schafherde u. a.) natürlich in Rokokogewandung.

Zum Schluss möchte ich noch einige Stickmustertücher hervorheben, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (1842, 1866) von vortrefflichstem Geschmack. Besonders einige Vögel, Blumenkränze, Fruchtkörbe sind von frischester Farbe; am besten aber gefielen mir die Fruchtbäume. Als eines der feinsten Stücke der ganzen Ausstellung erschien mir ein nicht datiertes Tuch mit Füllmustern, in Seide auf roher Leinwand. Je mehr man diese zarten, geschmackvollen Farbenzusammenstellungen, die reizvollen Muster (Flecht- und Mosaikmuster; Blütenranken; Beeren; grosse, dekorative Blumen) betrachtete, desto mehr wünschte man, dass solche Kunst wieder die Oberhand gewinne in Stadt und Land.

Schnepfenthal. Luise Gerbing.

Eine untergegangene Frauentracht des Ermlandes.

Die alles nivellierende Neuzeit hat mit einer eigentümlichen Frauentracht aufgeräumt, die von den Frauen des Ermlandes an Sonn- und Festtagen sowie bei feierlichen Ereignissen getragen wurde. Wenn ehedem die ermländische Frau mit der sogenannten 'blanken' oder 'steifen Mütze' über die Strasse nach der Kirche ging, gerade und stolz wie eine Königin, dann schaute wohl manches Auge der kleidsamen Erscheinung nach, bis sie hinter der Eingangspforte der Kirche verschwunden war.

Als der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 Preussen bereiste, kam er auch in das an Ermlands Grenze gelegene Dorf Lauterhagen. Ehrenpforten begrüssten den Herrscher, und sechs Ehrenjungfrauen überreichten ihm auf einem weissen Atlaskissen eine blanke Mütze, wobei die Schulzentochter Anna Boenke eine kurze Ansprache hielt. Der König nahm das Geschenk für die Königin lächelnd entgegen und bedauerte sehr, dass diese habe unterwegs zurückbleiben müssen. Er hob die Mütze vom Kissen ab und betrachtete sie wohlgefällig von allen Seiten, dann forderte er die Ehrenjungfrauen auf, diesen Ehrentag nicht zu vergessen und sich recht vergnügt zu halten. Als der König schon eine kurze Strecke weiter gefahren war, schaute er sich nochmals um und grüsste lächelnd mit der Hand. Zum Andenken erhielten die Ehrenjungfrauen später jede eine silberne Medaille. Diese hat genau die Grösse eines alten Talers, ist jedoch etwas stärker und trägt im Hochrelief das Bildnis der Königin Elisabeth

mit der Unterschrift „Elisabeth Königin v. Preussen“; auf der Rückseite steht die Jahreszahl 1842. Dies wertvolle Andenken trugen die Ehrenjungfrauen fortan am blauseidenen Bande bei Hochzeiten und an hohen Festtagen beim Kirchgange. Als im Jahre 1858 der König mit dem damaligen Prinzen Wilhelm beim Manöver wieder in Heilsberg war, wünschte er beim Kirchgange am Sonntage die Mädchen und Frauen mit den ermländischen Mützen zu sehen. Deshalb hatten sich zahlreiche Frauen in einer langen Reihe vor der evangelischen Kirche aufgestellt.

Nun ist die blanke Mütze längst in die Rumpelkammer gewandert, und Frau Mode, die Allbesiegerin, triumphiert über sie mit dem modernen Federhute. Eine wertvolle blanke Mütze kostete wohl 20—30 Taler. Sie bestand aus mehreren Teilen. Der Boden war von verschiedener Farbe, aber stets aus Seidenstoff; ein feinerer Mützenboden zeigte auf weissem Grunde Blumen und Arabesken, die zumeist in Klöstern aus Gold- oder Silberfiligran kunstvoll gestickt waren. Dieser Boden wurde auf Pappe befestigt und mit Randformen umgeben, die den gescheitelten Frauenkopf nur bis zur halben Höhe bedeckten. Um die Randteile zog sich eine Gold- oder Silbertresse, über der weisse Spitzen lagen, so dass nur der obere Teil der Tresse hervorschimmerte. Der untere Teil des Bodens war gefaltet, und von dort ab liefen meist breite, weisse, geblümte Seidenbänder, selten farbig gestreift, über den Rücken der Frauen bis zur Lendengegend herab. Da, wo sie am Mützenboden befestigt waren, sass eine breite Querschleife, die mit Watte gefüllt war, damit sie nicht so leicht niedergedrückt werden konnte. Unter dem Halse wurde die blanke Mütze durch zierlich gefältete, mit Haken und Ösen versehene Bänder festgehalten, die von derselben Art wie die hinteren, aber kürzer waren. Zwischen Kinn und Brust lag gleichfalls eine Querschleife. — Diese originelle Tracht war bei den ermländischen Frauen bis kurz vor 1870 allgemein. Minderwertige oder alte Mützen wurden auch an Wochentagen getragen und bisweilen mit Tüchern umwunden. Die blanke Mütze wurde in hohen Ehren gehalten, nach dem Gebrauche mit Watte bedeckt und in besonderen Körben aufbewahrt.

Danzig. Herrmann Mankowski.

Allerlei aus Rollsdorf bei Höhnstedt, Mansfelder Seekreis.

I. Feiertage.

Am Silvestermorgen ganz früh gehen die Kinder mit Körben von Tür zu Tür und singen [vgl. Mansfelder Blätter 4, 159]:

Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig;
Lasst mich nicht zu lange stehn,
Ich muss vor alle Türen gehn.

Sie bekommen dann Kuchen usw. geschenkt. — Geht man in der Neujahrsnacht zur Geisterstunde in die Kirche auf den Chor, so kann man am Altar die Seelen aller derer vorbeiziehen sehen, die im neuen Jahre sterben werden. — Wenn die jungen Leute die Johanniskrone winden, singen sie:

Wer kommt daher gegangen
Mit Spiessen und mit Stangen?

Feuerrote Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein.

Gebt uns doch der Eier
Eins zum Johannisfeuer.
Der Hafer ist sehr teuer.
Hafer zu, Hafer zu,
Fried, Fred, Freit —
Gebt uns auch ein Scheit!

2. Häusliches.

Wenn man Milch kauft, um Hochzeitskuchen zu backen, und muss damit über einen Kreuzweg gehen, so soll man etwas Salz hinein tun; das gibt Glück in die Ehe. — Hochzeitstag ist der Sonnabend, ja nicht ein Freitag. Am Polterabend werfen die Kinder Scherben vor die Tür der Braut, die diese selbst fortkehren muss, damit sie Glück bringen. Die Kinder singen dazu:

Hochzeitshaus,
Kuchen raus,
Wein raus!
Was soll der Wein im Keller liegen,
Dass wir nichts zu trinken kriegen?

Sie bekommen dann Kuchen und Wein. — Kommt das Brautpaar aus der Kirche gefahren, so halten die Kinder den Wagen mit einem seidnen Band auf und lassen ihn erst hindurch, wenn das Brautpaar ihnen Geld hinauswirft. — Auf der Fabrikwiese in Deutschenthal liegt ein von hohem Schilf umgebener Teich, der Milchteich. Dort holt der Storch die kleinen Kinder.

Eine Katze bringt Glück ins Haus. — Wenn man morgens nicht gebetet hat, brennt das Feuer beim Anmachen nicht. — Bei Gewitter soll man den eisernen Ofen und den Spiegel verhängen, auch keine Gewitterblume (Kornrade) im Hause haben, sonst schlägt es ein. — Wenn sich eine Spinne von der Decke über der Lampe herablässt, muss man dreimal hintereinander beten: „Alle guten Geister und alle vollkommenen Geister kommen von oben herab.“ Dann bringt sie Glück. — Schreit über einem Hause die Eule, so stirbt jemand darin. — Wenn jemand im Sterben liegt, soll man die Fenster öffnen, damit die Seele hinausgehen kann. — Wenn man eine Uhr picken hört (nicht den Totenwurm!), wo in Wirklichkeit keine ist, so stirbt einer aus der Verwandtschaft; ebenso, wenn man von Qualm und Rauch träumt und keine Flamme sieht.

3. Von Pflanzen und Tieren.

Wo die längste der aus der Erde gezogenen ‘Schatzwurzeln’ (Schwarzwurzeln) hinzeigt, kommt der Schatz her. — Bei der Ernte soll man in allen vier Ecken des Feldes einige Halme stehen lassen, damit im nächsten Jahr die Ernte gut werde. — Wenn man auf einem Feldweg einem Hasen begegnet, der von rechts nach links läuft, soll man in eine ‘Trappe’ (Fussspur) Salz streuen: man findet dann Geld. — Wer sich von Rheumatismus befreien will, muss ein weibliches Eichhörnchen oder eine graue Katze mit ins Bett nehmen, bis sie ‘sich tot liegt’. — Die Dohle versteht die Menschensprache und spricht sie auch, wenn man ihr die Zunge löst.

Berlin. Else Roediger.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

(Vgl. oben S. 208—219. 317—328.)

3. Russisch.

Ein übersichtliches Bild der russischen Volkstraditionen versucht eine unter Mitwirkung einiger Gelehrten geschriebene 'Geschichte der russischen Literatur in Einzeldarstellungen' im ersten Band (Moskau 1908. 428 S.) zu geben. Die Art solcher Werke, die eine Reihe zusammengefasster Einzelstudien von verschiedenen Verfassern enthalten, bringt es mit sich, dass sie kein einheitliches Bild ergeben, trotz aller Bemühungen des Redactors, welcher hier E. V. Aničkov war. Das Werk selbst ist für weitere Kreise bestimmt und mit sehr zahlreichen und sehr gelungenen Illustrationen ausgestattet, so dass dessen äussere Gestalt kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Leider stehen diese Kostüm- und Landschaftsbilder, Porträts russischer Volkskundler, farbige Reproduktionen alter Handschriften und Drucke usw. in gar keinem Verhältnis zu dem, wovon der Text handelt; denn die reale Volkskunde ist dem Programm gemäss ausgeschlossen. Wahrscheinlich hat der Redactor auf diese Ausstattung des Werkes keinen Einfluss ausgeübt, sondern diese dem Verleger überlassen. Eingeleitet ist das Werk durch einen Aufsatz Aničkovs 'Was ist Volksliteratur?' (S. 1—15), der den Einfluss der Spielleute (skomorochi) auf die Volksüberlieferung, besonders auf die epische Poesie einzuschränken und näher zu bestimmen sucht. Daran schliesst sich eine Übersicht der bisherigen volkskundlichen Studien von A. Borozdin (16—47). Auf S. 48—80 versucht Aničkov das Verhältnis der Volkspoesie zur alten slavischen Mythologie festzustellen; er gibt ein Bild der Mythologie der alten Russen, soweit wir sie aus alten Berichten erkennen können; in diesen alten Göttern erblickt er bloss offizielle, kriegerische Götter des fürstlichen Geschlechts der Ruriker und ihres Gefolges und setzt wohl mit Recht voraus, dass das Volk unabhängig davon eine Menge anderer kleinerer Götter hatte. Inwieweit aber alle diese offiziellen Götter des nichtslawischen Fürstengeschlechts der Russen für echt slavisch gehalten werden können, diese Frage stellt der Verf. nicht, obwohl sie bereits hinsichtlich des Hauptgottes Perun ventiliert wurde (vgl. St. Rožniecki, Perun und Thor. Archiv f. slav. Phil. 23, 462 ff.). Die alte Bauernmythologie, die im 16. Jahrhundert vom Novgoroder Erzbischof Makarij geschildert wird, entsprach völlig den heutigen Vorstellungen vom Animismus und hat sich mehr oder weniger bis jetzt im Volke erhalten, wogegen der alte offizielle Heidenglaube mit seinen Göttern vor dem siegreichen Christentum verschwunden ist. Der Verf. ist natürlich weit entfernt davon, die verschiedenen Gestalten der jetzigen Dämonologie des russischen Volkes mit jenen Göttern zu identifizieren, denen das altrussische Volk Opfer darbrachte. Er will den Glauben des Volkes vom Standpunkt der heutigen

Wissenschaft, eines Frazer, Lippert u. a. darstellen, Brauch und Zeremoniell untersuchen, wie es sich einerseits in der Reinigung (lustratio, purgatio), andererseits in den Verwünschungen äussert, und zeigt an einigen Beispielen, wie eng und tief mit dem Glauben und Brauch des Volkes christliche Vorstellungen und Gebräuche verschmolzen. Einiges, wie der Kultus der Vorfahren, des Herdes, der Glaube an das Schicksal, konnte nur gestreift werden. 'Die Poesie der Beschwörungs- und Verwünschungsformeln' schildert Alexander Blok (81—106), der die Frage nach ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhang mit ähnlichen Formeln des Ostens und Westens nur streift und mehr ihre formale Seite beachtet. In seiner Übersicht der 'christlichen Legenden in der Volksüberlieferung' (107—133) überschätzt Aničkov, treu Alex. N. Veselovskij folgend, den Einfluss der Bogomilen, indem er neuere Beiträge zu dieser Frage übersieht. In dem folgenden Aufsatz über das Märchen bestreitet M. Chalanskij Benfeys Hypothese vom unmittelbaren intensiven Einfluss der orientalischen Erzählungen auf die russischen durch Vermittlung der Mongolen und die aktive Rolle der Russen und Slawen bei der Verbreitung der Märchenstoffe nach Westeuropa. Er zeigt, wie professionelle Erzähler am Hofe der Moskauer Zaren noch im 16. bis 17. Jahrhundert und ebenso bei den Adligen Märchen und Novellen erzählten und erst im 18. Jahrhundert aus diesen Kreisen schwanden, worauf das Märchen Gemeingut des ganzen Volkes ward. Er bespricht ferner die formelle Seite des Märchens, weist auf dessen mehr oder weniger kunstvollen Bau hin und führt wichtigere Stoffe an, bei denen er, zum Teil unberechtigt, einen grösseren Einfluss der Bogomilen voraussetzt (die drei Ratschläge, Recht und Unrecht). Der Aufsatz von Sergej Gorodeckij über die im Märchen auftretenden übernatürlichen Wesen (159—172) bietet nichts Bemerkenswertes; über Koščej hätte mehr gesagt werden können; die mehr humoristische Rolle des Teufels, das den Sagen von den Toten eigene Grauenvolle u. a. ist durchaus keine Eigentümlichkeit des russischen Märchens. In dem Kapitel 'Das Lied' (173—220) scheidet Aničkov als eine besondere Gruppe nicht bloss die volkstümlichen Lieder der Kunstdichter aus, sondern auch die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Liederbücher (Pěsenniki) aufgenommenen Stücke, welche in die weitesten Kreise drangen und dadurch eine feste Form annahmen. Er charakterisiert die andern Lieder ihrer Form und ihrem Inhalte nach näher bis auf die neueren vier- bis achtzeiligen, vielfach bereits gereimten Liedchen (častuški), welche indes auch im 18. Jahrhundert belegt sind. Die grösste Aufmerksamkeit gebührte natürlich dem Volksepos (S. 221—281). Der Verf. A. Borozdin behandelt die Einteilung der epischen Lieder, meist im Anschluss an neuere Forschungen, besonders Vsev. Th. Millers, und unterscheidet hauptsächlich zwei Kreise: a) die eigentlichen Heldenlieder, b) epische Lieder nichtkriegerischen Charakters, die vielfach an die Novellen und Fabliaux erinnern; diese entstanden besonders in der Gegend von Novgorod, jene gehören vorwiegend der Kiewer Gruppe an und sind südrussischen, genauer südgrossrussischen Ursprungs. Doch haben auch mehrere Lieder des zweiten Zyklus, die in der südlichen, ukrainischen Steppe spielen, wohl südrussischen Ursprung. In der Entwicklung des Epos werden einige Stufen angenommen nach dem Publikum und den Sängern, von denen die Lieder rezitiert werden; nachdem sich die Spielleute ihrer bemächtigt haben und der ursprüngliche Träger des Epos, der Sänger, aus dem fürstlichen Gefolge verschwunden ist, sinkt das Epos in die niederen Schichten der Bauernbevölkerung, und damit ändert sich nach und nach auch der Charakter der Helden, besonders des Hauptthelden Ilja Muromec. Durch den Einfluss der Spielleute besonders dringen fremde Stoffe in das Epos ein. Dieser

fremde Einfluss, der sich aber schon in der ältesten Periode, der varjagischen, äusserte, wird nur kurz gestreift. Weiter verbreitet sich der Verf. über den Inhalt der wichtigsten epischen Lieder und bemerkt, dass ihre Form dafür zeugt, dass sie von Berufssängern, Spielleuten verfasst worden sind. Derselbe Verf. bespricht noch die epischen Lieder religiösen Inhalts und Charakters (281—300). Diese sind im Unterschiede vom Heldenepos durch alle russischen Länder und bei allen russischen Stämmen verbreitet. Ihre Träger sind die Pilger, deren Charakter sich indes stark geändert hat, so dass sie heut gewöhnlich blinde, berufsmässig organisierte Bettler sind. Im folgenden Kapitel (301—334) behandelt K. Arabažin die kleinrussische Volkspoesie, besonders die historischen Lieder von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, wo andere soziale Verhältnisse, die Ausbeutung des armen Volkes in den Fabriken und Gütern, aus dem noch immer frischquellenden Volksgeiste neue Klagen und neue Lieder hervorrufen. Den Höhepunkt erreichte diese Volkspoesie in den sog. Dumen des 15. bis 16. Jahrhunderts, die den Kampf mit den Muselmanen und später die Kämpfe unter Bohdan Chmelnickij besingen. Ihnen widmet auch der Verf., der Frankos Arbeiten leider nicht mehr benutzen konnte, die meiste Aufmerksamkeit; über die Form der Lieder, ihre Schöpfer und Sänger ist er etwas zu kurz. Hieran, statt an das frühere Kapitel über die epischen Lieder, schliesst der Redactor sonderbarerweise einen Aufsatz über das 'historische Lied' bei den Grossrussen an (335—363); um so sonderbarer, da eine scharfe Grenze zwischen den 'historischen' Liedern und den epischen Heldenliedern, den sog. Bylinen, kaum zu ziehen ist, wie es auch der Verf. dieses Aufsatzes S. Šambinago betont: „Ein historisches Lied kann nur dasjenige Lied genannt werden, welches der Form nach den Heldenliedern gleicht, aber dem Inhalte nach ein historisches Ereignis schildert, mit dem es nachweislich zusammenhängt". Er erblickt im Sang von der Heeresschar Igors ein historisches Lied aus der ältesten Zeit, untersucht dann die Lieder, die sich um Ivan den Schrecklichen gruppieren, und jene, deren Mittelpunkt der Eroberer Sibiriens Jermak ist; an den für Richard James 1619 aufgezeichneten Liedern zeigt er, dass solche Lieder bald nach den Ereignissen entstanden, und verfolgt diese Lieder bis zu ihrem Verfall, wo infolge der Reformen Peters I. im Kriegswesen das unpersönliche Soldatenheer die Hauptrolle übernimmt, und die alten Literaturformen absterben, und sich in den Gesängen von kriegerischen Ereignissen, vom schwedischen Kriege u. a. starker literarischer Einfluss bemerkbar macht. Fräulein Jelena Jeleonskaja gibt eine anziehende Charakteristik der Volksbücher (364—380), der nach Russland gedrungenen fremden Erzählungen von Bueves d'Hanstone, von der schönen Magelona u. a. und der späteren einheimischen Versuche. Das Volksschauspiel (381—395) schildert N. Vinogradov, der sich mit seinem Studium eingehend befasst und eine Sammlung bereits in Druck gegeben hat, in einer gedrängten, recht lesenswerten Skizze. Die weltlichen Spiele behandeln vielfach den sozialen Gegensatz zwischen dem leibeigenen Bauer und dem Adel, so das in zahlreichen Bearbeitungen verbreitete Spiel 'Das Schiff', welches auch starke Reminiszenzen aus Puschkin, Lermontov, Koslov u. a. aufweist; beliebt sind Parodien auf kirchliche Zeremonien, in denen ein trunkener Geistlicher auftritt; auch einzelne Szenen aus Märchen werden dialogisiert. Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir Nachrichten von Puppenspielen, deren Hauptperson Petruška (der Hanswurst) war. Sehr verbreitet ist das Krippenspiel, das nicht bloss mit Marionetten, sondern auch von lebenden Personen aufgeführt wird. Unter den geistlichen Spielen ist seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt 'Zar Maksemjan und sein ungehorsamer Sohn Adolf', eine drama-

tisierte Heiligenlegende, wahrscheinlich als Satire auf das Verhältnis Peters I. zu seinem Sohne Alexis gemeint. Ein anderes Spiel 'Anika der Soldat und der Tod' reiht sich an die verbreiteten Dialoge zwischen Leben und Tod an. Den Beschluss des Werkes macht der Aufsatz 'Lieder, Psalmen und Hymnen der russischen Sektierer, Rationalisten und Mystiker' (396—421) von Paul Birjukov, der zum Teil auf Grundlage hsl. Quellen nicht nur diese religiöse Poesie, sondern in grossen Zügen auch die Entwicklung der russischen Sekten schildert. Warum das Werk anderen Teilen der Volksüberlieferung, wie den Sprichwörtern und Rätseln keine Aufmerksamkeit widmet, ist nicht einzusehen, da diese doch in älteren Handbüchern der russischen Literaturgeschichte wie von Galachov und Porfirjev in eigenen Paragraphen besprochen werden.

A. N. Veselovskijs Verdienste um die Erforschung der russischen Volkspoesie und die historische Poetik würdigt N. Trubicyn in einer lesenswerten Studie (Izvěstija der russ. Abt. d. St. Petersburger Akad. 12, H. 3, S. 1—50). Die Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften für russische Sprache und Literatur hat kurz nach dem Ableben ihres hervorragenden Mitgliedes eine Gesamtausgabe seiner Werke beschlossen, die auf etwa 26 Bände in acht Serien berechnet ist: 1. Poetik, 2. Italien und die Renaissance, 3. Roman und Novelle, 4. Untersuchungen auf dem Gebiete der russischen epischen Lieder, 5. Legende, Folklore und Mythologie, 6. Volksepos, 7. Neuere russische Literatur, 8. Opuscula minora. Erschienen ist der erste Band der zweiten Serie (St. Petersburg 1908, 9 und 586 S.). Er enthält u. a. eine Kritik von Hartwig Flotos 'Dante Alighieri' (1858), einen Aufsatz 'Die italienische Novelle und Machiavelli' (1865), 'Dante und die symbolische Poesie des Katholizismus' u. a., die Magister-Dissertation 'Villa Alberti, neue Materialien zur Charakteristik des literarischen und sozialen Umschwunges im Leben der Italiener des 14. bis 15. Jahrhunderts' (1870). Die ältere Publikation 'Il Paradiso degli Alberti' (1866—68) wurde wohl nur zeitweilig vom Herausgeber beiseite geschoben, da es ja im Plane dieser Gesamtausgabe liegt, auch fremdsprachige Werke abzudrucken. Das in Veselovskijs Werken bisher schmerzlich vermisste Sachregister ist für den zweiten Band, der schon im Drucke ist, vorbehalten. Beiträge zur Geschichte der russischen volkskundlichen Studien lieferten E. A. Bobrow, der die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit J. A. Chudjakovs schildert (Žurnal min. nar. prosvěšč. N. F. 16, 193—240), A. Markow, der darauf aufmerksam macht, dass der Romanschriftsteller Meljnikov-Pečerskij in der Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gouv. Wladimir epische Heldenlieder niederschrieb, und zwar nach einem der alten blinden Bettler, die sonst nur religiöse Lieder singen (Etnograf. Obozr. 79, 134f.) und M. N. Speranskij, der die wissenschaftliche Arbeit des unlängst (20. Januar 1908) verstorbenen N. P. Daškevič (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. Wiss. 13, H. 2, S. 265—289) eingehend würdigte. V. F. Šišmarew setzt seine 'Studien zur Geschichte des poetischen Stils und der Formen' fort (Živ. Star. 17, 190—210. 282—300. 459 bis 478; vgl. oben 18, 318), handelt von den Anfängen der Pastourelle, ihrem Zusammenhang mit der klassischen Idylle oder Ekloge und ihren Vorläufern in der französischen Volkspoesie des früheren Mittelalters, vielfach wider die Ansichten französischer und deutscher Gelehrter, wie auch Aničkovs polemisierend.

Der Erforschung der russischen Volksepik ist eine Reihe neuerer Studien V. Th. Millers gewidmet. In der Abhandlung 'Ilja Muromec und Aljoša Popovič' (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. Wiss. Bd. 13, H. 1, S. 1—90) wird nachgewiesen, dass das Lied vom Kampfe des Ilja Muromec mit dem Idolišče, welches nun in 45 Fassungen bekannt ist, den Kampf ursprünglich

nach Konstantinopel und erst später nach Kiew verlegte. Das Lied vom Kampfe Aljoša mit Tugarin Změjevič ist weniger verbreitet (16 Fassungen), aber nach gleichem Plan angelegt. Nachdem M. auf die Ähnlichkeit und gegenseitige Beeinflussung beider Lieder hingewiesen, entscheidet er die Frage, welches von beiden das ältere sei, zugunsten des letzteren, in dem er in dessen Helden historisch beglaubigte Persönlichkeiten aus der Polovzer-Periode nachweist: in Tugarin den Chan der Polovzer Tugor-kan, den Schwiegervater des Kiewer Fürsten Svjatoslav Izjaslavič, der 1096 Perejaslav belagerte, aber von den mit den Kiewern vereinten Fürsten geschlagen wurde. Das erste Lied wurde wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfasst. Eine weitere Frage ist, in welchem Verhältnis beide Lieder zu der in Hss. des 17. bis 18. Jahrhunderts erhaltenen 'Sage vom Gange der russischen Helden nach Konstantinopel' stehen. Nach Miller, der A. N. Veselovskijs Hypothese verwirft, soll diese Sage auf Grund beider Lieder, besonders vom Kampfe des Ilja Muromec mit dem Idolišče verfasst worden sein, und zwar zur Zeit Ivan des Schrecklichen oder später, nicht vor 1550. Der Verfasser berührt schliesslich die Frage nach der Entwicklung der epischen Havpthelden; Ilja Muromec erscheint im 16. Jahrhundert an der Spitze aller Helden und drängt die älteren, einst mehr hervorragenden Helden Dobryňa Nikitič und besonders den alten Rostower Helden Aljoša Popovič in den Hintergrund, und diese Entwicklung hängt mit sozialen Verhältnissen und dem Klassenkampf dieser Zeit zusammen. — Weiter untersucht V. Th. Miller das wenig (in sieben Fassungen) verbreitete epische Lied von Dobryňa und Vasilij Kazimirovič (Žurnal min. nar. prosvěšč. N. F. 14, 296—318) und zeigt, dass es zu Anfang oder Mitte des 16. Jahrhunderts von Novgoroder Spielleuten verfasst wurde; es erzählt, wie Ivan III. den den Tataren gezahlten Tribut aufhob; der zweite in dem Liede genannte Held ist einer der hervorragendsten Kämpfer für Novgorods Freiheit gegen Moskau am Schlusse des 15. Jahrhunderts, Vasilij Kazimir, und die Novgoroder Sänger verflochten ihn, wie auch andere Novgoroder Persönlichkeiten, in den Moskauer Stoff. In einigen Bemerkungen über den in den epischen Liedern auftretenden Zaren Kalin (Etnograf. Obozr. 75, 68—77), den er früher mit dem im Schachnameh erwähnten türkischen Helden identifizierte, meint Miller, so habe das Volk den sonst nicht genannten Heerführer der Tataren in der Schlacht an der Kalka (oder auch Kalna) nach dem Orte benannt. Er unterscheidet zwei Gruppen des Liedes von Ilja Muromec und Zar Kalin, von dem Zuge des Zaren Kalin gegen Kiew, in der zweiten, die nicht vor dem 17. Jahrhundert sich entwickelte, tritt Jermak an die Spitze und drängt Ilja in den Hintergrund. In einer anderen Abhandlung versucht derselbe Gelehrte die Frage zu lösen, warum in einigen epischen Liedern die Brüder Suzdals als Prahler vor der Schlacht auftreten (Žurnal min. nar. prosvěšč. N. F. 17, 77—92); er findet darin Reminiszenzen an die für Suzdal verhängnisvolle Schlacht an der Lipica im Jahre 1216 und an die acht Jahre darauf erfolgte Niederlage des südrussischen Fürsten, bei der auch der Rostower Held Alexander Aljoša Popovič fiel. Endlich weist Miller (Etnograf. Obozr. 78, 49—77) als das historische Substrat des epischen Liedes von Kozarin (Kozarjanin u. a.) die Befreiung russischer Gefangener aus den Händen einer Polovzenhorde bei ihrem Raubzug nach Wolhynien im Jahre 1106 nach; das Lied wurde ursprünglich im Südwesten Russlands verfasst, die am besten erhaltene Fassung zeigt schon Charakterzüge der Moskauer Periode, in den späteren Aufzeichnungen ist die Handlung stark abgeändert.

E. Karskij stellt die Reste des Heldenepos in den Traditionen der Weissrussen zusammen (Jagić-Festschrift S. 143—150); es sind besonders prosaische

Wiedergaben der Sage von Ilja Muromec; vereinzelte Reste können in Liedern konstatiert werden, welche bei verschiedenen Festen und Gebräuchen gesungen werden; was sonst in Märchen und Sagen an die epischen Lieder erinnert, ist fast durchweg allgemeines Wandergut der Volkspoesie. — Ein junger finnischer Gelehrter W. Mansikka studiert die gegenseitigen Beziehungen der finnischen und russischen Volkstraditionen, zunächst die finnischen Wiedergaben der russischen Lieder von Aljoša Popovič und Ivan Godinovič (Etnograf. Obozr. 74, 28—41): Eine Kauffrau verkauft ihre Tochter einem jungen Mann; der Bruder sucht sie, entdeckt, dass das Mädchen den Liebhaber bei sich empfängt, und tötet das Mädchen; der Liebhaber tötet sich selbst, die Birken auf ihren durch einen Fluss getrennten Gräbern wachsen zusammen. Mansikka weist auch andere Parallelen zu den einzelnen Motiven nach. — A. Markov vermutet (Čtenija v obšč. Istor. i drevn. ros. 225, Abt. 4, S. 5f.), dass die Gemahlin des Fürsten Vladimir, welche in den epischen Liedern öfters Apraksija, seltener Afrosinija heisst, diese Namen nach der Gemahlin des Fürsten Jaroslav Vladimirovič von Pskov trägt, die von ihrem Stiefsohne bald nach 1214 ermordet wurde. Derselbe vergleicht (ebd. S. 7f.) ein russisches Märchen, wie der Frost zum Paten gebeten wurde und Mond und Sterne Gäste bei der Tauffeier waren, mit serbischen Liedern vom Blitz, der Sonne Schwester, die von einem Pascha zur Frau erkoren wurde (Karadžić I, Nr. 232—234).

N. Korobka sammelte im Bez. Ovruč, Gouv. Wolhynien, einige Volkssagen, die mit der vom altrussischen Chronisten erzählten Sage von der Olga, welche die Stadt der Derevljaner durch ausgeschickte Tauben in Brand steckte, zusammenhängen. Diese Sage war eines der Elemente, aus denen sich das epische Lied von Voljga Svjatoslavič bildete (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akad. d. Wiss. 13, H. 1, S. 292—328). Der Verf. setzt dies Lied nicht mit Vsev. Th. Miller in das Novgoroder Gebiet, sondern in die ältere Kiewer Periode; auch die Ähnlichkeit der Sage von Voljga Svjatoslavič mit der in der Edda erzählten Geburt und Jugend Helgis, worauf schon Orest Miller hinwies, spricht dafür, dass sie bereits der ältesten Periode angehörte. — N. Korobka versucht ferner die in den russischen Volksüberlieferungen, Liedern, Verwünschungsformeln oft vorkommende Vorstellung von dem weissen Stein am Meere wie auch von dem kameň-alatyr aus der primitiven Weltanschauung zu erklären, nicht als eine Folge christlichen Einflusses, wie A. N. Veselovskij wollte; Vorstellungen von wundertätigen Steinen fand das Christentum bei den Russen bereits vor, sie wurden nur im christlichen Geiste erklärt, die Vermischung mit dem alatyr-kamen (Altar-Stein) kann auf griechischem Boden, vielleicht schon in Palästina vor sich gegangen sein (Živaja Starina 17, 409—426). — A. Markov führt in seinem Aufsatze 'Reste des Fetischismus in den Legenden von Heiligenbildern' (Etnograf. Obozr. 74, 42ff.) eine altrussische Legende aus dem 11. bis 12. Jahrhundert an, in der das Bild des hl. Nicolaus als Bürge angerufen wird dafür, dass ein gefangener Polovzer seinem russischen Besieger den Lösungpreis bringt. Er vergleicht eine bulgarische Legende, in der ein Haus der Obhut der Bilder der Muttergottes und des hl. Nicolaus anvertraut wird und der Bauer, als es dennoch geplündert wird, die Heiligen zu prügeln droht. Es hätte noch eine kleinrussische Legende (Etnograf. Zbirnyk 12, 167 nr. 169) angeführt werden können und russische Fassungen des Märchens vom dankbaren Toten, wo das vom Missetäter losgekaufte Bild des hl. Nicolaus die Rolle des dankbaren Toten übernimmt (z. B. Zapiski krasnojarsk. podotděla 1, H. 1, Nr. 3, Dobrovoljskij Smolensk. Sbornik 1, 547. Rudčenko Južnorus. sk. S. 28 nr. 12, Jubilej. Sbornik Millera 182; in einem weiss-

russischen Märchen bei Federowski 2, 308 nr. 340 ist es der hl. Johannes). — Or. Janěvič gibt eine Übersicht der bisherigen Arbeiten über die Geschichte von den Kranichen des Ibykus (Černigov 1908. Trudy der Archiv-Com. Černigov Bd. 7, S. A. S. 16), ohne sie zu erschöpfen; so hat er R. Köhler 2, 563 und Chauvin Bibliogr. arabe 7, 645 Nr. 425 übersehen, ferner Sébillot, Litt. orale de l'Auvergne p. 163, Mélusine 9, 138, Sébillot Folklore de France 3, 212. — N. A. Jančuk zeigt, dass vier Lieder in P. Hiltebrants Sammlung 'Volksüberlieferungen aus dem nordwestlichen Russland' (Wilna 1866), welche teils historische, teils mythologische Überlieferungen (černyj bog) des Volkes vorstellen sollen, durchaus nicht volkstümlich sind; er weist sie in den 'Versuchen der Gymnasialzöglinge des weissrussischen Schulbezirkes in der russischen Literatur' (1839) nach, wo sie in der Abteilung 'Volkslieder' stehen; es sind Fälschungen aus der Zeit um 1800, wo der Polenhass hoch aufflammte. ('Über weissrussische vermeintlich volkstümliche Lieder historischen und mythologischen Inhalts'. S. A. aus dem Sbornik der Charkower hist.-phil. Ges. Bd. 18. 23 S.). Übrigens wurde schon früher auf die Unechtheit dieser Lieder hingewiesen (Pypin, Geschichte der russischen Ethnographie 4, 123). — Die Studie des inzwischen verstorbenen W. A. Bobrow über das russische Tiermärchen (Russ. filolog. věstnik 59, 217 bis 250. 60, 50—66; vgl. oben 17, 344. 18, 322) wurde abgeschlossen (S. A. Warschau 1909. 151 S.); auch hier versucht der Verf. nachzuweisen, dass die russischen Fassungen viel einfacher, der Tierwelt näher sind als die westeuropäischen, dass sie also sich besser erhalten haben. Er hat den Stoff bei weitem nicht erschöpft, da er sich fast durchweg auf Afanasjevs Sammlung beschränkt. Für die Frage nach dem Verhältnis der russischen, d. i. grossrussischen Tiermärchen, die der Verf. in erster Reihe im Auge hat, zu den westeuropäischen sind gerade die weissrussischen und kleinrussischen Fassungen vom grössten Werte; diese sind gewiss nicht alle ohne Unterschied in einen Haufen zu werfen, was der Verf. dem Werke Kolmačevskijs vorwirft. Gerade ihre Vergleichung mit den Fassungen anderer Völker könnte am sichersten die Richtigkeit der vom Verf. verfochtenen These von der Eigenart und Selbständigkeit der grossrussischen Tiermärchen entscheiden. Hierzu jedoch kann die Studie des Verf., da sie eben mit recht geringem Material operiert, herzlich wenig beisteuern. Jelena Jeleonskaja schrieb 'einige Bemerkungen über die Rolle des Rätsels im Märchen' (Etnograf. Obozr. 75, 78—90), wobei jedoch auch rätselhafte, übernatürliche Aufgaben, gute Ratschläge einbezogen werden.

Neue Beiträge zur Geschichte des polnischen und russischen Volkstheaters gibt W. N. Peretz (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. d. Wiss. 12, H. 4, S. 52—86) aus Hss. des 17. bis 18. Jahrhunderts; auf ein Mysterium von Mariä Verkündigung folgt ein Zwischenspiel, das die noch jetzt erzählte Anekdote (Hrinčenko Iz ust naroda 198f. Nr. 225) verwertet, wie ein Jude und Christ zählen, wer mehr Feiertage habe, und dem Juden schliesslich der Bart ausgerissen wird. N. N. Vinogradov beschreibt das weissrussische Krippenspiel, von dem sich nur kümmerliche Reste erhalten haben (ebd. 13, H. 2, S. 45—82; auch S. A. 38 S. und 16 Taf.), und zwar die Krippe und die Puppen, die der bekannte Sammler N. Dobrovoljskij der Petersburger Akademie aus der Stadt Jelnja, Gouv. Smolensk, zugeschickt hat; die etwas über 2 *m* hohe Krippe besteht aus zwei Galerien, die obere stellt die Geburtsstätte Jesu dar, die untere Herodes Hof, auf der sich alle Volksszenen abspielen, die zur Verständigung des Dramas dienen. Die 41 Marionetten, die grossenteils Porzellanköpfe haben, sind auf den beigelegten Tafeln abgebildet; auch Textproben sind beigefügt. P. Mezernickij teilt eine neue Fassung des ver-

breiteten Spieles vom Zar Maximilian aus der Stadt Starodub, Gouv. Černigov, mit (Živaja Starina 17, 356—361. 479—486).

Die nun abgeschlossene Sammlung von Beschwörungsformeln von A. Wetuchow gab W. Mansikka Anlass zu einem eigenen Aufsatze (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. d. Wiss. 13, H. 3, S. 371—383), worin er sich dagegen ausspricht, dass bei der Erklärung soviel Nachdruck auf den Glauben an die Macht des Wortes gelegt werde; die Hauptfrage bestehe darin, bis zu welchem Grade die Beschwörungsformeln als reines unkünstliches Produkt des Volksgeistes zu betrachten sind; und die ursprünglichen literarischen Quellen festzustellen, habe Wetuchow unterlassen. In der Beilage zur 'Živaja Starina' Bd. 17 gab N. Vinogradov das 2. Heft seiner Sammlung von Beschwörungs- und Verwünschungsformeln, Gebeten u. a. heraus (94 S.). Andere wurden noch in den Zapiski der Uraler Ges. für Naturwissenschaften usw., Bd. 17, 329f., 343ff. gedruckt, ebenso noch aus dem Gouv. Smolensk neben verschiedenen stereotypen Begrüssungen bei Haus- und Feldarbeiten u. a. von M. Vekljudov und R. Kroon (Smolensk, 24 S.) herausgegeben.

Als Nachtrag zu den in den letzten Jahren erschienenen grossen Sammlungen epischer Lieder von Ončukov, Markov, Grigorjev fasst V. Th. Miller kleinere in Zeitschriften zerstreute Beiträge sowie auch neues Material in einer neuen Publikation 'Epische Lieder, die neuerdings und unlängst in verschiedenen Gegenden Russlands aufgezeichnet wurden' (Moskau 1908. 5 und 312 S.) zusammen. Sie schliesst sich an eine ähnliche Publikation N. S. Tichonravovs und V. Th. Millers von 1894, die alle bis 1893 in verschiedenen Büchern und Zeitschriften zerstreuten Lieder enthält, und bringt alle seit 1894 gedruckten Lieder. Diese stammen nicht bloss aus dem Norden Russlands, wo bis jetzt die Volksepik blüht, sondern auch aus den zentralen Gouvernements, wo epische Lieder zu den grössten Seltenheiten gehören, aus den Kosakendörfern im Don- und Terekgebiet, und aus dem eisigen Nordosten Sibiriens, aus dem Bez. Kolymsk des Jakutenlandes. Ihr Wert ist natürlich ungemein verschieden, teilweise bezeugen sie nur den tiefen Verfall der alten Volksepik; zwei Lieder aus dem Dongebiet, von Dobryňa Nikitič und von Ivan Gardinovič, haben auch den eigentümlichen Versbau eingebüsst. Anderwärts äussert sich der Verfall in der verkehrten Wiedergabe der Stoffe, einige sind unter die bei der Hochzeit u. a. gesungenen Lieder aufgenommen. Ausserdem erscheinen hier einige Aufzeichnungen aus dem 17. bis 18. Jahrhundert, wie die von Barsov 1881 edierte Sage von den sieben Helden, eine neue Fassung des Liedes von Ilja Muromec und Solovej Razbojnik aus einer Hs. vom Jahre 1748, und der Anfang eines unbekannten Liedes aus einer Hs. des 17. Jahrhunderts. — Aus Zeitschriften seien noch angeführt zwei religiöse Lieder der Altgläubigen aus dem Gouv. Orenburg (Etnograf. Obozr. 76—77, 152ff.), von denen eins die Verfolgung, Zerstörung ihrer Einsiedeleien im Jahre 1853 beschreibt, und ein Artikel A. Markovs (ebd. 75, 118ff.) über zwei 1838 aufgezeichnete Lieder lyrisch-epischen Charakters, die schon in anderen Fassungen bekannt sind (Sobolevskij Velikorus. nar. pěsni 1, nr. 1—24 und ebd. nr. 261 u. a).

Sehr warm wurde eine Ausgabe des gross- und kleinrussischen Volksliedes begrüsst, die der grosse Dichter des Revisors und der Toten Seelen vor seiner Reise nach dem Westen zusammenbrachte. Diese Sammlung war bisher weiteren Kreisen nicht bekannt, erst dem Jubiläum Gogols haben wir den Druck zu verdanken. Sein Interesse für die Volkspoesie war den Literaturhistorikern schon ziemlich bekannt, ebenso seine Teilnahme für die Arbeit seiner Zeitgenossen,

besonders Maksimovičs. Der Herausgeber dieser 'Lieder, gesammelt von N. V. Gogol' (Dem Andenken V. A. Žukovskijs und N. V. Gogols, H. 2, St. Petersburg, Akad. 433 S.) zeigt, dass die kleinrussischen Lieder 1834 im Verwandtenkreise Gogols zusammengebracht wurden und den früheren Sammlungen gegenüber ganz selbständig sind. Leider beschränkte sich der Herausgeber Grigorij Georgijevskij auf einen diplomatischen Abdruck, ohne andere Sammlungen heranzuziehen und nachzuweisen, inwieweit die vor mehr als 70 Jahren niedergeschriebene Sammlung unsere jetzige Kenntnis der kleinrussischen Volksdichtung bereichert. Mehr Sorgfalt wendet er den grossrussischen Liedern zu und zeigt, dass nur 14 Nummern keine Parallelen in der alten Sammlung Sacharovs und in der neuen Sobolevskijs haben, dass aber Gogols Niederschriften durchgängig so stark von denen Sacharovs abweichen, dass sie eigentlich selbständige Varianten darstellen. Er findet auch bedeutende Unterschiede von den bei Sobolevskij gedruckten Stücken und folgert hieraus etwas voreilig, dass Gogols Sammlung grossrussischer Lieder eine hohe selbständige Bedeutung besitze. Er zeigt z. B., dass Gogols Nr. 21 ziemlich von Sacharovs Nr. 5 abweicht; hätte er aber Sobolevskij 1 Nr. 381 verglichen, die in einem Liederbuch von Jahre 1810 vorkommt, so hätte er ihre vollständige Identität zugestehen müssen. Überhaupt finden wir öfter so auffallende Ähnlichkeiten zwischen Gogols Stücken und den um 1800 entstandenen Liederbüchern, dass wir den Verdacht nicht los werden können, dass Gogol diese für seine Sammlung benutzt hat. Vgl. z. B. Nr. 1 mit Sobolevskij 2, 494 Nr. 348 (aus einem Liederbuch von 1791), bei Gogol fehlt V. 5; Nr. 2 mit Sobol. 1, 599 Nr. 501 (Liederbuch 1791), Nr. 3 mit Sobol. 5, 290 Nr. 374 (Liederbuch 1790), mně golovuška domoj bei Gogol ist wohl Fehler statt doloj); Nr. 9 mit Sobol. 7, 92 Nr. 28 (Liederbuch 1791), Nr. 17 mit Sobol. 2, 336 Nr. 399 (Liederbuch 1810; es sind zwei Verse bei Gogol ausgelassen, ein Vers lautet anders); Nr. 19 mit Sobol. 2, 364 Nr. 433 (Liederbuch 1780), Nr. 20 mit Sob. 7, 654 Nr. 764 (Liederbuch 1791), Nr. 22 mit Sobol. 7, 66 Nr. 60 (Liederbuch 1819), Nr. 23 mit Sobol. 2, 348 Nr. 414 (Liederbuch 1780), Nr. 29 mit Sobol. 5, 496 Nr. 638 (Liederbuch 1819), Nr. 44 mit Sobol. 2 S. 1 Nr. 1 (Liederbuch 1780), Nr. 45 mit Sobol. 2, 144 Nr. 169 (Liederbuch 1780); Nr. 48 mit Sobol. 5, 541 Nr. 696 (Liederbuch 1780, u ljubovnoj jego jabloňki bei Gogol statt ljubimoj ist wohl fehlerhaft). Nr. 51 mit Sob. 2, 198 Nr. 242 (Liederbuch 1780); wenn Gogol den in den Ring eingesetzten Achat stavočka nennt, so ist wohl ein Schreibfehler statt vstav[oč]ka, verschrieben ist von Gogol gleichfalls pjat' sot rublev golym deňgami statt goljem d.); Nr. 54 mit Sobol. 2, 457 Nr. 546 (Liederbuch 1780, zwei Verse ausgelassen), Nr. 57 mit Sobol. 7, 285 Nr. 320 (Liederbuch 1780, ein einziges Wort weicht ab, knut statt šelep) u. a. m. Es sind auch auffallende Identitäten mit Liedern späterer Sammlungen, so z. B. Nr. 104 mit Sobol. 5, 144 Nr. 191 (aus einer Sammlung vom Jahre 1837).

Über die neuen kleinen zwei- bis achtzeiligen gereimten Liedchen, die seit der Hälfte des 19. Jahrhunderts sich immer stärker verbreiten, schrieb A. M. Putincev einen kleinen selbständig erschienenen Aufsatz (Das Volkslied der neuen Zeit. Kasan. 12 S. Vgl. Etnograf. Obozr. 78, 154f.). Eine kleine Sammlung wurde einer ehemaligen Leibeigenen aus dem Gouv. Kursk, welche die schreckliche Willkür ihrer Herren vor der Aufhebung der Leibeigenschaft leiden musste, nachgeschrieben (Živaja Starina 17, 59—74. 219—231). Andere kleinere Sammlungen historischer und lyrischer Lieder aus dem Gouv. Saratov (Trudy Saratov. Uč. Archiv. Kom. 24, 129 ff.), aus dem Gouv. Pskov (Trudy Pskov. Archeolog. Obšč. 1907), aus dem Gouv. Livland (Sbornik uč.-liter. obšč. Jurjev. univers. 13, 76—93), aus

der Kosakenstation Naursk im Terekgebiet mit Melodien (Sbornik mat. kavkaz. 38, Abt. 2, S. 1—63), kurze Vierzeiler u. ä. sogen. častuški aus dem Bez. Jekaterinburg (Zap. Ural. Obšč. Ljub. 17, 332—342) veröffentlicht. Eine Sammlung von Liedern, Sprüchen, Wahrsagungen in der Weihnachtswoche und Aberglauben teilte P. Pervušin aus dem Bez. Kamyšl, Gouv. Perm, mit (ebd. 15, H. 1). In der berühmten Ordynskaja pustyň im Gouv. Smolensk wurde ein für die abgeschiedenen Seelen rezitiertes Gebet aufgezeichnet (Živ. Star. 17, 487 f.). Weiter wurden mitgeteilt Lieder, mit welchen sich die Braut vor der Hochzeit von den Eltern und Geschwistern, wie auch von ihren Freunden und Freundinnen verabschiedet aus der von einstigen Altgläubigen bewohnten Pfarrgemeinde Kurgomin, Bez. Šenkursk, Gouv. Archangelsk (Etnograf. Obozr. 74, 75—85), Klagelieder aus dem Gouv. Novgorod (ebd. 74, 87—94), eine Reihe Lieder aus dem Bez. und Gouv. Jenisejsk (Živ. Star. 17, 84—91).

Dem verflossenen Jahre haben wir eine der wertvollsten Märchensammlungen, welche in Russland überhaupt seit Afanasjev erschien, zu verdanken. Der durch seine Edition der epischen Volkslieder aus dem Flussgebiet der Petschora (1904; vgl. oben 15, 223) und andere Arbeiten bewährte Erforscher russischer Volksüberlieferungen N. E.087ončukov gab eine umfassende Sammlung nordrussischer Märchen aus den Gouv. Archangelsk und Olonec heraus (Zapiski der ethnographischen Abteilung der kais. russ. geograph. Ges. Bd. 33. St. Petersburg 1908. 45 + 646 S.). Den weitaus grössten Teil der Märchen hat der Herausgeber auf seinen Forschungsreisen im russischen Norden selbst aufgezeichnet (Nr. 1—64, 204—303), eine geringere Zahl hat er aus den Archiven der genannten Gesellschaft und der Akademie der Wissenschaften (Nr. 149—165) geschöpft oder von den Sammlern A. A. Šachmatov (Nr. 78—148) und M. M. Prišvin (Nr. 166—203 aus der Umgebung von Wygozero, nördlich vom Onegasee) bekommen. Die Sammlung Ončukovs wuchs noch während des Druckes an, da eine neue Reise ihm noch reichere Ausbeute brachte, als seine ursprüngliche Sammlung betrug. Die Aufzeichnungen stammen aus verschiedenen Zeiten, Šachmatovs aus dem Jahre 1884, Georgijevskijs von 1890, Ončukovs und Prišvins von 1901—1907. In der Niederschrift machen sich ziemlich starke Unterschiede geltend; doch ist es für nicht sprachwissenschaftliche Zwecke ziemlich gleichgültig, ob der Dialekt der Erzähler getreu wiedergegeben wurde, wenngleich in der Schriftsprache auch manche für den Märchenforscher nicht wertlose Nuance verloren geht. Der Herausgeber bekennt in der Einleitung offen, dass es ihm vielfach nicht möglich war, die Erzählungen ganz getreu wiederzugeben, da er oftmals auf der Reise im Wagen oder zu Schiffe nicht sofort schreiben konnte und die Erzählung erst später zu Papier bringen musste. Übrigens änderten auch diese von allem Verkehr fast abgeschlossenen Erzähler ihre Sprache und den Ton, sobald sie einen Herrn aus Petersburg vor sich hatten. Wichtiger ist eine andere Folge des verschiedenen Ursprunges der Märchen in dieser Sammlung: Ončukov selbst und dann auch Prišvin merken sorgfältig ihre Erzähler nebst biographischen Notizen an, andere unterlassen dies. Ončukov selbst gruppiert die Erzählungen nach den Erzählern, nicht nach dem Stoffe, die von anderen niedergeschriebenen nach den Sammlern. Sehr wertvoll sind die vom Herausgeber in der Einleitung zerstreuten Bemerkungen über Land und Leute, die Erzähler und ihre Erzählungsweise. Hier im Norden, besonders im Gebiete der Petschora, dessen Zentrum gegen 800 Werst von der Hauptstadt des Gouvernements entfernt ist und welches eine äusserst dünne, hauptsächlich von Fischerei und Jagd lebende Bevölkerung aufweist, findet Ončukov, wie ursprünglich Märchen erzählt wurden; je nach ihrem Inhalte werden sie ver-

schieden vorgetragen, das eigentliche Märchen mit seinen übermenschlichen Gestalten feierlich, aus dem Leben geschöpfte Novellen in der gewöhnlichen Umgangssprache, Anekdoten und Lügenmärchen scherzhaft. Die Märchenerzähler und Erzählerinnen bilden eine eigene, durch Intelligenz hervorragende Schicht der Bevölkerung, es sind vielfach poetisch und künstlerisch begabte Leute, Meister des Wortes. Auffallend ist die grosse Anzahl der erzählenden Frauen; doch haben sie nicht ihr eigenes Repertoir, höchstens erzählen sie vorzugsweise reine Kinder- und Tiermärchen. Freilich äussert sich in den von Frauen erzählten Märchen besonders Vorliebe für jene Seiten des Lebens, welche das Weib in erster Weise interessieren. Doch erzählen sie gern Märchen, welche gerade nicht schmeichelhaft für Frauen sind, von bösen und listigen Weibern, auf ungetreue Gattinnen blicken sie nachsichtig und ironisch; auch zynische, pornographische, undruckbare Schwänke erzählen sie manchmal ohne jede Scheu (vgl. S. 160). Unter den 43 Erzählern Ončukovs waren zehn Frauen mit 36 Märchen; Prišvin sammelte von zwei Frauen 20 Nummern, freilich vielfach recht kurze, von fünf Männern 18 Nummern; Šachmatovs Aufzeichnungen sind grösstenteils Frauen verschiedenen Alters nachgeschrieben, 55 Nummern, vielfach echte Märchen, bloss 14 Nummern Männern. Manche dieser von Frauen erzählten Märchen sind recht lang, wie Nr. 78 S. 202—213, eine übrigens nicht vollständige Variante zu Gonzenbach Nr. 29. Die in diesem Bande veröffentlichten Erzählungen sind natürlich nicht bloss Märchen in eigentlichem Sinne; einige sind in Prosa erzählte Heldenlieder, so Nr. 74 'Der Fürst, die Fürsten' (und die Nonnen) vgl. Markov, Bělomorskija byliny 612; Nr. 90 'Sadko' vgl. Markov 616; Nr. 97 'Die Brüder, Räuber und ihre Schwester' vgl. Markov 611; Nr. 98 'Die Mutter als Mörderin' vgl. Sobolevskij, Velikorus. nar. pěsni 1, Nr. 82—88; Nr. 125 'Zar Ivan Vasiljevič und sein Fjodor' vgl. Markov 613 und Ončukov Pečorskija byliny Nr. 49; Nr. 136 'Ilja Muromec'. Ausserdem wird auch ein religiöses episches Lied in Prosa erzählt, Nr. 75 'Zar Agapij und seine Tochter Elisabeth' ist eine Fassung einer beliebten Legende vom hl. Georg, vgl. Kirpičnikov, Sv. Georgij i Jegorij Chrabryj 176ff. Weiter kommen auch Ortssagen und Schatzsagen vor, Tiermärchen, wie Nr. 11 'Fuchs, Hahn und Kranich', Nr. 36 'Kater, Amsel und Hahn', Nr. 276 'Fuchs und Wolf', biblische Legenden u. ä. von Salomo Nr. 46, vom babylonischen Reich Nr. 48, Sagen von verschiedenen Wald- und Wassergeistern, vom Teufel, Vampyren, Zauberern und Hexen. Die Erzählungen wiederholen fast durchweg allgemein bekannte Motive und Stoffe, Novellen und Schwänke, die seit dem frühen Mittelalter ganz Europa unterhielten, von der Untreue der Frau in den mannigfachsten Variationen, die Kuhhaut wahrsagt die Untreue des Weibes in Nr. 14; der Bauer stellt sich blind, um die Untreue und Bosheit der Frau zu strafen, Nr. 50; der Mann findet einen Schatz und seine dumme plapperhaftige Frau; les trois bossus ménestrels Nr. 82; Teufel vom Weib überlistet Nr. 83, Meisterdieb Nr. 59, 92, 245, vom Dienstvertrag (wer sich zuerst ärgert, dem wird ein Riemen aus dem Rücken geschnitten) Nr. 42, 109; die kluge Dirne Nr. 49, von den drei Ratschlägen Nr. 85, u. a. m. Es ist mir hier nicht möglich, näher auf alle Erzählungen einzugehen, und ich hoffe darüber an einer anderen Stelle ausführlicher sprechen zu können. — Besondere Eingangsformeln haben diese nordrussischen Märchen sehr selten, so Nr. 8: „Es beginnt, es fängt an das berühmte Märchen, die Erzählung. In irgend einem Staate, in irgend einem Reiche, und zwar in dem, wo auch wir wohnen, an einem ebenen Orte, wie auf der Leinwand, lebte ein Zar, ein freier Mann. Dieser Zar war blind. Er hatte drei Söhne u. a.“ Ausführlich Nr. 11: „Es beginnt, es fängt an ein schönes Märchen, eine gute Erzählung, nicht vom

Braunen, nicht vom Grauen, nicht von der Frühlingsschwalbe, nicht vom Pfiff des Helden, nicht vom Furz des Weibes; die alte Greisin furzte, sieben Ziegel riss sie vom Backofen, das ist nicht das Märchen, ein Zusatz, das Märchen wird am Samstagabend sein.“ Ähnlich auch Nr. 10, 53. Der Erzähler von Nr. 166 sagt, von wem er sein Märchen erlernt hat: „Dem Himmel gegenüber auf der Erde lebte ein Alter in einem Dorfe, kannte ein halbes Hundert Märchen und eins erzählte er mir.“ Doch im ganzen sind solche Eingangsformeln vereinzelt. Häufiger kommen, wie auch sonst in russischen Märchen, Schlussformeln vor. Sie haben keine Beziehung zu dem erzählten Stoff und zeigen nicht das Verhältnis des Erzählers zu ihm, wie Nr. 27 S. 84: „Ich hatte einen blauen Rock, legte ihn unter den Balken, weiss nicht unter welchen“; ganz unsinnige Reimereien, wie Nr. 36 S. 100: „Das Märchen hat ein Ende, ein schiefes Los, einen Strohhof“, oder bloss: „Das Märchen ist zu Ende“ (Nr. 37, 39, 80, 116, 123, 130, 268), „Nun ist alles“ (Nr. 128), „Mehr ist nicht, also basta“ (Nr. 119), „Das ist alles, mehr scheint es ist nicht, ich weiss nicht“ (Nr. 129), „Und weiter ist nicht“ (Nr. 134. 135). Etwas ausführlicher S. 177: „Das Märchen ist aus, weiter kann ich nicht sprechen. Ich war dabei, trank Bier und Wein; das Bier war warm, floss am Schnurrbart entlang, aber kam nicht in den Mund“. Ähnlich 185, ganz kurz Nr. 225. Eine Frau variiert diese Schlussformel S. 219: „Das ist mein Märchen, das ist meine Erzählung. Gib Brot zu essen, ich war in der Stadt, trank Met, die Schale hatte ein Loch, der Mund war schief, an den Lippen floss alles herunter, in den Mund kam nichts“, ebenso Nr. 120, S. 291. Recht ausführlich schliesst die Erzählerin Nr. 85: „Ich war dort, trank Met und Bier, aber am Schnurrbart (!) floss es, in den Mund kam es nicht. Sie gaben mir ein Pferd aus Eis, einen Sattel aus Stroh, eine Peitsche aus Erbsen, einen blauen Rock (siň kaftan), eine rote Mütze, setzte mich und fuhr, aber das Vögelein schrie ‘siň kaftan’. Und ich meinte ‘Wirf ab’ (skiň) und warf; čorna šapka, čorna šapka (schwarze Mütze), aber ich meinte ‘cjorta’, nahm auch die und warf sie weg. Ich komme, das Badehaus brennt, ich ging also hinauf löschen, meine erbsene Peitsche pickten die Vögelein auf, der strohene Sattel verbrannte, das Eispferd zerfloss. Und so blieb mir nichts.“ Das ist eine ziemlich beliebte Schlussformel, ähnlich z. B. bei Afanasjev, Nar. rus. skazki[3] 1, 192. 2, 206. 386. Auch die Schlussformeln kommen nicht gerade häufig vor; in dieser grossen Sammlung bilden sie eine sehr schwache Minorität.

Ein Märchen von Ilja Muromec ist in den ‘Trudy’ der Saratower gel. Archiv-Com. Bd. 24, 124f. abgedruckt. V. Trachtenberg sammelte unter Sträflingen Beiträge zur Geheimsprache, auch Sprichwörter und Lieder, die aber eigentlich nicht zur Sträflingspoesie zu rechnen und als Kerkerprodukt anzusehen sind, und gab diese Materialien mit einer Einleitung des hervorragenden Linguisten J. A. Baudouin de Courtenay heraus: ‘Blatnaja muzyka. Žargon tjurmy’ (St. Petersburg 19 + 116 S.; vgl. Etnograf. Obozr. 77—78, 182ff.).

Zum Aberglauben und Brauch wurden einige wenige Beiträge geliefert; aus dem Gouv. Jaroslav verschiedener Aberglaube beim Ankauf von Haustieren, damit sie nicht an ihre frühere Stätte zurückkehren; der Ast, auf dem der Kuckuck sitzt, wird als Talisman von Jägern geschätzt (Etnograf. Obozr. 79, 137f.); anderer Aberglaube aus dem Bez. Jekaterinburg, Gouv. Perm (Zapiski der Uraler Ges. der Freunde der Naturwiss. 15, 54f.); aus dem Gouv. Smolensk vom Waldgeist (Lěšij); Wassermann, Nixen-Rusalki, d. h. Seelen der ertrunkenen, totgeborenen oder ungetauft verstorbenen Kinder (Živ. Star. 17, 3—16). In der Fortsetzung seiner ‘Skizzen aus Weissrussland’ schreibt A. Seržputovskij (ebd. 17, 25—33) über den Weichselzopf, seine Ursachen und Heilung, Viehzucht und besonders über

die bei dem Viehaustrieb im Frühjahr üblichen Gebräuche und Vorbedeutungen. Die letzteren beschreibt (ebd. 150ff.) ausführlicher N. Dobrovoljskij, wie auch die am Georgitag (den 23. April) üblichen Gebräuche. Es werden ausserdem noch die bei den Weissrussen üblichen Gebräuche in der Weihnachtswoche (Koljady) und zu der sommerlichen Sonnenwende (Kupalo) beschrieben (Etnograf. Obozr. 76—77, 158f.) mit unnötigen und unpassenden mythologischen Erklärungen. Das Fest von Mariä Verkündigung wird im Gouv. Tula sehr hoch gehalten, jede Arbeit ist streng verboten, sogar die Vögel lassen vom Bauen ihrer Nester ab; und mit dem Tag sind verschiedene Gebräuche und Prognostika verbunden (ebd. 78, 101f.). Gebräuche in der Pfingstwoche, Kränze winden und Ausschmückung der Birke werden aus dem Bez. Krassnoufimsk beschrieben (Zapiski der Uraler Ges. 15, 57—67).

Der Entwicklung der Ehe und der Familie widmet seit Jahren A. N. Maksimov seine Studien. Er veröffentlicht hierzu einige Beiträge, so 'Die Gruppenehe' (Etnograf. Obozr. 78, 1—48). Hier wirft er Morgan und seiner Schule vor, dass sie gewöhnlich unterliessen, die Verhältnisse, welche innerhalb der Gruppe entstanden, zu charakterisieren, ob diese Gruppenehe eine irgendwie stetige und feste Organisation sei, welche Beziehungen zwischen ihren Gliedern bestehen, welche Rechte ihnen vorbehalten, welche Pflichten ihnen auferlegt seien. Auch die von Howitt mitgeteilten Verhältnisse einiger australischer Stämme sind nach M. nicht entscheidend für diese Frage, obgleich man die bei Howitt beschriebenen Institutionen zweier Stämme noch 'Gruppenehe' nennen könnte. Der Verf. kritisiert ferner Berichte über das Eheleben verschiedener ostsibirischer Stämme, der Tschuktschen, Giljaken, einzelner Eskimostämme u. a., ohne schlagende Beweise für die 'Gruppenehe' zu finden. Höchstens könnte man einige Typen von Eheverhältnissen Gruppenehe nennen im Sinne des zeitweiligen Zusammenlebens eines Mannes mit mehreren Frauen, oder einer Frau mit mehreren Männern, aber diese in Australien, Nordostsibirien, im Nordwesten Amerikas auftretenden Typen sind voneinander ganz unabhängig und können nicht genetisch verbunden werden. In der Mehrzahl entstanden sie nach der Festsetzung der individualen Ehe und sind nicht als Reste einer älteren Organisation anzusehen. Die Theorie von der Gruppenehe als einem besonderen Stadium der Entwicklung hat keinen wissenschaftlichen Boden. In einem anderen Aufsatze untersucht derselbe Gelehrte die Verhaltungsmassregeln für den Mann wie die Frau zu den gegenseitigen Verwandten (ebd. 76—77, 1—77). Nach einer Kritik der bisherigen Erklärungsversuche beschreibt er die Gebräuche der nichtrussischen Völkerstämme Osteuropas und Nordasiens nach russischen Quellen, dann die der Völker anderer Weltteile, und zeigt, wie diese Gebräuche variieren. In Australien z. B. ist der Verkehr nur für den Mann eingeschränkt, ebenso auch in anderen Ländern, während bei den nichtrussischen Stämmen Osteuropas und des nördlichen Asiens grösstenteils der Verkehr der Frau eingeschränkt wird. Die Ursache dieser Gebräuche kann nicht in der Raubehe gesehen werden, da gerade dort nicht der Verkehr des Mannes eingeschränkt ist, wo wirklich Raubehe bestand. Ebensowenig will der Verf. darin Massregeln aus geschlechtlicher Vorsicht erblicken, da sie vorzugsweise den Beziehungen zu den älteren Verwandten gelten. Den Grund dieser Verkehrsformen findet er einerseits in der Achtung der Verwandtschaft der Frau (des Mannes), andererseits in der ungewohnten Stellung des hineingeheirateten Mannes (der zugeheirateten Frau) zur Familie der Frau (des Mannes), besonders wenn er (sie) Mitglied der fremden Familie wird und da nicht gleich 'anerkannt' wird; er pflichtet also der Erklärung Taylors bei. Maksimov bespricht endlich noch die

bei den Kamtschadalen und Korjaken schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beobachteten Heiratsgebräuche (ebd. 79, 127—133), wonach die Überwindung des von den verwandten Frauen gehüteten Mädchens und die Berührung ihrer Schamteile Eheschliessung bedeutete. Ausserdem werden Heiratsgebräuche und Aberglauben aus dem Gouv. Jaroslaw beschrieben (ebd. 75, 104 ff.), aus dem Bez. Šenkursk Pamjatnaja Knižka Archangel. gub. für 1907, aus der Stadt Jejsk Sbornik mat. Kavkaz. 36, Abt. 2, S. 35—71; eine bei der Brautschau übliche Rede teilt N. Ončukov mit (Živ. Star. 17, 261 ff.), ein Hochzeitslied (ebd. 121 f.). Als Beiträge zur Vergleichung der Hochzeits- und Ehebräuche merke ich noch die Beschreibung der Hochzeit bei den Dunganen im Bez. Pištek des Gebietes Semirěčensk von Th. B. Pojarkov (Etnograf. Obozr. 75, 1—68) und bei den Baschkiren des Bez. Jekaterinburg (ebd. 78, 78—87) an. Ebenso die Beschreibung eines phallischen Denkmals im Kloster Kotachevi, Gouv. Tiflis, und Reste phallischen Kultes (Živ. Star. 17, 56 f.).

Von dem Werke E. J. Jakuškins 'Das Gewohnheitsrecht, Materialien zur Bibliographie des Gewohnheitsrechtes' erschien der dritte Band (Moskau 1908, 4 + 546 S). Die Frage nach dem Ursprung des gemeinschaftlichen bäuerlichen Grundbesitzes wird verschieden beantwortet; A. Kaufman (Russkaja Mysl 1907. Bd. 10—12) erblickt darin die natürliche Evolution der bäuerlichen Verhältnisse, V. Sergějevič in einer eigenen Broschüre (St. Petersburg 1908. 15 S.) eine Folge der Regierungserlässe, um geringere Steuer zahlen zu können (vgl. Živ. Star. 17, 249). — Die russischen Sekten, in erster Reihe die Altgläubigen, sind fortwährend Gegenstand eingehender Studien. Vl. Bonč-Brujevič hat ihnen eine besondere Sammlung von Materialien gewidmet (St. Petersburg 1908, H. 1), tiefer hat sie D. Konovalov in einem sehr bemerkenswerten Werke zu ergründen versucht: 'Die religiöse Ekstase in dem russischen, mystischen Sektentum' (erster Band, Moskau 1908; vgl. Věstnik Jeorvpy 1909, 1, 848 ff.). Eine historische Skizze des Altgläubigen- und Sektentums schrieb V. Anderson (St. Petersburg 1908, 160 S.). Den Kampf der orthodoxen und katholischen Kirche berührt eine 'historische Legende der Pinčuken' (Živ. Star. 17, 427 ff.).

Allgemeine ethnographische Schilderungen, besonders des wirklichen Lebens der Bevölkerung sind immer verhältnismässig recht selten. Eine Beschreibung des Olonetzer Landes begann N. Šajžin; der erste Band behandelt die 'Materielle Kultur, das wirtschaftliche und häusliche Leben der Bevölkerung' (Pamjatnaja knižka Oloneckoj gub. na 1908 god, Petrozavodsk 1908). Einen kleinen Beitrag zur Ethnographie, d. i. zur Kolonisierung des russischen Nordens gab A. Markov (Etnogr. Obozr. 76—77, 157 f.). Über die Bereitung und den Gebrauchs des Essigs stellte D. Zelenin einige Nachrichten zusammen (ebd. 74, 71 f.). Die Frauentracht in den Dörfern bei der Stadt Kozelsk (Gouv. Kaluga) beschrieb E. Jeleonskaja (ebd. 78, 99 f.), ausserdem noch das Tongeschirr daselbst (ebd. 97 f.). Das Buch N. J. Privalovs 'Trommelähnliche Musikinstrumente des russischen Volkes' (63 S.) ist mir nur aus einer bibliographischen Notiz bekannt. Ein grösseres Werk über den 'russischen Pflug, seine Geschichte und Arten' schrieb Dm. Zelenin (hsg. vom statist. Komitee des Gouv. Vjatka 1908. 189 + 6 S.; vgl. Žurnal min. nar. prosv. N. S. 15, 464. Etnograf. Obozr. 75, 140).

Über geringe Fortschritte auf dem Gebiete der kleinrussischen Ethnographie klagt V. Danilov in einem Bericht über den 14. archäologischen Kongress in Černigov (Živ. Star. 17, 277 ff.). Es wurden auf ihm bloss drei Vorträge gehalten, welche die kleinrussische Volkskunde betreffen. A. Miller sprach über den Lotos im kleinrussischen Ornament und leitete ihn vom Oriente ab; S. Šeluchin

bestritt in seinem Vortrage über Klagelieder auf den Verstorbenen. die Existenz von bezahlten Klageweibern und behauptet, dass bei den Kleinrussen die Klagelieder ein Produkt individueller Schöpfungskraft seien, wogegen der genannte Berichterstatter polemisiert.

Zeitgemässe Studien über die Verbreitung der Kleinrussen bringt die Zs. 'Literaturno-naukovyj Vistnyk' 1907: es werden die Grenzen der kleinrussischen Bevölkerung, die Richtung ihrer Kolonisation bestimmt und gezeigt, dass das kleinrussische Element in den Städten verhältnismässig abnimmt, aber dass zugleich die Landbevölkerung in der Kolonisation nach Osten und Süden eine sehr bedeutende Lebenskraft äussert (vgl. Zap. tov. Šeš. 86. 156). Fedir Vovk führt anthropometrische Studien der Huzulen aus (Matér. pour l'ethnologie ukr.-ruthène 1—67) und zeigt, dass zwischen diesen und den anderen kleinrussischen Stämmen kein nennenswerter Unterschied besteht, dass es also unmöglich ist, sie anthropologisch nicht zu den Kleinrussen zu rechnen, wie sie auch den südwestlichen Slawen nahestehen. Ein ausführliches ethnographisches Bild zeichnet V. Babenko von der Bevölkerung des Jekaterinoslawer Landes (Jekaterinoslaw 1905. 4 + 144 S.); Dorf, Haus, Tracht, Beschäftigung, Gebräuche, besonders Hochzeit, Musik, Lieder, Volksmedizin und Aberglauben werden beschrieben.

Jul. Javorskij liefert einen Beitrag 'Zur Geschichte der karpato-russischen Volkskunde des 18. Jahrhunderts' (Sbornik istor. filol. vbšč. Charkov 18, 272—278), d. i. Excerpte aus alten westgalizischen Hss. über Zauberwesen, Verwünschungen gegen Kindersegen, Vorbedeutungen des Wetters. Zur kleinrussischen Volksdichtung sind einige Beiträge zu notieren. Ivan Franko setzt seine Studien über kleinrussische Volkslieder fort (Zapysky der Ševčenko-Ges. d. Wissen. 83, 5—30; vgl. oben 18, 328); er stellt zuerst eine Reihe von Liedern zusammen, deren Ursprung er wegen ihrer mehr oder weniger gleichen Form, der zwölfsilbigen Verse mit der Cäsur regelmässig nach der sechsten Silbe oder auch anders, in das 17. Jahrhundert versetzt, ferner Lieder in einem zehnsilbigen Verse, die er ebenfalls in diese Zeit rückt. Durch genaue Analyse des Inhalts und der Form sucht er diese Entstehungszeit in einer Reihe von Liedern festzustellen (Nr. 23—26). Mich. Hruševśkyj schrieb über 'Bajda-Vyšneveckyj in der Poesie und in der Geschichte' (Zap. der ukrainischen wissensch. Gesellschaft in Kijew 3, 108—139); das Volkslied selbst bespricht er nur nebenher; er berührt die Frage, warum der heldenhafte Magnat aus der Mitte des 16. Jahrhunderts den Beinamen 'Bajda' bekommen hat und sein Bild mit der Gestalt eines Zaporoger Kosaken zusammengefallen ist. Das Lied selbst hält er für 'historisch', wenigstens in typologischer Bedeutung. B. Hrinčenko versucht das Lied von Dorošenko und Konaševyč-Sahajdačnyj zu erklären (ebd. 1, 44—71). Er mustert die bisherigen Erklärungsversuche, warum zwei Kosakenhetmane des 17. Jahrhunderts, deren Todesjahre durch mehr als ein Menschenalter voneinander getrennt sind, als Zeitgenossen in diesem Liede angeführt werden, und findet es wunderbar, dass das Volk nicht die wirklichen ruhmreichen Taten Sahajdačnyjs im Gedächtnis behielt, sondern ein unbedeutendes Ereignis, die Auswechslung der Frau gegen eine Pfeife, besingt, und meint deshalb, dass in diesem Liede gar nicht der wirkliche historische Sahajdačnyj besungen werde. Das in einer Hs. vom Jahre 1713 aufgefundene Lied wurde wahrscheinlich von einem literarisch gebildeten Mann gedichtet und betraf ein anderes historisches Ereignis aus dem Jahre 1655; im Volksmunde veränderte es sich und nahm statt des älteren Schlusses den Umtausch der Frau durch Sahajdačnyj auf. Gegen diese Ausführungen polemisiert Iv. Kamanin (ebd. 2, 217—231) und hält seine schon früher geäusserte Ansicht

aufrecht, dass es doch Sahajdačnyj und zwar den Chotimer Feldzug 1621 betrifft. E. Tymčenko bestreitet (ebd. 2, 239ff.) die Ausführungen von M. Teršakoveć (Archiv f. slav. Phil. 29, 221 ff.) über den Einfluss des südslawischen Epos auf die kleinrussischen epischen Lieder. Ein anderes Lied aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welches die Ermordung eines Grossgrundbesitzers durch seine Leibeigenen besingt, untersucht V. Danilov (Živ. Star. 17, 17—24); es ist noch in der alten Weise verfasst, und der Name seines Dichters aus der Gegend, wo diese Tat geschah, hat sich im Volke erhalten. Das Interesse des vergleichenden Literaturforschers weckt die von V. Hnatjuk veröffentlichte 'Legende vom Ritter und dem Tode' (Zap. Ševč. 85, 140—158), ein halb volksmässiges, von einem Lemberger Setzer um die Mitte des 19. Jahrhunderts verfasstes Gedicht; H. beleuchtet den Zusammenhang der bei Klein- und Grossrussen sehr verbreiteten Legende mit den westeuropäischen, speziell deutschen Fassungen. V. Peretz teilt einige Lieder aus Hss. vom Anfange des 18. Jahrhunderts mit (ebd. 86, 141f.). Aus dem Nachlasse O. Kolbergs gab Jos. Tretiak die von dem verdienstvollen polnischen Ethnographen 1862 in Wolhynien gesammelten Gebräuche, Melodien und Lieder heraus (Krakau, Akad. 1907. 12 + 450 S.); eigentlich wird bloss die Hochzeit beschrieben, doch finden sich auch Märchen (vgl. die Rec. V. Hnatjuks, Zap. Ševč. 82, 228ff.). J. Novickij gab eine Sammlung 'Kleinrussischer, historischer Lieder aus dem Jekaterinoslaver Gouv.' heraus (Lětopis der Jekaterinoslaver Gel. Archiv-Com. 3, H. 4, S. 131—258), welche nach der Anzeige V. Hnatjuks (Zap. Ševč. 85, 221f.) die ältere Ausgabe desselben aus dem Jahre 1894 nur etwas vermehrt und vervollständigt wiederholt. Derselbe publizierte noch eine kleinere Sammlung 'Kleinrussisches und Zaporoger Altertum in den Denkmälern der Volksüberlieferungen' (Alexandrovsk 1907. 24 S.), einige Legenden und Volkserzählungen. Einige historische Lieder aus Wolhynien veröffentlicht Iv. Abramov (Živ. Star. 17, 347f.); Lieder aus der ungarischen und italienischen Revolution im Jahre 1849 sind in der Lemberger Zs. Svit 1907 Nr. 3 abgedruckt. Märchen wurden nur zwei mitgeteilt; das eine (Živ. Star. 17, 351) ist die weit verbreitete Legende, wie der Pfarrer in einer Ochsenhaut (oder als Teufel verkleidet) einem armen Bauern den Schatz ablistet, aber die Haut ihm anwächst (vgl. Arch. f. slav. Phil. 22, 306 Nr. 282; abgeschwächt bei Schullerus, Rumänische VM. Nr. 9). N. Korobka vergleicht eine im Gouv. Wolhynien aufgezeichnete Fassung der verbreiteten Legende 'Seit wann hörten die Leute auf, die Greise zu töten' (ebd. 17, 155ff.), vergleicht eine auf den Hervey-Inseln niedergeschriebene Fassung und lässt sich weitläufig über Benfeys Theorie vom Ursprung der Märchen aus, ohne sich nach andern russischen Fassungen oder in der Literatur umzusehen; er kennt weder R. Köhler, Kleine Schriften 2, 324, noch den Aufsatz des Referenten in dieser Zs. 8, 25f. Der erste Teil der Erzählung enthält ein sonst unvollständig oder wenigstens nicht in dieser Verbindung auftretendes Märchen von der Überlistung des Todes (vgl. Archiv f. slav. Phil. 19, 262 Nr. 229).

Zur Geschichte des Krippenspieles lieferten neue Beiträge Iv. Franko und V. Peretz (Zap. Ševč. 82, 30—52. 85, 5—20), ersterer teilt einige neue Texte mit; der zweite weist auf den Zusammenhang desselben mit der Ikonographie und zeigt, dass zu Anfang des 17. Jahrhunderts, vielleicht auch früher, die kleinrussische Ikonographie der Geburt Christi und der hl. drei Könige der westeuropäischen, katholischen näher stand.

Von der grossen Sammlung kleinrussischer Sprichwörter Ivan Frankos erschien das zweite Heft des zweiten Bandes (S. 301—612. Etnograf. Zbirnyk Bd. 24), womit der zweite Band abgeschlossen ist. Er umfasst die Schlagworte

Djity-Pjat. Mit dem dritten Bande hofft Franko sein Werk zu vollenden. Mittlerweile kommen ihm fortwährend neue Beiträge zu, teils neue, aus dem Volksmunde geschöpfte Sammlungen, teils ältere hsl. Sammlungen. Eine systematische Sammlung von Aberglauben und Gebräuchen der Bauernbevölkerung des Bez. Kupjansk, Gouv. Charkov, gab P. V. Ivanov heraus (Sbornik der Charkover hist.-philolog. Ges. 17. 216 + 10 S.). Im ersten Teil des Buches sind die abergläubischen Ansichten und Gebräuche nach den Wochentagen zusammengestellt, wobei zu bemerken ist, dass vier Tage der Woche personifiziert werden: ausser Sonntag, Mittwoch, Freitag auch Montag; auch ein Himmelsbrief wird mitgeteilt. Im zweiten grösseren Teil ist das Material nach den Festtagen von Weihnachten an geordnet. Ausser Aberglauben und Gebräuchen sind auch Lieder und verschiedene Legenden aufgenommen (vgl. Zap. Ševč. 88, 232f.). Z. Kuzelja teilt huzulischen Aberglauben über Gewitter, Hagelschlag nach Aufzeichnungen vom Jahre 1885 mit (Zap. Ševč. 86, 146ff.), darunter eine eigentümliche Sage: ein junges Mädchen bittet einen Fuhrmann, sie auf seinem Wagen zu verbergen und vor ihrem Verfolger, einem 15 Klafter hohen, schwarzen Mann, zu verleugnen; das Mädchen ist die Fruchtbarkeit, der Riese der Hunger; hätte er sie aufgegessen, so hätte sieben Jahre lang auf der Erde Hunger geherrscht. Volksgebräuche der Kosaken aus der Stanica Bekeševskaja beschreibt V. Vasiljkov (Sbornik kavkaz. 36, Abt. 2, S. 80—148), und zwar das Hochzeitsritual, das Weihnachtsfest mit seinen Liedern, Feste bei der Sommersonnenwende, ausserdem auch Legenden von der Erschaffung der Welt, vom jüngsten Gericht, Aberglauben vom Donner (durch den Donnerschlag tötet Gott die Teufel), vom Hausgeist, von einem Vogel Auerhahn, der Glück oder Unglück vorhersagt u. a. Orest Levyćkyj zeigte (Zapysky der Ukrain. Gel. Ges. Kiew 3, 98—107) auf Grund alter Akten, dass im 16. bis 17. Jahrhundert die kirchliche Trauung für sich keine entscheidende Bedeutung für die Eheschliessung hatte, ohne die Durchführung des hochzeitlichen Rituals; es war ein blosser religiöser Akt, so auch in den höheren Gesellschaftskreisen, in der Aristokratie der Ukraine. Erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts gelang es durchzusetzen, dass die kirchliche Feier als der entscheidende Hauptteil der Hochzeit vom Volke anerkannt wurde. Der zweite Teil des zehnten Bandes der 'Materialien zur ukrainisch-ruthenischen Ethnologie' bringt eine Reihe von Beschreibungen kleinrussischer Hochzeitsgebräuche bei den Bojken in Mšanec, Bez. Alt Sambor und in anderen von ihnen bewohnten Ortschaften von V. Hnatjuk, Jurij Kmit, Vol. Levynśkij und Z. Kuzelja; ausserdem in Kerestur Com. Bacs-Bodrogh in Südungarn von V. Hnatjuk. Dieser zeichnete seine beiden Beschreibungen im Ortsdialekt auf. Erwünscht wäre es, dass die Beschreibungen der Hochzeitsgebräuche alle nach demselben festen Plane ausgearbeitet würden, und dass diese Gleichheit auch innerlich durch gleiche Paragraphierung zum Ausdruck gebracht würde. Zur Trachtenforschung ist nur ein kleinerer Beitrag erschienen; Mich. Zabryćkyj beschreibt die obere wollene Kleidung der Ruthenen Galiziens (Matér. pour l'ethnologie ukr.-ruth. 10, Abt. 1, S. 69—104) und begleitet seine Beschreibung mit zahlreichen, auch farbigen Illustrationen. Eine kurze Skizze des kleinrussisschen Ornamentes gibt Mik. Biljaševśkyj (Zapysky der ukrain. gel. Ges. in Kiew 3, 40—53); nach einer Übersicht der bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete entwirft er ein Programm für künftige intensivere Arbeit.

Prag. Georg Polívka.

Neuere Märchenliteratur.

In weiteren Kreisen der Gebildeten sucht Thimme[1]) durch ein fleissig und mit unverkennbarem Geschick gearbeitetes Handbuch Verständnis für das Wesen und Werden der Volksmärchen zu erwecken und zu eigenem Studium anzuregen. Er zeigt bei der Wiedergabe der Ansichten der verschiedenen Forscher im ganzen massvolles Urteil, obschon er in seiner Polemik wider Benfeys Theorie vom indischen Ursprunge der Märchen dessen Hauptverdienst, den Nachweis der Wanderung des Pantschatantra von Land zu Land, verschweigt, und er versteht auch, wenngleich man hie und da einen treffenderen Ausdruck, eine schärfere Begriffsbestimmung wünschte, anschaulich darzustellen. Dies gilt namentlich für die von der Sammlung der Brüder Grimm ausgehende Charakteristik des Märchens, die auch durch Eingehen ins Detail fasslich wird. Er teilt die Märchenmotive ein in ethnologische (Kannibalismus, Menschenopfer, Brautraub, verstossene Frau, falsche Braut, jüngster Bruder), mythische (Totenreich, Wanderung ins Jenseits, Verwandlung in Blumen, Entzauberung), Traum- (Zauberschlaf, Vergessen, Alpdrücken, unlösbare Aufgaben) und Charaktermotive (Klugheit, Dummheit, Stärke, Unglück, Faulheit, Lügen, Demut) und scheidet davon die mehr beiläufigen märchenhaften Züge (Wunschdinge und Attribute bestimmter Stände). Neben den eigentlichen Märchen mit mythischem Motiv betrachtet er die volkstümliche Erzählung, in der das Gewicht auf der menschlichen Charakterzeichnung liegt, und die wunderbare Abenteuer häufende Novelle und betont neben der Veränderlichkeit der letzteren die Stabilität anderer Stoffe (Schlaraffenland, Dornröschen, Goldener). Hübsche Beobachtungen sind in den letzten Abschnitten über die Gestalten der niedren Mythologie (Riesen, Hexen, Feen), die Tiere, Liebe und Sittlichkeit, nationale Besonderheiten (Landsknechte, keine Ritter; Wirte; Speise und Trank) und kindliche Anschauung (glückliches Ende) niedergelegt. Dagegen bringt die angehängte Bibliographie, statt sich auf wirklich echte und wertvolle Sammlungen und Untersuchungen zu beschränken, auch manche unnütze (Sagen, Lieder, Kunstmärchen; S. 200 Löhrs Verdeutschung eines Märchens der Gräfin D'Aulnoy als wissenschaftliche Arbeit) oder ungenau zitierte Bücher und selbst nie erschienene Werke. — Hier tritt zum Glück hilfreich ein John Meiers[2]) in zweiter Auflage erschienene vortreffliche Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie, die ausser den Volksliedern, Sprichwörtern, Rätseln und Schauspielen auf S. 1219—1258 auch eine reichhaltige Bibliographie der Sagen und Märchen enthält. Sie verzeichnet nach den Untersuchungen die allgemeinen und die landschaftlichen Sammlungen und ordnet innerhalb dieser Gruppen alphabetisch. Man kann es nur dankbar begrüssen, dass populäre und unwichtige Berichte dabei durchweg ausgeschieden sind. — Von Olriks[3]) feinsinniger und hochbedeutsamer Arbeit über die Biologie der Sage und die von ihm erschlossenen Gesetze der epischen Volksdichtung, die bereits oben 18, 450 erwähnt ward, ist eine deutsche Bearbeitung erschienen, die hoffentlich gemäss dem am Schlusse ausgesprochenen Wunsche viele Forscher zur empirischen Beobachtung und Nachprüfung antreibt. — Eine immerhin beachtenswerte Anregung gibt der Schweizer

---

1) A. Thimme, Das Märchen. Leipzig, W. Heims 1909. VII, 201 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 2).

2) John Meier, Deutsche und niederländische Volkspoesie (H. Pauls Grundriss der germanischen Philologie, 2. Aufl. 2, 1, 1178–1297). Strassburg, Trübner 1909.

3) A. Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung (Zs. f. dtsch. Altertum 51, 1–12). — Astrid Lund, Indiansk sagndigtning og de episke love (Danske Studier 1908, 175—188).

Psychiater Riklin[1]) durch eine Vergleichung der im Traum und in psychopathischen Zuständen erscheinenden Symbolik mit der im Märchen zutage tretenden primitiven dichterischen Produktion. Er gewahrt in den Erzählungen von Zaubergaben, vom Tränenkrüglein, von dem zu Königsehren emporsteigenden Dummling Wunschträume, im Froschkönig, Aschenbrödel, Vergessenheitstrank, in der Empfängnis durch einen verschluckten Fisch usw. sexuelle Wünsche und Theorien, wie sie den berufsmässigen Beobachtern der Geisteskrankheiten wohlbekannt sind. Hätte der Vf. aber die Märchenforschungen Laistners, v. d. Leyens u. a. gekannt, so würde er seine aus einem nicht eben umfangreichen Material gewonnenen Schlüsse wohl hie und da modifiziert haben. — Zu den seltsamsten Vertretern der mythologischen Forschung gehört Friedrichs[2]), der in einem dickleibigen Buche ganz neue Aufschlüsse über den Ursprung der Märchen zu geben verheisst. Verächtlich blickt er auf die Toren, die in diesen vor allem das Walten schöpferischer Phantasie erkennen; auch Benfey, De Gubernatis, E. H. Meyer, E. Krause, Bugge, Winckler finden keine Gnade vor seinen Augen; er allein besitzt in der Astralmythologie die Wünschelrute, die den verborgenen Sinn der Grimmschen Märchen erschliesst: jeder einzelne Zug darin ist längst am gestirnten Himmel zu schauen, und viel deutlicher, als noch Siecke es ahnte. Die beiden Wandrer z. B. sind der Morgen- und der Abendstern, die drei Brüder bedeuten Sonne, Mond und Venus, sieben natürlich die Wochentage, zwölf die Monate; drei Schwestern bedeuten die Sonnenaurora, Mondaurora und Venusaurora[!]. Doch lassen wir den Vf. selber reden: „Hänsel und Gretel fanden den Weg nicht nach Hause, denn die Sonnenvögel hatten die Mondphasen, welche Hans als Brotkrumen auf den Weg gestreut hatte, bei der Mondabnahme aufgefressen ... Das Häuschen der Sonnenhexe war aus Sonnenscheiben als Brot, aus Mondscheiben als Kuchen und aus Venusscheiben als Zucker erbaut. In der verdunkelten Venus als einem Stalle sass Hänsel bei der alten Hexe und steckte, um sie zu täuschen, nicht den Morgenstern als seinen Finger, sondern einen andern Stern als ein Knöchelchen aus dem Stalle. Als Backofen besass die alte Hexe den schwarzen Nachthimmel zur Neumondszeit oder die schwarze Nachtsonne, worin die rote Abend- und die rote Morgensonne während der Nacht als Feuer brannten. Als der Abendstern am Himmel erschien, schob Gretel als Abendsternaurora die alte Hexe in ihren eigenen Ofen und verbrannte sie“ (S. 135f.). Sneewittchen hatte die Nachtsonne als schwarzes Haar, den Morgenstern als blühende Gesichtsfarbe und den Vollmond als weisse Leibesfarbe (S. 59). Der Trommler hat den Mond als linke, die Sonne als rechte Backe; der Kuss, durch den er seine Braut vergisst, ist das Eingehen der Venus in den Mond (S. 102). In dieser Weise werden 58 Märchen, 29 Sagen der Edda und einige andre Sagen erläutert. Schade um das schöne Papier! — Eine hocherfreuliche Erscheinung ist dagegen der zweite Band von Dähnhardts[3]) 'Natursagen'. Mit derselben umfassenden Belesenheit wie in dem oben 18, 224. 451 gerühmten ersten Bande stellt der Vf. hier die europäischen und aussereuropäischen Volkssagen, welche an die Persönlichkeiten des Neuen Testamentes anknüpfen,

1) F. Riklin, Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen, eine Studie. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1908. 96 S. 3 Mk.

2) G. Friedrichs, Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen. Leipzig, W. Heims 1909. XV, 495 S. gr. 8°. 12 Mk.

3) O. Dähnhardt, Natursagen, eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, Bd. 2: Sagen zum Neuen Testament. Leipzig, Teubner 1909. XVI, 316 S. 8 Mk.

zusammen und zeigt, wie neben der Geburts- und der Lebensgeschichte Jesu besonders seine Wanderungen mit Petrus und die Gestalten Marias, Josephs und des Verräters Judas die schöpferische Volksphantasie beschäftigten. Da erfahren wir, wie erst Jesus die Gestirne, die Affen, die Schäferhunde, die Fledermäuse, die Biene, die Flöhe erschaffen hat, oder woher der stete Hunger des Pferdes, das schiefe Maul der Flunder, der rote Fleck auf manchen Fischen, Vögeln und Pflanzen, die Knorren in den Bäumen, das Zittern der Espe stammt; ausser solchen Natursagen sind indes auch schwankhafte Erzählungen von der Bestrafung Fauler, Geiziger oder Unbarmherziger aufgenommen, wie sie besonders im 16. Jahrhundert mit Vorliebe an die Person Christi und Petri angehängt wurden (Wickram, Werke 2, XXIII. 8, XLIV), und die Übertragungen der einzelnen Märchen auf andre Personen berücksichtigt. Wie im ersten Bande geht D. auch hier weit über den Charakter einer Materialsammlung hinaus, indem er die literarischen Quellen der Volkssagen in den teilweise aus gnostischen, jüdischen, islamitischen und selbst buddhistischen Elementen entstandenen Legenden nachweist und z. B. den Zusammenhang zwischen der Kreuzholz- und der Baldersage untersucht. Zu den in christliches Gewand gekleideten antiken Fabeln von den Kindern der Äffin (S. 242) und von Philemon und Baucis (S. 133) möchte ich noch die der Arachne hinzufügen, die in dem S. 253 berichteten Wettstreit zwischen Maria und der Spinne nachzuklingen scheint. Es ist eine wahre Freude, die reichen Stoffmassen, die auch viele bisher unübersetzte oder ungedruckte slawische, finnische und maltesische Stücke enthalten, in so übersichtlicher Anordnung und mit sachkundiger Erläuterung zu studieren. — Gerade fünfzig Jahre sind vergangen, seit die Märchenforschung eine mächtige Förderung erhielt durch Theodor Benfeys Werk über das indische Pantschatantra. Mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und scharfsinniger Methode verfolgte der Einleitungsband die Geschichte vieler orientalischer und europäischer Erzählungsstoffe und wies ihre älteste Form in Indien nach. Und wenn hier für die Heimat und Wanderung vieler (natürlich nicht aller) Märchen Resultate gewonnen wurden, die trotz mancher Anfechtungen noch heut bestehen, so ist das um so mehr anzuerkennen, als die Grundlagen seiner Übersetzung des Pantschatantra noch ziemlich dürftig waren; die jungen, stark umgearbeiteten indischen Fassungen, aus denen er schöpfen musste, standen vielfach hinter der im 6. Jahrhundert angefertigten persischen Übersetzung des Barzoî und den darauf beruhenden weiteren Übersetzungen zurück. In langjähriger Bemühung hat nun J. Hertel[1]) das gesamte in Indien und Europa auftreibende hsl. Material durchforscht und die im Śāradā-Alphabet geschriebene älteste Fassung, das Tantrākhyāyika, in mehreren einander ergänzenden Hss. aufgefunden. Der bereits im Druck befindlichen kritischen Ausgabe schickt er die Verdeutschung mit ausführlicher Einleitung voraus, die er pietätvoll Benfeys Andenken gewidmet hat. Die wichtigsten Ergebnisse der weitverzweigten Untersuchung sind folgende: das Tantrākhyāyika (d. h. aus Erzählungen von Klugheitsfällen bestehendes Lehrbuch), das älteste auf uns gekommene Werk der indischen Kunstdichtung, ist um 200 v. Chr. in Kaschmir von einem Brahmanen in Sanskritsprache als ein Lehrbuch weltlicher Klugheit für Königssöhne verfasst, ist also nicht, wie Benfey glaubte, buddhistischen Ursprungs. Es enthält fünf Bücher nebst einer Einleitung, daher der spätere Titel Pañcatantra (fünf Klugheitsfälle). Jedes Buch beginnt mit einer Rahmenerzählung, in die mehrere Tierfabeln oder

1) J. Hertel, Tantrākhyāyika, die älteste Fassung des Pañcatantra, aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen, 1. Teil: Einleitung. 2. Teil: Übersetzung und Anmerkungen. Leipzig, Teubner 1909. X, 159. IV, 159 S. gr. 8°. 12 Mk.

Novellen eingeflochten sind; das erste berichtet, wie die Freunde Löwe und Stier durch zwei Schakale entzweit werden, das zweite, wie die Krähe um die Freundschaft der klugen Maus wirbt, das dritte von dem Kriege der Raben wider die Eulen, das vierte, wie der Affe das treulose Krokodil überlistet, das fünfte, wie ein Brahmane unbedacht das treue Ichneumon tötet. Überall kommt der Kluge zu Glück, der Dumme zu Schaden; der Verfasser will eben nicht Moral (dharma) lehren, sondern List (nīti). Populär ward das Werk erst durch die späteren Überarbeitungen. Auf einen im Nordwesten Indiens gemachten Auszug geht das südliche Pañcatantra und das Hitōpadēśa zurück; um 1000 entstand im Nordwesten eine Jaina-Bearbeitung, der sog. Textus simplicior (deutsch von Fritze 1884), den der Jaina-mönch Pūrṇabhadra 1199 nebst andern Quellen zu seinem Textus ornatior (deutsch von R. Schmidt 1901) benutzte; die metrischen Auszüge, die Kṣēmēndra (Mańkowski 1892) und Somadeva im 11. Jahrhundert verfassten, gehen auf das verschollene grosse Märchenwerk Bṛhatkathā zurück. Übrigens bezeichnet Hertel auch schon in beiden Rezensionen seines ältesten Textes verschiedene Geschichten aus stilistischen und inhaltlichen Gründen als Interpolationen, darunter den bestraften Zwiebeldieb (4, 1). Die komplizierten Abhängigkeitsverhältnisse der verschiedenen Fassungen hat er nicht nur in einem Stammbaume (1, 40), sondern auch in praktisch eingerichteten Tabellen eines einzelnen Abschnittes (1, 70—87) und sämtlicher Erzählungen und Strophen (1, 100—126) dargelegt. An Stelle der Benfeyschen Untersuchungen über die Wandrungen und Wandlungen der einzelnen Erzählungen gibt er 1, 126—141 ein sehr nützliches, wenngleich der Vermehrung fähiges Parallelenverzeichnis. — Wie weit sich spätere Bearbeitungen des Pañcatantra in Auswahl, Anordnung und Tendenz vom Original entfernen, zeigt der Bericht des französischen Militärarztes Brengues[1]) über das im Laos abgefasste Mulla-tantai (? das echte Tantra), dem Hertel Bemerkungen beigegeben hat. Die Einleitung entspricht der 1001 Nacht, und die 15 mitgeteilten Erzählungen, die zumeist auf den Textus simplicior zurückgehen, wandeln der buddhistischen Lehre gemäss die politischen Vorschriften in moralische um. — Über die Rahmenerzählung der 1001 Nacht verbreitet sich Cosquin[2]) in einem gründlichen Aufsatze, der de Goejes vielfach beifällig aufgenommene Hypothese eines engen Zusammenhanges derselben mit dem biblischen Buch Esther unter die Lupe nimmt. Er unterscheidet drei Teile: 1. den betrogenen Gatten, der sich tröstet, als er des Königs gleiches Schicksal gewahrt, 2. die Frau in der Kiste, die des Dämons Wachsamkeit täuscht, 3. die kluge Jungfrau, die durch Märchenerzählen ihr Leben rettet, und weist alle drei Teile ebenso wie die Technik der Rahmenerzählung im alten Indien nach[3]), so dass Persien nur eine Vermittlerrolle zwischen Indern und Arabern gespielt haben kann. Ohne die Frage zu berühren, wie weit das Buch Esther historische Fakta berichte, zeigt er, dass die phantastischen Entlehnungen Masûdis und andrer Chronisten aus der jüdischen Tradition

---

1) J. Brengues, Une version laotienne du Pañcatantra. J. Hertel, Le Mulla-tantai et le Pañcatantra. Paris 1909. 82 S. (aus Journal asiatique 1908, 357—434).

2) E. Cosquin, Le prologue-cadre des Mille et une nuits, les légendes perses et le livre d'Esther. Paris, V. Lecoffre 1909. 80 S. (aus Revue biblique 1909). — Vgl. Gaudefroy-Demombynes, Le cadre des Cent-et-une nuits (Revue des trad. pop. 24, 209—218).

3) Den 1. Teil in dem bereits 251 ins Chinesische übersetzten Tripitaka (Chavannes, Actes du 14. congrès des orientalistes 1905 5. sect., p. 127); zum 2. vgl. noch den oben 15, 229 und 19, 88 angeführten Frauenlob und Kṣēmēndra; zur Geschichte der Rahmenerzählung v. d. Leyen, Archiv f. neuere Spr. 115, 275.

keinen Glauben verdienen, dass die in den persischen Königslisten vorkommenden Namen Tšihr-āzād und Dīn-āzād, die de Goeje an die Erzählerin Scheherazade und ihre Schwester erinnerten, blosse Titel (von edler Geburt, von edler Religion) sind und dass die Handlung selbst in beiden Erzählungen durchaus abweicht. Somit bleibt von einer gemeinsamen persischen Grundlage derselben nichts übrig, und ebensowenig vermag Haupt einen Zusammenhang mit der Geschichte der Phaidyme, die nach Herodot den Pseudo-Smerdis entlarvte, glaublich zu machen. — Die Wanderung der Geschichte der sieben weisen Meister vom Orient nach Westeuropa schildert Campbell[1]) in der Einleitung zu seiner Ausgabe der englischen Version auf Grund der neueren Forschungen, unter denen er leider den 1904 erschienenen achten Band von Chauvins Bibliographie arabe übersehen hat; auf S. LXXVIII bis CXIV verzeichnet er 'some originals and analogues' der eingelegten Novellen.

Berlin. Johannes Bolte.

(Fortsetzung folgt.)

Landeskunde der Provinz Brandenburg, unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielke (fünf Bände mit etwa 1000 Abbildungen, zahlreichen Spezialkarten und der grossen fünffarbigen Karte der Provinz Brandenburg 1 : 300 000. 20 Mk.) Band 1: Die Natur, von G. Schwalbe, Eduard Zache, Paul Graebner und Karl Eckstein. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 400 S. mit 100 Abb. und fünf Karten. 4 Mk.

Die 'Landeskunde der Provinz Brandenburg' ist eine in grossem Stile angelegte Heimatskunde, die von einer Reihe berufener Fachgelehrter bearbeitet wird. Sie wendet sich an die verschiedensten Kreise der Bevölkerung und bietet alles Wissenswerte über Natur und Geschichte, Kultur und Sprache der Mark auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in lebendiger, leicht verständlicher Darstellung, die durch sehr zahlreiche Abbildungen und Karten unterstützt wird. Die fünf Bände des Werkes, das dem Kaiser gewidmet ist und mit Unterstützung des Provinziallandtages herausgegeben wird, sollen bis zum Jahre 1911 erscheinen. Gewiss ein mit Freuden zu begrüssendes, höchst dankenswertes Unternehmen. Ist doch die Mark in naturhistorischer, wie geschichtlicher Hinsicht ein Schauplatz denkwürdiger Vorgänge, ein Grenzgebiet, auf dem Gegensätze mannigfacher Art einander bekämpft und miteinander sich ausgeglichen haben.

Der fertig vorliegende Band 1, 'Die Natur', wird durch eine Abhandlung über das Klima von Dr. G. Schwalbe eingeleitet, welche die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse der Mark, die Sonnenscheindauer, die Niederschläge, Wind- und Luftdruckverteilung und die säkularen Schwankungen der Witterung bespricht und zahlreiche Tabellen enthält. Die Mark stellt sich als ein klimatisches Übergangsgebiet dar, in welchem nach Osten zu mehr und mehr der Charakter des Kontinentalklimas überwiegt. Bemerkenswert ist, dass die verhältnismässige Trockenheit der Mark (etwa 550 *mm* jährlicher Niederschlag) darin einen Ausgleich findet, dass der Hauptanteil des Regens im Sommer fällt, also zu der Zeit, wo die Vegetation seiner am meisten bedarf.

Der Boden der Mark, den Prof. Dr. Eduard Zache im zweiten Abschnitte des Bandes behandelt, gehört bekanntlich zum grössten Teile der Formation des

---

1) The seven sages of Rome, edited from the mss. with introduction, notes and glossary by Killis Campbell. Boston, Ginn & Co. 1907. CXIV, 217 S.

Diluviums an und ist seit 50 Jahren Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Forschung. Die grossen Granitfindlinge haben hier zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen erregt, aber erst das Studium der Moränenbildung und die richtige Deutung der Schrammen auf den Kalkfelsen von Rüdersdorf begründeten endgültig die Inlandeistheorie, die hier mit ihren Einzelheiten und Ergebnissen ausführlich dargelegt wird. Es schliesst sich eine geologische Darstellung der einzelnen Landschaften an. Dem Aufsatze ist eine geologische Karte der Provinz von Geh. Bergrat Prof. Dr. K. Keilhack beigegeben, die sehr anschaulich die Verteilung des Diluviums und Alluviums zeigt und die wenigen Punkte erkennen lässt, an denen ältere Formationen an die Oberfläche heranreichen, wie der Rüdersdorfer Muschelkalk und die silurische Grauwacke von Senftenberg.

Der botanische Teil (die Pflanze, von Dr. Paul Graebner) lehrt uns die Provinz Brandenburg als einen Grenzbezirk zweier Florengebiete kennen; es begegnen sich hier die Heideflora mit ihren zahlreichen in Westeuropa heimischen Arten und die Flora der sonnigen Hügel, die als Ausläufer der ungarischen und südrussischen Steppen angesehen werden kann. Sehr reichhaltig ist daher das Verzeichnis der Pflanzen, die innerhalb der Provinz eine Grenze ihres Vorkommens erreichen. Besonderes Interesse erweckt die Besprechung der ausgestorbenen und selten gewordenen Arten, sowie der sehr zahlreichen Einwanderer. Um nur einige amerikanische Pflanzen zu nennen: Akazie und Eschenahorn, Nachtkerze, Knopfkraut und die berüchtigte Wasserpest haben sich längst volles Bürgerrecht unter unsern wild wachsenden Arten erworben. Ein Überblick über die gesamte Flora, geordnet nach Pflanzenvereinen, wie die verschiedenen Wachstumsbedingungen des Feldes, der Wiese, des Waldes, des Moores und des Wassers sie hervorbringen, schliesst den Abschnitt ab.

In ähnlicher Weise gruppiert im letzten Teile ('Das Tier') Prof. Dr. Karl Eckstein die märkische Tierwelt nach ihren Lebensgemeinschaften und bespricht die Bewohner der Dörfer und Städte, des Feld- und Wiesenlandes, des Wassers und des Waldes. Aus der Fülle des Dargebotenen sei hervorgehoben die anziehende Schilderung der Lebensgewohnheiten und der Verbreitung der für die Mark charakteristischen Wasser- und Uferbewohner, insbesondere der Fische und Vögel; ferner der Abschnitt über die jagdbaren Tiere des Waldes und die forstschädlichen Käfer und Schmetterlinge.

Eine sehr wertvolle Beigabe bildet die grosse fünffarbige Karte der Mark Brandenburg (1 : 300 000), die jedem Abnehmer des ganzes Werkes mit dem ersten Bande zugleich geliefert wird.

Berlin. Karl Beucke.

Arnold van Gennep, Les rites de passage. Etude systématique des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons etc. — Paris, Librairie Critique (Emile Noury) 1909. II + 288 S. 5 Fr.

Das Hauptverdienst des gelehrten Werkes besteht in der Tat darin, dass es eine 'systematische Studie' ist. Der Verf. zielt auf 'des cycles culturels et des aires de civilisation' (S. 274) ab und fasst insbesondere je drei Riten zu je einem solchen Cyklus zusammen: solche der Annäherung, der Schwelle, der Überschreitung der Schwelle. Auf 'les marges' (S. 275), die Rand- oder Schwellen-

stufe legt er besonderes Gewicht. Diese Dreiheit verfolgt er nun, wie schon der einer Inhaltsangabe gleichende Titel anzeigt, durch eine grosse Reihe von Anwendungen. Schon das wirkliche, materielle Überschreiten einer Schwelle (S. 24f.) ist von Zeremonien begleitet — wie viel mehr das Überschreiten der geheimnisvollen Schwelle des Lebens (S. 57f.)! Jede Einweihung aber wird mit selbstverständlicher Feierlichkeit ausgestattet (S. 93f.). Es ist dies der Abschnitt, in dem v. G. am meisten zu selbständigen Ergebnissen gelangt (Abweisung der allgemeinen Theorien von Schurtz und Webster S. 94. 160, wie früher über die von Hubert und Mauss S. 3 Anm. 161 Anm.). Die Unterscheidung von physischer und sozialer Pubertät (S. 100) scheint mir wichtig, wobei freilich doch wieder das grosse Schwanken des tatsächlichen Eintritts der Geschlechtsreife (interessante statistische Angaben) durch die 'zeremoniellen Synchronismen' (S. 200) aufgehoben wird: man kommt doch zu einer auf die ungefähre Mannbarkeitsepoche gestützten Festsetzung der Jugendweihe. Für die Ehe behauptet v. G. (S. 165f.) einen rein sozialen Ursprung (S. 167, vgl. 198) und deutet ihre Zeremonien durchweg im Sinne der 'aggrégation des deux familles' (S. 174), was doch schwerlich richtig ist, da von einer dauernden Verbindung der beiden Sippen durch Verschwägerung kaum die Rede sein kann. Es geht doch wohl überall das eine Glied in die neue Familie einfach über; so dass des Verf. Polemik gegen die Raubehe (S. 179) wohl auch über das Ziel hinausschiesst. Andere wichtige universelle Formen des Ritus sind die Taufe (S. 109f.), die Beerdigung (S. 209; den Toten am wiederholten Sterben hindern? S. 228), der 'Ritus des ersten Mals' (S. 253), schliesslich auch die von Jahreswechsel und Mondwechsel (S. 254, 258).

Fragen wir nun aber nach der prinzipiellen Bedeutung der Untersuchung, so möchten wir sie doch nicht allzu hoch anschlagen. Zunächst ist der Begriff des 'kulturellen Zyklus' so schwankend wie der der Ritengruppe. Ist nicht fast jeder etwas umfänglichere Kultgebrauch leicht in drei Teile zu spalten? Der Priester nähert sich dem Altar, vollzieht das Opfer, bereitet das Mahl; oder er ruft den Gott an, begrüsst seine Nähe, verabschiedet sich. Lässt sich in dieser Allgemeinheit der dreiteiligen Zeremonien wirklich noch etwas Spezifisches feststellen? Dem Verf. wenigstens ist es nicht gelungen; denn die schliessliche Aufnahme in irgend eine Gemeinschaft der Lebenden oder der Toten liegt ja in der Definition selbst eingeschlossen.

Ferner wenn v. G. (S. 102) die höchst notwendige Parole ausgibt: 'Nicht isolieren!' so fragt sich, ob er selbst ihr gehorcht. Schliesslich isoliert doch auch er wieder die Übergangsriten von den übrigen national oder historisch bedingten Gebräuchen (soweit denn andere Riten überhaupt übrig bleiben). Wenn er z. B. mit besonderem Nachdruck (S. 100f.) die Beschneidung als eine beliebige Aufnahmezeremonie ansieht, so wird die überragende Bedeutung, die sie bei verschiedenen Völkern tatsächlich gewonnen hat, dadurch nicht klarer. Ähnliches liesse sich z. B. von der Taufe sagen, die durch die Vorstellung der Reinigung über die Geltung einer einfachen Initiation hinausgewachsen ist.

Der Verf. rechnet sich (S. 8) zu der neuen 'dynamischen Schule' der folkloristischen Mythologen, die unbeseelte Kräfte von 'Geistern' scheiden. Aber wenn ich auf die prinzipielle Bedeutung dieser Unterscheidung auch hier nicht eingehen kann (es soll an anderer Stelle geschehen), das möchte ich doch gleich aussprechen: in der Überschätzung der Kultgebräuche sind sie sich jetzt fast alle gleich, 'Animisten' oder 'Dynamiker' — Ritualisten sind sie alle.

Berlin. Richard M. Meyer.

Notizen.

J. K. Brechenmacher, Hartmann von Siebeneichen. Schürfungen auf dem Grenzgebiete von Geschichte und Sage. Stuttgart, Magazin für Pädagogik 1909. 16 S. — Die Erzählung von dem Ritter, der sich 1168 in Susa für den verkleidet entfliehenden Kaiser Barbarossa töten lässt, scheint aus Paulus Diaconus Bericht über Perktarit entnommen zu sein und ist auch auf einen 1250 in Regensburg sich für Konrad IV. opfernden Ritter übertragen worden.

J. Endt, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Der Zauberer P. Hahn, der Wunderdoktor Rölz und anderes. Prag, Calve 1909. XI, 247 S. mit sieben Abbildungen. 3 Mk. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde 10). — Ein beachtenswertes Beispiel für die noch immer fortdauernde Kraft des Volks, Sagen zu bilden, liefern die im böhmischen Erzgebirge umlaufenden Geschichten vom Pater Adalbert Hahn zu Platten (1750—1825) und dem Wunderdoktor Joh. Bapt. Rölz in Frühbuss (1815—1884), die Endt 1907—1908 an verschiedenen Orten aufgelesen und sorgsam geordnet hat. Wie er urkundlich nachweist, war Hahn ein lustiger Zecher, wegen seiner Freigebigkeit beliebt und im Besitze eines 1745 zu Nürnberg gedruckten 'Natürlichen Zauberbuches' und einer Laterna magica. Das Volk erzählt von ihm verschiedene Zauberkunststücke, die schon Faust zugeschrieben werden, wie das ausgerissene Bein und das Blendwerk des steigenden Wassers, oder anderwärts begegnen, wie das auffliegende gebratene Huhn (R. Köhler 3, 639) und der Brotlöffel (Forschungen z. brandenb. Gesch. 11, 204. Jegerlehner, Am Herdfeuer der Sennen 1908 S. 72); Hahn lässt ferner Soldaten und Mäuse aus der Ofenröhre marschieren, zaubert grobe Leute fest, schreckt sächsische Lutheraner, entdeckt durch List Diebe, neckt verschiedene Amtsbrüder und lässt vor dem Tode alle seine Zauberbücher verbrennen. Auch dem Wunderdoktor Rölz werden mehrere dieser Kunststücke nachgesagt. Ferner enthält der Band einige vermischte Schwänke, teilweise in der Mundart, z. B. S. 210 den Speckdieb als Teufel (H. Sachs, Fabeln 2, 440 nr. 327). S. 106 ein Coronagebet (oben 17, 95).

P. Hahn, Varzin. Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Otto von Bismarck. Berlin [1909], Verlag des Vereins für Bücherfreunde. 293 S. 8°. 3,30 Mk. — Im Anhang dieses hübschen Buches, dessen anekdotenfroher Hauptinhalt hier nicht zur Debatte steht, werden ein paar Erntekranzlieder mitgeteilt und eine Reihe von Prozessakten aus dem 17. Jahrhundert abgedruckt, in denen sich Gewalttätigkeit der Adligen, Rechtlosigkeit der Bauern, Aberglaube und Unverstand seltsam spiegeln: eine 'Hexe' bereitet einen Zaubertrank und muss mit Marter und Feuertod dafür büssen. Den Fürsten haben diese alten Dokumente, die bei der Öffnung eines Varziner Kirchengewölbes gefunden wurden, wie die Verfasserin berichtet, lebhaft gefesselt. Der Phantasie eines Dichters vom Schlage Fontanes würden sie manche Anregung geben; dem Folkloristen legen sie die Frage nahe, ob nicht eine planmässige Durchforschung älterer Prozessakten für volkskundliche Zwecke ausführbar wäre — ertragreich wäre sie gewiss. (H. Michel.)

M. R. Hewelcke, Die Loreleysage. Paderborn, Junfermann 1908. 67 S. 1,25 Mk. — Dass Brentanos Romanze von 1802 die Quelle für Heines Lorelei und die ganze Loreleisage bildet, ist längst nachgewiesen und durch Benders verdächtige Angaben (1899) über eine Chronik von 1650 nicht erschüttert worden. Das Verdienst von Hs. kleiner Schrift besteht in einer übersichtlichen Zusammenfassung des Materials, bei der man nur bisweilen mehr Kritik und Literaturkenntnis wünschte (Ritter von Staufenberg, Prätorius; Grimms 'Mythologie der Germanen'!). Durch Anführung von Erzählungen über Nixen, wiederkehrende Tote und die Macht der Musik sucht H. Brentanos Romanze als 'die lokalisierte Konzentration einer ganzen Reihe ähnlicher alter Sagen' zu erweisen.

E. Hoffmann-Krayer, Alte Kulturbestände in der Sprache. Zürich 1909. 20 S. (aus: Wissen und Leben). — Rückschlüsse aus der Wortform auf die Formen von Haus, Nahrung, Kleidung, Waffen, Gerät, Handel, Schreiben, Lesen in älterer Zeit.

M. Höfler, Das Malum malannum. 15 S. (Janus 13. Harlem 1909).

Ludwig von Hörmann, Tiroler Volksleben, ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde. Stuttgart, A. Bonz & Co. [1909]. XIV, 498 S. 4 Mk. — Zweimal schon hat der verdiente Leiter der Innsbrucker Universitätsbibliothek das Alltagsleben seiner

tirolischen Heimat zum Gegenstande treffender Schilderungen gemacht: die Kleinindustrie in den 'Tiroler Volkstypen' (1887) und die Bauernarbeit im 'Tiroler Bauernjahr' (1899). Umfassender angelegt ist das neue Werk, welches das gesamte tirolische Volksleben der Gegenwart in drei Abschnitten (das Fest- und Arbeitsjahr, das Familienleben, Gestalten und Bilder aus dem Dorfleben) darstellen will, ohne indes die in jenen früheren Büchern veröffentlichten Kapitel zu wiederholen. Auch hier schöpft H. aus dem Vollen, doch aus seinem umfänglichen Materiale die bezeichnendsten und wichtigsten Züge auswählend. So versteht er es mit ungemeiner Sachkenntnis uns in den wirtschaftlichen Betrieb wie in die Gedankenwelt der Tiroler Landbevölkerung ohne Abbildungen und ohne viel gelehrte Nachweise anschaulich und fesselnd einzuführen, in mancher Hinsicht an Riehls kräftige Art der Charakteristik erinnernd. Mit Vergnügen lassen wir uns über die Auffahrt zur Alpe, das Wetterschiessen, die Flachsbereitung, das Winterleben in lebensvollen, fast novellistisch eingekleideten Abschnitten belehren, über den Typus der unterinntalischen oder oberbayrischen Hauses, welche durch den die Front zuspitzenden Giebel in zwei Hälften, Wohnung und Stallung, geteilt wird, über die Spiele und Reime, mit denen die Jahres- und die Familienfeste geschmückt werden, über die Maulwurffänger, die Vogelliebhaberei, das Schützenleben und vieles andre. Die Heimatsliebe verführt den Vf. auch nicht zur Schönfärberei; er zeigt zugleich die Schattenseiten manches in Dorfgeschichten anziehend beschriebenen Brauches, wie des Gasselgehens, urteilt ruhig und nüchtern über das Eheleben und stellt als Grundübel der tirolischen Landwirtschaft die zahlreichen, nahezu ein Drittel des Jahres einnehmenden Bauernfeiertage hin. Nur ein Register vermissen wir in dem trefflichen Buche.

Karl Künstle, Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz, nebst einem Exkurs über die Jakobslegende im Zusammenhang mit neueren Gemäldefunden aus dem badischen Oberland untersucht. Freiburg i. B., Herder 1908. 4 Bl., 116 S. gr. 8° mit und 7 Tafeln 17 Abbildungen im Text. 7 Mk. — Die anziehende, vortrefflich ausgestattete Veröffentlichung des Freiburger Kunsthistorikers ruft unser besonderes Interesse durch die eingeflochtenen literarischen Untersuchungen wach. 1903 wurden zu Überlingen am Bodensee in der aus dem 15. Jahrh. stammenden Jodokuskapelle zwei eigenartige Bilderfolgen unter der Tünche entdeckt. Die eine stellt die Legende vom unschuldig gehängten Jakobspilger dar, die zuerst im 12. Jahrh. in den 'Miracula s. Jacobi' erzählt ward und sich grosser Verbreitung erfreute (R. Köhler, Kl. Schriften 3, 223. 639. Sébillot, Folklore de France 3, 254); und zwar folgt der Maler nicht der französischen, sondern der ausführlichen spanischen Version, wie sie später Lucius Marinaeus aufgezeichnet hat. Auf dem andern Friese erblickt man die aus dem berühmten Bilde des Campo santo zu Pisa bekannte Legende der drei Lebenden und drei Toten, der K. eine gründliche und förderliche Untersuchung (S. 29—113) widmet. Er leitet sie aus der seit dem 11. Jahrh. häufig in Grabschriften auftretenden Warnung: 'Quod fuimus, estis; quod sumus, vos eritis' ab, die höchst wahrscheinlich aus der arabischen Literatur entlehnt ist, und mustert eingehend die zahlreichen literarischen (S. 38 Abdruck eines Gedichtes mit Illustrationen aus einer elsässischen Hs. des 15. Jahrh.) und künstlerischen Bearbeitungen der Legende (vgl. noch J. Magnus-Petersen, Kalkmalerier i danske kirker 1895 Taf. 16, 6). In ihr sucht er zugleich den Ursprung der Totentanzbilder, die nicht, wie Seelmann und Kraus annahmen, aus einem französischen Schauspiele abstammen, sondern, wie bereits Fehse (vgl. oben 18, 232) darlegte, an die Volksvorstellung von einem nächtlichen Tanze der Toten auf dem Kirchhofe anknüpfen. Den Übergang bereiten einige Darstelluugen der Legende vor, auf denen dreimal je ein Lebender und ein Toter gruppiert oder die drei Lebenden als Vertreter verschiedener Stände charakterisiert sind. In Nordfrankreich wäre dann im 13. bis 14. Jahrh. zuerst eine grössere Reihe von Paaren eines Lebenden und eines Toten abgebildet worden; den Schauplatz des Kirchhofes bezeichnet noch das Kruzifix im Berliner Totentanze. Erst spätere Texte verwandelten die Toten in die wiederholt auftretende Personifikation des Todes. Es ist K. ohne Frage gelungen, diesen Entwicklungsgang zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Λαογραφία, δελτίον τῆς ἑλληνικῆς λαογραφικῆς ἑταιρείας κατὰ τριμηνίαν ἐκδιδόμενον, τόμος Α', τεῦχος Α'. Athen, P. D. Sakellarios 1909. 168 S. — Längst ist im heutigen

Griechenland die volkskundliche Forschung von Fremden und Einheimischen eifrig betrieben worden; doch erst dem hochverdienten Professor N. G. Politis in Athen ist es jetzt gelungen einen Verein für griechische Volkskunde zu gründen, welcher die Sammelarbeit systematisch organisieren und weitere Kreise zur Mitarbeit anregen soll. Ihm verdankt auch das vorliegende erste Heft der Vereinszeitschrift 'Laographia' nicht bloss das Programm, sondern auch die meisten und wertvollsten Beiträge. Mit Berücksichtigung der deutschen, englischen und französischen Forschungen stellt er im einleitenden Aufsatze Begriff und Umfang der Volkskunde fest, welche sich auf alle in Wort und Handlung geschehenden Äusserungen des Volksgeistes beziehen soll, also nicht nur auf Lieder, Sprichwörter usw., sondern auch auf Wohnung, Nahrung, Kleidung, Beschäftigung, Brauch, Aberglauben und Unterhaltung. In eingehender Weise untersucht er dann das Volksbuch 'Erotokritos' (S. 19—70), dem er höheres Alter und grössere Unabhängigkeit von fremden Vorbildern als die früheren Betrachter zuschreibt; der im 14. Jahrh. entstandene Versroman ward später von einem Kreter überarbeitet. Auch den von S. E. Stathi und und K. D. Sotirios (S. 71f. und 92f.) mitgeteilten Märchen aus Kythera und Albanien hat Politis lehrreiche stoffvergleichende Bemerkungen über Apollonios von Tyros, über die Prophezeiung vom künftigen Schwiegersohn (R. Köhler, Kl. Schriften 2, 357. 679) und über das dem unkeuschen Vater entrinnende Mädchen (oben 6, 75 zu Gonzenbach 38) angehängt. Sehr dankenswert ist endlich die ausführliche Übersicht über die in griechischen Zeitschriften und Zeitungen erschienenen Artikel zur Volkskunde (S. 121—154). Wir wünschen dem trefflich begonnenen Werke rüstigen Fortschritt und vielseitige Teilnahme.

Maal og minne, norske studier utgit av Bymaals-laget ved Magnus Olsen, 1. hefte. Kristiania, Aschehoug & co. 1909. 64 S. Jährlich 3 Hefte 3 Kr. — Die neue norwegische Zeitschrift, der wir ein fröhlicheres Gedeihen als der nur bis zum 2. Bande gelangten 'Norvegia' wünschen, steckt sich die Erforschung des norwegischen Geisteslebens seit den ältesten Zeiten als Ziel und setzt mit vier anregenden Aufsätzen recht verheissungsvoll ein. M. Moe schildert in einem 1888 niedergeschriebenen Artikel das mythische Denken, welches die belebte und leblose Natur dem Menschen gleichstellt und sich deutlich in den Volksrätseln kundgibt, und wiederholt das Verlangen nach einem Motivlexikon. M. Olsens 1908 gehaltene Antrittsvorlesung über altnordischen Mythus und Kultus geht auf den Agrarkult ein, der dem Eddaliede Skírnismál zugrunde liegt und am Frühlingsfeste der Nerthus, in den finnischen Liedern von Sämpsä und in mehreren ein Liebespaar (Freyr und Gerd) darstellenden gestanzten Goldplättchen zutage tritt. Der in Skandinavien und England verbreiteten Ballade von den beiden Schwestern und der den Mord kündenden Harfe widmet K. Liestøl eine Untersuchung, die in den englisch-schottischen Fassungen das Vorbild für die norwegischen und dänischen erkennt. K. Aubert endlich teilt Briefe von S. Bugge an Grundtvig (1855—1875) mit.

V. J. Mansikka, Über russische Zauberformeln mit Berücksichtigung der Blut- und Verrenkungssegen. Akademische Abhandlung. Helsingfors 1909. XVII, 311 S. 8°. — Kurz nachdem uns Brummer (s. oben S. 121) in den Kreis der finnischen Zauberlieder eingeführt, erschliesst uns ein andrer Schüler K. Krohns, Mansikka, die Gedankenwelt der russischen Zauberformeln. Sein Werk, die reife Frucht ausgedehnter Studien, gruppiert diese Sprüche in solche mit einem epischen Element, in eigentliche Beschwörungen und in Formeln mit einem gewissen Parallelismus (Quomodo non oder Quomodo) und geht überall historisch von den ältesten Zeugnissen aus, zugleich auch die übrigen europäischen Völker berücksichtigend. Nach einem lehrreichen Überblick über die Ansichten der russischen Mythologen des 19. Jahrhunderts wendet er sich der Frage zu, ob sich aus einer Vergleichung der russischen Formeln mit den südslawischen ein gemeinslawischer Besitz ergebe, und beantwortet diese dahin, dass die Motive teils allen der byzantinischen Kirche angehörigen Völkern eigen, teils gemein-europäisch seien. In Südrussland ist in einzelnen Fällen deutscher Einfluss spürbar, der bei den Polen und Čechen häufiger auftritt. Nirgends aber ist nach M. heidnischer Ursprung nachweisbar, sondern christliche Geistliche sind als erste Erfinder und Verbreiter zu betrachten, und Ereignisse aus dem Leben Christi, gefärbt durch die apokryphe Überlieferung und die schöpferische Volksphantasie, werden zur Warnung des personifizierten Krankheitsdämons erzählt. Was die mittelalterliche Dichtung und Predigt an Symbolen und Legenden mit der Geburt, Taufe und Passion

Christi verknüpfte, die Verbindung des Kreuzholzes mit dem Baum der Erkenntnis und den Flüssen des Paradieses, der Vergleich der Kreuzigung mit einer Himmel und Menschen verbindenden Brücke, die Symbole des Lammes, Pelikans, Fisches, Steines, der Säule usw. sind hier trotz merkwürdiger Entstellungen ebenso zu erkennen, wie die Bezeichnungen der Jungfrau Maria als Stern, Morgenröte, Taube ohne Galle, brennender Busch Moses, Jakobsleiter, Zeder, Schlüssel des Himmels oder die Legende von der unter die spinnenden Tempelmädchen aufgenommenen jugendlichen Maria, der am Brunnen die erste Verkündigung des Engels zuteil wird. Aus solcher Symbolik heraus ist der häufig erwähnte „weissglühende Alatyr[Altar]stein unter dem mitten im Meer stehenden Baum“ als eine Bezeichnung Christi zu erklären, der anderwärts auch als Kaiser, Arzt oder Greis erscheint, ähnlich wie Maria sich aus einem Baume schliesslich in die Waldesmutter oder Schlangenfrau wandelt. Die auch im deutschen Kinderliede geschilderten drei spinnenden Jungfrauen (Nonnen, Marien) deutet M. als eine Vermischung der drei Marien am Grabe Christi mit der spinnenden Maria im Tempel, die drei guten Brüder im Blutsegen fasst er als Apostel auf und sieht in den heidnischen Götternamen des Merseburger Spruches und eines norwegischen Segens spätere Interpolationen des christlichen Gebetes. Hieran werden freilich manche Gelehrte Anstoss nehmen, die trotz Bugge an das Fortleben germanischen Heidentums in unserer Dichtung glauben. Sicherlich aber wird auch eine schärfere Prüfung der hier nur angedeuteten Forschungsresultate M's vielen dauernden Gewinn feststellen. So erhält z. B. die junge Wissenschaft der vergleichenden Poetik für die Elemente der Rätsel, Kinderlieder, Märchen, für Gleichnisse und Umschreibungen des Begriffs Niemals schätzbare Beiträge.

E. Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche (aus Hans Meyer, Das deutsche Volkstum). Leipzig, Bibliographisches Institut [1909]. 117 S. 0,20 Mk. (Meyers Volksbücher nr. 1561 bis 1562.) — Die treffliche, oben 14, 452 von Schönbach gerühmte Schilderung erscheint nun in einer billigen Sonderausgabe, der wir weite Verbreitung wünschen.

E. Mogk, Die Menschenopfer bei den Germanen (Abh. der phil.-hist. Kl. der k. sächs. Ges. der W. 27, 601—643). — Die Menschenopfer der heidnischen Germanen, die v. Löher 1882 überhaupt leugnete, wurden, wie M. durchweg überzeugend darlegt, entweder als Gelübde für den erfochtenen Sieg dem Totengotte Wodan dargebracht oder vor einer Seefahrt oder in einer Hungersnot; periodische Opfer begegnen im Nerthuskult auf Seeland und im Freyrkult in Upsala. Geopfert wurden Kriegsgefangene oder aus der Gemeinde Ausgestossene; das Opfer war jedoch kein Strafakt.

Kr. Nyrop, Fortids sagn og sange 3: Sangerens hjerte. København, Gyldendalske boghandel 1908. 127 S. 3 Kr. — 4: Jødiske parabler. ebd. 1908. 119 S. 3 Kr. — 5: Grevinden med de 365 børn. ebd. 1909. 123 S. 3 Kr. — Den beiden oben 17, 330 und 18, 348 angezeigten Bänden gesellt der Kopenhagener Romanist einige weitere zu, in denen er in gleich anmutiger und klarer Weise dem gebildeten Publikum das Werden, Wachsen und Wandern mittelalterlicher Sagenstoffe schildert und ohne gelehrten Apparat (wenn auch mit bibliographischen Nachweisen), aber überall aus den Quellen schöpfend und vielfach eigene Resultate bietend, in die anziehende Arbeit der Sagen- und Märchenforschung einführt. 'Des Sängers Herz' ist die blutige Geschichte von dem eifersüchtigen Herren von Roussillon, der den Liebhaber seiner Frau, den Troubadour Guilhem de Cabestaing, tötete und dessen Herz gebraten seiner Frau als Speise vorsetzte. Diese im 13. Jahrhundert in Südfrankreich erzählte und von Boccaccio benutzte Geschichte bildete schon im 12. Jahrhundert den Stoff eines verlorenen nordfranzösischen Lai und ward um 1300 von Jakemon Sakesep auf den uns durch Uhland bekannten Castellan von Coucy übertragen, doch mit der Milderung, dass der Sänger im Kreuzzuge fällt und sterbend seinem Diener gebietet, sein Herz der Dame von Fayel zu überbringen. In Deutschland entstand nicht bloss ein Epos Konrads von Würzburg, sondern auch eine jüngst von Kopp im Zusammenhange behandelte (oben S. 223) Ballade, die den Minnesänger Reinmar von Brennenberg zum Helden macht, und auch nach Schweden und Dänemark gedrungen ist. Die Frage nach der Herkunft der Fabel, die in dem französischen Lai von Ritter Ignaure, der gleichzeitig zwölf Damen den Hof macht, parodiert ward, lässt N. unentschieden; weder für die Kelten noch für die Indier, bei denen Swynnerton ein ähnliches Märchen vernommen hat, oder die Skandinavier, für die Ahlström unter Hinweis auf Sigurd Fafnirs-

bane eintritt, sprechen genügende Beweisgründe. — In den 'Jüdischen Parabeln' behandelt N. das berühmte Gleichnis von den drei Ringen und die Geschichte vom Engel und Einsiedler. Er legt besonderes Gewicht auf die persönliche Stellung, welche die Bearbeiter der Ringparabel zu der Frage nach der besten Religion einnehmen, um daraus die Änderungen der Fabel abzuleiten. Der spanische Jude, der um 1100 die beiden über den Wert ihrer Ringe streitenden Brüder an ihren Vater verweist, der ihnen jene geschenkt, lässt in kluger und gerechter Weise der jüdischen und der christlichen Religion ihren Wert; der französische Trouvère, der die Parabel als Einleitung zu einer eifernden Kreuzzugspredigt vorträgt, betont, dass nur der jüngste der drei Brüder den echten Ring besitzt; resignierter äussert sich der Vf. der Gesta Romanorum, und Skepsis herrscht in den italienischen Novellen, die nicht Friedrich II., sondern Saladin dem klugen Juden gegenüberstellen. Was Lessing aus seinen Vorgängern entlehnt und aus Eignem hinzutut, ist bei Erich Schmidt schärfer und vollständiger gesagt; zu der S. 45 erwähnten Fassung in 'Schimpf und Ernst' sei auf Stiefel (Herrigs Archiv 95, 85) verwiesen. In verwandter Weise erweist der Vf. die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes als den Ursprung der Geschichte des Rabbi Josua, der den Propheten Elias begleitet und in drei unbegreiflichen Taten desselben schliesslich Gottes gerechtes Walten erkennen muss. Von Muhammed und seinen Anhängern aufgenommen, erhielt diese Geschichte in den Vitae patrum ein christliches Gewand und ward endlich auch von Voltaire in rationalistischer Art benutzt. — 'Die Gräfin mit den 365 Kindern' ist die bereits 1905 von Nyrop eingehend untersuchte Sage von der holländischen Gräfin Katharina, welche eine Mutter von Zwillingen des Ehebruchs beschuldigte und bald darauf selber von 365 ganz kleinen Kindern entbunden ward. Diese zuerst in Korners Chronik berichtete Geschichte entspricht einem 300 Jahre älteren Lai der Marie de France (Le fraine) und geht zurück auf den uralten und noch heut verbreiteten Wahn, dass Zwillinge ein Beweis ehelicher Untreue seien. An dies Motiv schloss sich einmal die mittelalterliche Sage von Tieren als Stammvätern berühmter Geschlechter an und später die groteske Steigerung: soviel Kinder wie Tage im Jahre.

W. Ohnesorge, Die Deutung des Namens Lübeck, ein Beitrag zur deutschen und slawischen Ortnamenforschung. Lübeck 1909. 98 S. 4°. (aus der Festschrift zur Begrüssung des 17. deutschen Geographentages). — Deutet die älteste Namensform Liubice aus slaw. ljubu (= lieb, anmutig) und leitet 354 Ortsnamen in Norddeutschland, Böhmen, Polen und den Alpenländern aus dem gleichen Stamme ab. Voraufgehen methodische Erörterungen und eine Bibliographie der slawischen Ortsnamenforschung.

W. Portius, Sylter Frauentrachten (Daheim-Kalender 1909). — Textunterlagen und Buntdruckbilder rühren, wie im Briefkasten des 'Daheims' 1909, Nr. 27 mitgeteilt wird, von Dr. K. Häberlin in Wyk auf Föhr her, dessen Name durch ein Versehen fortblieb. Hinzugefügt sei, dass der Text, soweit er nicht direkt aus Häberlins Manuskript entnommen ist, zahlreiche wesentliche Irrtümer enthält. Die Bilder sind nach den im Friesenmuseum zu Föhr befindlichen Originalen angefertigt. (K. Häberlin).

H. Ploss und M. Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, anthropologische Studien. 9. stark vermehrte Auflage, neu bearbeitet und hsg. von P. Bartels, mit 11 Tafeln und 700 Textabbildungen. Leipzig, Th. Grieben 1908. XXIV, 986. VIII, 884 S. 30 Mk. — Nach Vollendung der bereits oben 18, 473 angekündigten neuen Auflage des berühmten Werkes, dem kein andres Volk ein gleich gediegenes über den gleichen Gegenstand gegenüberstellen kann, müssen wir hervorheben, dass der neue Bearbeiter nicht bloss den Stoff gemehrt und hie und da neue Gesichtspunkte geltend gemacht, sondern auch in der Ableitung allgemeiner Gesetze aus den Tatsachen die gleiche wissenschaftliche Vorsicht bewahrt hat, welche sich der Grenzen unserer Kenntnisse bewusst bleibt. Und wenn angesichts des gewaltigen Materials der Volkskundler wie der Linguist, der Literaturhistoriker, der Mytholog, der Kunstforscher vielleicht diesen oder jenen Nachtrag anzubringen wünscht, wird er doch nur selten ein kleines Versehen entdecken (wie 1, 557 Meyenberg statt Megenberg; 1, 663 Prätorius Rockenphilosophie statt J. G. Schmidt; 2, 7 generatrix statt genetrix) und weit häufiger sich durch zahlreiche ihm neue Tatsachen bereichert und zu weiteren Forschungen angeregt fühlen; vgl. z. B. 2, 501 über die isländische Floomannasaga oder 2, 524 über die jüngst von Cosquin und Hertel

behandelte Adoption durch Muttermilch. Besondere Anerkennung verdienen die vortrefflichen Illustrationen. Unter den für die Volkskunde wichtigen Abschnitten seien genannt die über Frauensprachen, Jungfrauen als Zauberinnen, Liebeszauber, Heiratsorakel, Eheleben, Geburtsgottheiten, die Hebeamme im Volksmunde, Zaubermittel und Aberglauben bei der Geburt, Zeremoniell der Wochenstube, Männerkindbett, soziale Stellung des Weibes, die Stiefmutter, die alte Jungfer, Witwentötung, Hexen, Umgehen der toten Wöchnerin usw.

Société Ramond, Bagnères-de-Bigorre. Enquête sur le folklore dans les Pyrénées centrales, Questionnaires. 8 S. [1909.] — Zum ersten Male in Frankreich fordert ein lokalhistorischer Verein zur Sammlung volkskundlichen Materials auf. Der Fragebogen weist hin auf Haus, Landwirtschaft, Gewerbe, Tracht, Brauch, Aberglauben, Feste und im besondern auf Lied, Sprichwort, Sage, Glockenspiel. Auch ein volkskundliches Museum soll in Bagnères errichtet werden. Glückauf!

Heinrich Sohnrey, zum 50. Geburtstage des Dichters und Vorkämpfers für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege mit Freunden seiner Bestrebungen hsg. von Ed. Kück. Dresden, Baensch 1909. VII, 129 S. 1,50 Mk. — In 15 Aufsätzen von Freundeshand wird berichtet, wie Sohnrey (geb. 19. Juni 1859 zu Jühnde) im lebendigen Gefühl der Poesie des Volkstums schon als Seminarist zum Sammeln von Volkssagen und Liedern seiner südhannöverschen Heimat und zur dichterischen Wiederspiegelung des Volkslebens in schlichten, gemütvollen Dorfgeschichten gelangte, wie ihn dann aber die Wahrnehmung der Verwüstungen, welche die fortschreitende Industrie und die 'rationelle' Landwirtschaft im dörflichen Gemeinschaftsleben wie in den einzelnen Familien anrichtete, zum praktischen Sozialpolitiker machte. Durch unermüdete Tätigkeit ist es ihm gelungen, für seine gesunden Ideen einer inneren Erneuerung des Landlebens Anklang zu wecken und viele gleichgesinnte Landräte, Gutsbesitzer, Pfarrer usw. im Verein für ländliche Wohlfahrtspflege zu sammeln, der bereits eine segensreiche Wirksamkeit aufzuweisen vermag. In den Kreis unserer Bestrebungen fällt ausser seiner Zeitschrift 'Das Land' namentlich das oben S. 238 angezeigte Buch über die Feste und Spiele unseres Landvolkes.

Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erweiterte Auflage hsg. von Karl Willoh. 2 Bände. Oldenburg, G. Stalling 1909. XXI, 517. VII, 518 S. 7,20 Mk., geb. 8,40 Mk. — Unter den landschaftlichen Sammlungen deutschen Volksglaubens nimmt die oldenburgische Strackerjans v. J. 1867 vermöge ihrer Vielseitigkeit und Übersichtlichkeit einen Ehrenplatz ein, wenngleich sie durch die lexikalisch knappe Form mehr den Charakter eines Nachschlagewerkes gewonnen hat. Dem längst vergriffenen Werke hat nun Willoh eine zeitgemässe Neubearbeitung angedeihen lassen. Er hat die Anlage und Paragraphenzahl belassen, jedoch die Einleitung vereinfacht, die abstrakten Ausführungen über Mythologie und Religion gekürzt und fasslicher gestaltet, hie und da Umstellungen vorgenommen, insbesondere aber manches neue Material, z. B. über Fastnachts- und Hochzeitsbräuche, Kinderlieder, eingefügt, so dass die Seitenzahl um mehr als 200 S. vermehrt ist. Behandelt werden Vorbedeutungen, Zauberei, Vor- und Nachspuk, Teufel, Geister, Schwarzkunst, Zeiten, Elemente, Naturreiche, Mensch, endlich Ortssagen und Märchen. Diese Einteilung bringt es mit sich, dass die Lieder und Rätsel durch das ganze Werk verstreut sind; ein Register fehlt leider, wie auch auf den Nachweis wissenschaftlicher Literatur und ausseroldenburgischer Varianten, wie sie R. Köhler, Kl. Schriften 1, 66—70 bereits für die Märchen der 1. Auflage lieferte, durchweg verzichtet ist. Öfter aber lehrt solche Vergleichung erst die echte und vollständige Gestalt einer Sage kennen; vgl. z. B. des Schatzgräbers Traum 1, 174 mit Frey, Gartengesellschaft nr. 77, Teufel und Walriderske 1, 479 mit Pauli, Schimpf und Ernst nr. 81, die ihren Mann in einen Hund verwandelnde Hexe 1, 482 mit Chauvin, Bibliographie arabe 6, 198 nr. 371, die Bienenkirche 2, 7 mit Caesarius von Heisterbach 9, 8 und Alemannia 17, 24, die Feindschaft der Hunde und Katzen 2, 144 mit Montanus, Schwankbücher S. 568. Trotzdem wird auch der wissenschaftliche Benutzer die reiche und wohlgeordnete Sammlung mit Vergnügen zu Rate ziehen; die Oldenburger aber können auf den hier geborgenen Schatz heimischer Überlieferung stolz sein.

K. Stuhl, Das römische Arvallied, ein urdeutsches Bittganggebet. Würzburg, J. Kellner 1909. 4 Bl., 78 S. — Eine wahrhaft erheiternde Lektüre für Philologen. In

dem vielfach dunklen Liede der altrömischen Arvalbrüder (C. inscr. lat. 1, nr. 28) glaubte der Vf., nachdem er das unheimliche Satzgebilde 'Neve lue rue marmar sins incurrere in pleores' in Gedanken vor sich hin gesprochen, auf einmal vertraute Laute der Muttersprache zu vernehmen: 'Dem Nebel wehr, Weihtum-Gemeinde-Mutter! Siede, Sonne, die Frucht! Regen, schwelle den Flachs!' oder in seinem neuerfundenen Altgermanisch: 'Nével vár, Vé-Ma-Már! Sór, Sin, gáre! Reín, ple hare!' Und mit rührendem Ernste konstruiert er nun aus dem ganzen Texte eine Strophe aus 16 Cretici mit Stab- und Endreimen in einer unmöglichen Sprache als das urälteste Denkmal der deutschen Literatur. Ist dies schon Tollheit, so hat es doch Methode.

P. Toldo, Morti che mangiano (Rivista teatrale italiana 13. Firenze 1909. 14 S.). — Bespricht mehrere französische Komödien des 18. Jahrh., welche den Schwank von dem Verrückten behandeln, der sich einbildete gestorben zu sein und darum keine Nahrung zu sich nehmen wollte (Gesta Romanorum 241). Zu den S. 13 erwähnten Morts vivants vgl. Bolte, Danziger Theater 1895 S. 113, zu La morte vivante oben S. 92.

M. B. Weinstein, Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Leipzig, Teubner 1908. VI, 144 S. 8°. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 223). — Der erste Teil dieses Buches beschäftigt sich eingehend mit den Kosmogonien in Sagen und Mythen von Kultur- und Naturvölkern, der zweite erörtert die wissenschaftlichen Hypothesen über die Entstehung der Welt (Descartes, Kant, Laplace, A. Ritter u. a.). Für unsere Zwecke kommt nur der erste Teil in Betracht: er zeigt eine reiche, doch unkritische Belesenheit, die sich oft genug nicht an die rechte Schmiede gewandt hat; wie kann man z. B. Kleins zyklopische 'Geschichte des Dramas' (die ich in mancher Hinsicht zu schätzen weiss) als Hauptquelle für die keltische Götter- und Heldensage benutzen (S. 54)? Ein so wichtiges und bequem zugängliches Werk wie Chantepie de la Saussaye's 'Lehrbuch der Religionsgeschichte' (3. Aufl. Tübingen 1905) ist dem Verf. offenbar unbekannt geblieben. Wir freuen uns gewiss darüber, dass ein Physiker von Fach so viel Interesse für vergleichende Mythologie besitzt, aber weshalb will er, was er gestern gelernt, heute schon lehren? (H. Michel.)

L. de Wolf, Volkskundige boekenschouw, Bibliographia folklorica periodica 1908 (Biekorf 19, Bijblad). Brugge, L. de Plancke [1909]. 298 S. — Da die von A. Strack und L. Dietrich herausgegebene volkskundliche Zeitschriftenschau leider ins Stocken geraten ist, begrüssen wir dankbar jeden Versuch einer volkskundlichen Bibliographie, sollte er auch hinter jener Leistung zurückbleiben. Der vorliegende, für den mehr als 300 Zeitschriften ausgezogen wurden, enthält 2296 Bücher, Zeitschriftenartikel und Anzeigen nebst Register und stellt dem Fleisse des Herausgebers ein rühmliches Zeugnis aus. Er umfasst: 1. Hilfswissenschaften (Methode, Quellenkunde, Geschichte, Altertumskunde, Literaturgeschichte, Psychologie und Religionsgeschichte, Sprachgeschichte), 2. Quellen, 3. Untersuchungen. Die Einrichtung ist übersichtlich, Druckfehler selten; häufig sind kurze Notizen in vlämischer und lateinischer Sprache beigegeben. Dass ein so junges, die germanischen und romanischen Länder zu umfassen strebendes Unternehmen noch manche Lücken aufweist, ist natürlich; es sollten aber auch von vornherein die Grenzen den Hilfswissenschaften gegenüber strenger gezogen werden. Wer sucht hier Arbeiten über den Parthenon, über Cicero, Shakespeare, Molière, die nichts mit der Volkskunde zu tun haben? In den Referaten sind mir verschiedene Versehen begegnet. So gibt z. B. Lemcke (nr. 1866) keine bibliographische Studie über den Eulenspiegel, Schlägers Kinderlieder (596) sind nicht unordentlich, sondern alphabetisch gruppiert, der Bericht nr. 1386 bespricht nicht Märchenliteratur aus den letzten acht Jahren, sondern von 1907 und 1908. Möge der Herausgeber unverdrossen seine Bemühung fortsetzen und uns übers Jahr einen gleichen Band bescheren!

R. Wossidlo, Volkssagen über Rethra. 30 S. (aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1909). — Vollständiger Abdruck des für die Sagenforschung und Altertumswissenschaft gleich wichtigen, in Lübeck gehaltenen Vortrages, von dem ein Auszug bereits in den 'Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde' 8, 21—30 (1908) erschien.

Die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde,

auf welcher 18 Vereine und Museen vertreten waren, fand am 27. September 1909 zu Graz unter dem Vorsitze von Prof. Dr. E. Mogk-Leipzig statt. Nachdem der Vorsitzende die Jahresübersicht und der Schriftführer Dr. O. Dähnhardt den Geschäftsbericht erstattet hatte, wurde die Fortführung der Zeitschriftenschau erwogen, für die einige Vereine einen jährlichen Zuschuss in Aussicht stellten. Museumsdirektor Prof. Dr. O. Lauffer-Hamburg entwickelte seinen Plan für eine in Hamburg anzulegende volkskundliche Zentrale (Zettelkataloge, Photographien, Fragebogen). R. Mielkes Bericht über die Gestalt der Getreidepuppen ward verlesen. Für die von Prof. K. Larsen in Kopenhagen angeregte Sammlung alter Soldatenbriefe und Tagebücher aus Kriegszeiten erklärte sich Prof. Mogk bereit, gemeinsam mit Prof. Larsen Leitsätze auszuarbeiten. Die Abänderung der Verbandssatzungen ward verschoben auf den nächsten Delegiertentag, der im Herbst 1910 in Eisenach stattfinden soll. Der Ausschuss ward wiedergewählt bis auf Prof. O. Seyffert-Dresden, an dessen Stelle Prof. Lauffer trat. Es folgte ein Vortrag von Stadtpfarrer Dr. A. Schullerus aus Hermannstadt über die Märchen der in Siebenbürgen ansässigen Völkerschaften, in denen er drei Schichten zu scheiden suchte.

Vielerlei Anregung und Genuss bot den Besuchern des Verbandstages die vom 28. September bis 1. Oktober in Graz stattfindende 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, auf welcher unsre Wissenschaft nicht nur durch die Museumsführung, die Prof. Dr. R. Meringer-Graz sich angelegen sein liess, und durch die von dem verdienten Begründer des Wiener Volksgesangvereins Prof. Dr. J. Pommer zu Gehör gebrachten Volkslieder und Jodler vertreten ward, sondern auch eine auf Anregung von Prof. Meringer neubegründete 13. Sektion für Volkskunde unter der Leitung von Prof. Mogk und Bolte fünf Sitzungen abhielt. In diesen sprach Prof. F. Ferk-Graz über die Schwämme in der Volkskunde, Prof. Dr. M. Friedwagner-Czernowitz über die von ihm gesammelten rumänischen Volkslieder, Dr. V. v. Geramb-Graz über das Rauchstubenhaus, Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer-Basel über ein zu begründendes Museum für menschliche Ergologie, Prof. Lauffer über den volkstümlichen Gebrauch der Totenkronen, Prof. Meringer über seine Sammlung bäuerlicher Geräte, Dr. W. Pessler-Hannover über Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethnographie, vornehmlich der Sachgeographie, Dr. W. v. Unwerth-Kopenhagen über den germanischen Totengott Wodan. Dazu kamen einige Vorträge in der germanistischen Sektion: Prof. Dr. A. Hauffen-Prag über die Geschichte der deutschen Volkskunde, Prof. Dr. K. Helm-Giessen über Synkretismus im germanischen Heidentum und Prof. Dr. P. Lessiak-Freiburg i. d. Schw. über Alpendeutsche und Alpenslawen in ihren sprachlichen Beziehungen. — Möge hinfort die Volkskunde ihren Platz auf den Philologentagen wie im Gesamtverein der Geschichts- und Altertumsvereine behaupten, und möge das gleiche freundnachbarliche Verhältnis wie diesmal zwischen den verschiedenen Verbänden walten! J. B.

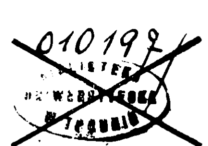
Über die Freimaurerei im Volksglauben

veranstalten K. Wehrhan (Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76) und Dr. Olbrich (Breslau, Martinistr. 6) eine Umfrage. Näheres in den nächsten Mitteilungen unseres Verbandes.

Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)





Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: P. Beck, Historische Lieder; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; C. Daniel, Armenische Märchen; A. Dörler, Lieder und Sprüche aus Vorarlberg; A. Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde; H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); M. Höfler, Aus dem Cleveschen; Volkskundliches aus dem Isartale; B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); E. Jungwirth, Volksrätsel aus dem Innviertel; A. v. Löwis, Eine Umformung der Gregoriuslegende; O. Schell, Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes; O. Schütte, Reime auf deutschen Spielkarten; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich; Th. Zachariae, Scheingeburt; H. Ziegler, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen und die Verwandtschaft und Vermischung der deutschen Volksstämme; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1909, 1—2 (Jan.-Juni). Nürnberg 1909.

Archiv für Religionswissenschaft, hsg. von R. Wünsch, 12, 4. Leipzig, Teubner 1909.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 11, 6—7. Wien, A. Hölder 1909.

Hessische Blätter für Volkskunde, hsg. von K. Helm und H. Hepding 8, 2. Leipzig, Teubner 1909.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (red. von C. Walther) 30, 2. Norden, Soltau 1909.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 32, 6—9 (Juni-Sept. 1909). Hermannstadt, W. Krafft.

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien (Red. L. Bouchal) 38, 5—6. 39, 1—4. Wien, A. Hölder 1908.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme 5, 2. Dresden, Hansa 1909.

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs, 11, 1. Breslau, M. Woywod 1909.

Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1909, 2. Berlin, Weidmann 1909. — Geschäftliche Mitteilungen 1909, 1. ebd.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond, 13, 3. Basel 1909.

Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 13, 7—10. Eger, Selbstverlag 1909.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung H. Buchert 7, 4—8. München, Seyfried & Co. 1909.

Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 41, 2—5. Berlin, Behrend & Co. 1909.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1909, 3. Berlin, Allgem. deutscher Sprachverein.

Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und F. Kauffmann 41, 2. Stuttgart, Kohlhammer 1909.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, red. von M. Haberlandt 15, 3—4. Wien, Gerold & Co. 1909.

Analecta Bollandiana, ed. C. de Smedt, F. van Ortroy, H. Delehaye, A. Poncelet et P. Peeters 28, 3. Bruxelles 1909.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 18, 9—10. Prag, F. Šimáček 1909.

Ethnographische Sammlung hsg. von der Ethnographischen Kommission der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaft in Lemberg 27: J. Franko, Galizko-ruski narodnij pripovidki 3, 1. Lwow 1909.

Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red. af E. Ekhoff, 1908, 5. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

Ljetopis jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti za godinu 1908. U Zagrebu (Agram) 1909.

Maal og Minne, norske studier, utgit av Bymaals-laget ved M. Olsen, 2. hefte, Kristiania, Aschehoug & co. 1909.

Mitteilungen der Ukrainischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kiew. Zapiski ukrainskogo naukovogo tovaristva v Kiivi, red. M. Gruševškyj; V. Peretz, K. Michalzuk, Bd. 4. Kiew 1909.

Národopisný Věstník českoslovanský, vydává společnost národopisného musea českoslovanského, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 4, 5—6. Prag 1909.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep nr. 16—20. Paris, P. Geuthner 1909.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 24, 6—8. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1909.

Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par P. Meyer No. 150—151 (= 38, 2—3). Paris, H. Champion 1909.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1909, Mai-August. Gent, Siffer.

Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 20, 5—9. Gent, Hoste 1909.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 17, 6—10. Liége 1909.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, urednik D. Boranić 14, 1. U Zagrebu (Agram) 1909.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.